SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 107• Jahrgang 2010

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 978-3-89626-952-2

Inhalt

01 Karl Lanius †: Tipping Points – Beispiele aus Natur und Gesellschaft

02 *Christa Luft:* Verselbständigung der Finanz- gegenüber der Realwirtschaft – Überakkumulation als Krisenquelle

03 *Wolfgang Schmitz:* Horst Kunze – Bibliothekar, Buchwissenschaftler und Bibliophiler

04 *Detlef Nakath:* Zur Entwicklung der deutsch-deutschen Beziehungen in der Ära Honecker

05 *Hans-Otto Dill:* Alexander von Humboldt – Reiseschriftsteller, Lateinamerikanist, Sozialwissenschaftler

06 *Winfried Engler:* Transitive oder intransitive Zeichen – Theorien postmoderner Tiefenlosigkeit

07 *Armin Jähn:* Mitläufer wider Willen oder Parteigänger Hitlers. Wilhelm Webers Berliner Jahre (1932–1945)

08 *Gisela Jacobasch:* Nachruf auf Prof. Dr. Gregor Damaschun

09 *Klaus-Dieter Jäger:* Nachruf auf Prof. Dr. Joachim Herrmann

10 *Hannelore Bernhardt:* Leonhard Euler 1707–1783. Mathematiker – Mechaniker – Physiker

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 5–36*

Wir wollten den Ausdruck dieses Beitrags gerade zur Endkorrektur verschikken, als wir die Nachricht vom unerwarteten Tod des Autors erhielten. Nun wird dies der letzte Beitrag von Karl Lanius in den „Sitzungsberichten" bleiben. Noch einmal hat er seine Stimme zur Warnung vor einem nicht mehr beeinflussbaren Wandel, einem „Umkippen" in Natur und Gesellschaft erhoben. Nehmen wir seine Warnungen ernst, suchen wir nach Lösungen, solange es nicht zu spät ist. So wird Karl Lanius noch lange in unseren Gedanken weiter wirken. Die Redaktion

Karl Lanius †

Tipping Points-Beispiele aus Natur und Gesellschaft

Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 10. Dezember 2009

Eine der bedeutendsten Motivationen für das Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis ist, aus der Kenntnis der Naturgesetze Prognosen über den Ablauf von Prozessen geben zu können. Wenn ein Pilot zu einem Atlantikflug startet, will er wissen, welches Wetter ihn während des Fluges erwartet; wenn menschliche Aktivitäten einen weltweiten Anstieg klimarelevanter Spurengase, z.B. Kohlendioxid, in der Atmosphäre bewirken, wollen wir wissen, welche Auswirkungen dieses auf das Klimasystem der Erde haben wird.

In beiden Fällen haben wir es mit kausal determinierten Prozessen zu tun, für die wir im Wesentlichen sowohl die wirksamen Naturgesetze als auch die Anfangsbedingungen der Systeme kennen. Wie wir heute wissen, sind für solche komplexen Systeme über eine gewisse Zeit hinaus keine Vorhersagen möglich – auch keine Wahrscheinlichkeitsaussagen. Ursache dieses Verhaltens sind Eigenschaften, die bewirken, dass winzige Differenzen in den Anfangsbedingungen zu gewaltigen Differenzen in den Folgeprozessen führen können. Selbst bei voller kausaler Determiniertheit aller Einzelprozesse erweisen sich komplexe Systeme über eine charakteristische Zeit hinaus nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch als unvorhersehbar. Im Falle des Wet-

ters liegt dieses Zeitintervall bei mehreren Tagen, im Falle des Klimas vermutlich bei einigen Jahrzehnten.

Ein tipping point – oder Kipppunkt – bezeichnet eine kritische Schwelle, an der eine winzige Veränderung zu einer qualitativen Änderung in der weiteren Entwicklung des Systems führen wird. Nicht nur komplexe natürliche Systeme können kippen. Auch das sozialökonomische System, das gegenwärtig unser Leben bestimmt, befindet sich in einer tiefen Krise. Wir können nicht vorhersagen, ob es sich einem tipping point soweit nähern wird, dass bei seinem Überschreiten eine Rückkehr zu den bisherigen gesellschaftlichen Verhältnissen unmöglich sein wird.

1. Wissenschaft und das komplexe System Erde

Als das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zu Ende ging, erwarteten Millionen Menschen die in der Offenbarung des Johannes vorhergesagte Apokalypse. Sie hat nicht stattgefunden. Zum Ausgang des zweiten Jahrtausends beunruhigt viele Menschen erneut eine mögliche Katastrophe. Sie ist unserem Umgang mit den Grundlagen des Lebens zuzuschreiben. Die Wissenschaft kann einen Beitrag zum Erhellen der Probleme leisten. Vor der Gemeinschaft aller Menschen steht die Aufgabe, Entscheidungen zu treffen.

Mit der klassischen Mechanik verfügte die Wissenschaft erstmals über eine Theorie, die zu fundierten Voraussagen befähigte. Sie legte den Schluss nahe, dass die Zukunft eines Systems eindeutig durch die Ausgangssituation festgelegt ist. Von nun an wurde der Wert einer wissenschaftlichen Theorie daran gemessen, in welchem Umfang sie den Bewegungsablauf realer Systeme voraussagen kann. Erinnert sei an die Vorausberechnungen der Konstellation der Himmelskörper im Sonnensystem. Im gleichen Maße wie sich im 19. Jahrhundert dieses Wissenschaftsverständnis durchgesetzt hat, wurde das Paradigma „Wissen um Vorherzuwissen“ zum Wertmaßstab der Wissenschaft.

Im Gegensatz zu einfachen physikalischen Systemen, die sich exakt oder in guter Näherung durch physikalische Gesetze beschreiben lassen und eine gute Vorhersage erlauben, gelten für komplexere Systeme, wie z.B. das Sonnensystem, deterministische physikalische Gesetze, die wir zwar kennen, aus denen wir jedoch nicht das zeitliche Verhalten des Systems vorhersagen können. Die näherungsweisen Lösungen der nichtlinearen Bewegungsgleichungen komplexer physikalischer Systeme erweisen sich längs der sie charakterisierenden Zeitskalen als nicht vorhersagbar.

Wir wissen heute, dass es eine unbegrenzte, gleichförmige periodische Bewegung aller Himmelkörper des Sonnensystems nicht gibt. Sie verläuft chaotisch. Es ist charakteristisch für diese Art des zeitlichen Verlaufs, dass winzige Änderungen der Anfangsbedingungen des Systems zu ganz unterschiedlichen Bewegungsabläufen führen. Das Studium solcher Systeme ist Gegenstand der Chaostheorie.

Die physikalischen Gesetze, die die Bewegung der Körper des Sonnensystems beschreiben, lassen sich angeben. Es ist ein vergleichsweise einfaches System, das aus einer bestimmten Menge von Himmelskörpern besteht, zwischen denen nur die Schwerkraft wirkt. Eine numerische Integration der Bewegungsgleichungen ermöglicht Aussagen über den Verlauf der Bahnen von Himmelskörpern – wenn ein ausreichend langer Zeitraum gewählt wird. So ändern sich die Bewegungen einiger Himmelskörper sprunghaft, in einem für sie charakteristischen Zeitmaßstab von Millionen Jahren.

Quantitative Untersuchungen des chaotischen Verhaltens eines komplexen Systems sind nur möglich, wenn wir die Dynamik des Systems kennen. Dieses Wissen beruht in der Regel auf der Kenntnis der Bewegungsgleichungen, die die zeitliche Entwicklung des Systems beschreiben. Wir kennen die Bewegungsgleichungen für einfache physikalische Systeme, wie das Sonnensystem, aber auch für weit komplexere Systeme wie Atmosphäre und Hydrosphäre. Für andere Systeme, z.B. für biologische Prozesse, sind uns die Bewegungsgleichungen unbekannt. Wie auch immer die Bewegungsgleichungen biologischer Systeme beschaffen sind, sie haben eine bemerkenswerte Besonderheit. Sie verändern sich im Laufe der Zeit, da die Systeme „lernfähig“ sind. Für reale biologische Systeme, von denen wir vermuten, dass sie sich chaotisch verhalten, befindet sich unser gegenwärtiges Wissen mehr auf dem Niveau philosophischer Überlegungen als auf dem einer quantitativen Naturwissenschaft.

Unser Einwirken auf das Klimasystem der Erde hat ein Ausmaß angenommen, welches bereits eine Störung des Gleichgewichts im System bewirkt hat. Die Menschheit führt gegenwärtig ein Experiment großen Maßstabs durch, wie es nie zuvor möglich gewesen wäre. Es steht zu befürchten, dass die anthropogenen Einflüsse die Antriebsfaktoren des Klimasystems bereits so stark verändert haben, dass ein unumkehrbarer Prozess eingeleitet worden ist. Sein Ausgang ist nicht vorhersagbar.

Alle bisherigen Klimamodelle prognostizieren eine allmähliche, kontinuierlich fortschreitende Erwärmung der Atmosphäre. Diese Vorhersagen beruhen auf starken Vereinfachungen, die dem nichtlinearen Charakter der Bewe-

gungsgleichungen des komplexen Klimasystems nur ungenügend Rechnung tragen. Der Klimaverlauf der zurückliegenden 150 000 Jahre ist durch das aperiodische Auftreten gewaltiger Klimasprünge charakterisiert, wie sie für komplexe chaotische Systeme die Regel und nicht die Ausnahme darstellen.

Die Frage, die viele Menschen zum Beginn des 21. Jahrhunderts bewegt, ist die nach ihrer Zukunft und nach der ihrer Kinder. Aus unterschiedlichen, teils objektiven, teils subjektiven Gründen hat das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Prognosen der Wissenschaftler abgenommen. Insbesondere in den letzten Jahren hat die zunehmende Erkenntnis der Komplexität des Klimasystems, in das unsere Existenz untrennbar eingebettet ist, unter den Wissenschaftlern die Einsicht wachsen lassen, dass auch das Klimasystem eine prinzipiell unvorhersagbare Entwicklung nimmt. Wir sind außerstande, das Eintreten des nächsten Klimasprungs zu prognostizieren. Wir wissen nicht, ob er in 10, 100 oder 1000 Jahren eintreten wird; aber dass er eintreten wird, erscheint sicher.

Die Wissenschaft komplexer Systeme vermag uns einige Antworten zu geben. Sie hängen vom Kenntnisstand der wirkenden Naturgesetze, von den geltenden Anfangsbedingungen und von der Komplexität des Systems ab. Die Antworten sind bisher zumeist unzureichend und vorläufig. Trotzdem oder gerade deswegen hat die Öffentlichkeit einen Anspruch auf Information. Das Risiko betrifft uns alle und nicht nur einen kleinen Kreis von Eingeweihten.

Wir sind eine Spezies unter vielen. Wir verfügen jedoch über eine Intelligenz, die uns die Auswirkungen unseres Handelns erkennen lässt. Das Ökosystem, zu dem wir gehören, ist ein komplexes Gebilde, widerstandsfähig und zerbrechlich zugleich. Unter Umständen reicht eine kaum wahrnehmbare Störung, um es zum Umschlagen zu bringen. Die katastrophalen Folgen betreffen auch unsere Art.

Wir tragen die Verantwortung, denn wir besitzen die Fähigkeit und das Wissen, durch einzuleitende Gegenmaßnahmen die drohende Katastrophe, wenn nicht aufzuhalten, so zumindest zu verzögern. Je schneller Rohstoffe zu Abfall werden, und je mehr Energie wir in Schadstoffe umsetzen, für umso erfolgreicher gilt das gesellschaftliche System. Solange jedoch Wachstum als Sinnbild des Fortschritts und Konsum als Inbegriff von Lebensqualität gilt, ist kein Wandel zu erwarten. Dabei ist jedem mit ein wenig mathematischem Verständnis begreiflich, dass in einem geschlossenen System, wie dem der Erde, ein unbegrenztes Wachstum mit einer annähernd konstanten Wachstumsrate unmöglich ist. Ein Fortschreiben dieser Entwicklung führt uns an eine Schwelle, an der auch das gegenwärtige sozialökonomische System kippen wird.

2. Das Klimasystem

Die Chaostheorie untersucht das Wesen des Zufalls, wie man ihn in bestimmten physikalischen, chemischen, biologischen, ökonomischen und sozialen Systemen findet. Sie betrachtet die Entwicklung komplexer Systeme, die mehr oder weniger gut durch Modelle beschreibbar sind. Charakteristisch für diese Systeme ist ihr einsinniger zeitlicher Verlauf. Am Beispiel eines vergleichsweise einfachen Systems, des Sonnensystems, zeigt sich das Auftreten sprunghafter Veränderungen, wenn man die Bahnberechnungen genügend lange auf einem Computer laufen lässt. Die Chaostheorie gestattet aber auch die Prüfung seit langem untersuchter Systeme in Natur und Gesellschaft, um zu ermitteln, ob in ihnen eine chaotische Komponente vorhanden ist.

Auch weit komplexere Systeme als das Sonnensystem, wie das Wetter und das Klima, zeigen in ihrem zeitlichen Verlauf ein chaotisches Verhalten. Das Studium dieser Systeme ergibt eine empfindliche Abhängigkeit von den Anfangsbedingungen. Um sie sichtbar werden zu lassen, muss man die ablaufenden Prozesse des beschreibenden Modells − bei variierenden Anfangsbedingungen −, genügend lange auf einem Computer laufen lassen.

Konvektion ist eine spezielle Art des Wärmetransports. Dabei wird Wärme durch die bewegten Flüssigkeits- oder Gasmassen selbst transportiert. Konvektionsströme sind auf der Erde allgegenwärtig. Im Erdmantel bewirken sie das Wandern der Kontinente. Die großen ozeanischen Strömungen erfolgen durch Konvektion, wie beispielsweise der Golfstrom und der Nordatlantikstrom. Die Bewegungen gewaltiger Luftmassen, die Winde, sind Konvektionsströme.

Eine systematische Untersuchung der Konvektion, die bereits im 18. Jahrhundert beschrieben wurde, begann 1900 mit den Experimenten des Naturforschers Henry Bénard. Bei der Untersuchung des Wärmetransports durch eine dünne Flüssigkeitsschicht entdeckte er einen strukturierten Bewegungsablauf. In der gleichmäßig von unten erwärmten Schicht beobachtete er walzenförmige Konvektionszellen. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Konvektion von Theoretikern und Experimentatoren studiert. Obwohl beachtliche Fortschritte im Verständnis des Phänomens erzielt wurden, erwies sich die Konvektion als mathematisch nicht exakt beschreibbar. Da der Wärmetransport durch Konvektion im System Erde eine essentielle Bedeutung hat, soll diese Art der Bewegung im folgendem etwas detaillierter betrachtet werden.

Zwischen zwei waagerechten ebenen Platten befinde sich eine dünne Flüssigkeitsschicht. Haben untere und obere Platte die gleiche Temperatur, ist

das betrachtete System im Gleichgewicht. Die Moleküle der Flüssigkeit führen ungeordnete, zufällige Bewegungen aus. Das System befindet sich in einem Zustand, den die Physiker als unstrukturierten Zustand minimaler Ordnung bezeichnen.

Lässt man die geometrische Anordnung des Versuchs ungeändert, erwärmt aber die untere Platte, so beginnt ein Wärmetransport durch die Flüssigkeit. Ist die Temperaturdifferenz klein, erfolgt der Wärmetransport durch Wärmeleitung. Sie ist ein reiner Energietransport. Flüssigkeitsmoleküle, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft zur unteren Platte befinden, erhalten durch Stöße mit der erwärmten Platte eine höhere mittlere Geschwindigkeit und damit auch eine höhere Bewegungsenergie. Stoßen sie mit Molekülen in der darüberliegenden Flüssigkeitsschicht zusammen, übertragen sie die erhöhte Bewegungsenergie. Auf diese Weise wird die Wärme Schicht für Schicht zur oberen Platte transportiert. Die Wärmeleitung ist beendet, wenn beide Platten wieder die gleiche Temperatur haben.

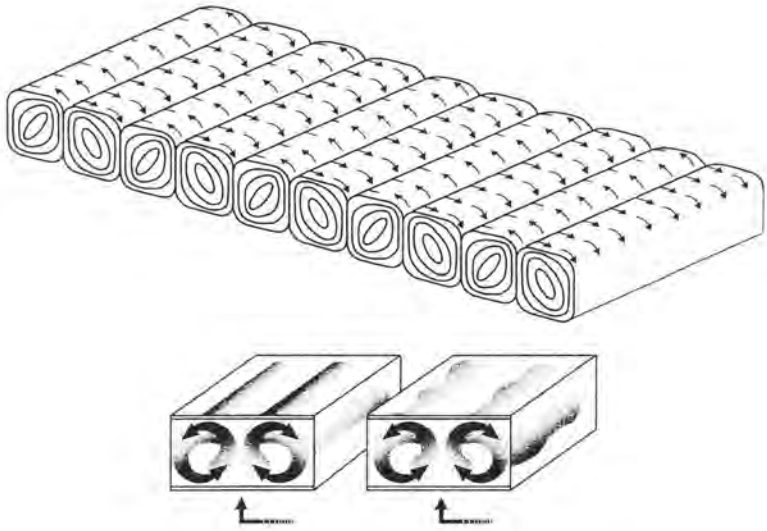


Abb. 2.1: Bei der Untersuchung des Wärmetransports in einer dünnen Flüssigkeitsschicht zwischen zwei Metallplatten beobachtet man einen strukturierten Bewegungsablauf. In der von unten gleichmäßig erwärmten Schicht bilden sich walzenförmige Konvektionszellen. In benachbarten Zellen zirkuliert die Flüssigkeit in entgegengesetzten Richtungen. Wird die Wärmezufuhr verstärkt, setzt längs der Rolle eine Oszillation ein.

Übersteigt die Temperaturdifferenz zwischen unterer und oberer Platte dagegen einen durch die Versuchsanordnung bestimmten kritischen Wert, schlägt der Wärmetransport durch Wärmeleitung in einen Wärmetransport durch Konvektion um. In der Flüssigkeitsschicht bilden sich walzenförmige Zellen. Die an der unteren, erhitzten Platte aufgenommene Wärme wird durch eine walzenförmige Strömung nach oben transportiert. Dort gibt die Flüssigkeit die Wärme an die kühlere Platte ab. Dadurch verändert sich die Dichte der Flüssigkeit und sie strömt wieder nach unten. In benachbarten Walzen zirkuliert die Flüssigkeit in entgegengesetzten Richtungen (siehe Abb. 2.1).

Ist die Temperaturdifferenz klein, ist auch die Abweichung vom stabilen Gleichgewichtszustand des Systems gering. Nach Beendigung der Wärmeleitung kehrt das System in den Zustand der minimalen Ordnung zurück. Erreicht die Temperaturdifferenz einen für die Versuchsanordnung charakteris-tischen Wert, so kann eine winzige Schwankung im Zustand des Systems den Wärmetransport ändern. Er kann von der Wärmeleitung in die Konvektion kippen – das System erreicht einen tipping point. Im Bereich der kritischen Temperaturdifferenz existiert kein stabiler Zustand. Die Physiker sprechen von einem indifferenten Gleichgewicht. Übersteigt die Temperaturdifferenz den kritischen Wert, wird der Auftrieb zur beherrschenden Kraft der Flüssigkeitsbewegung. Der Wärmetransport erfolgt durch Konvektion. Bei kontinuierlicher Steigerung der Temperaturdifferenz beobachtet man Veränderungen in der Konvektionsströmung. Die Geschwindigkeit, mit der die Walzen umlaufen, wächst. Längs der Walzen bilden sich Wellen aus, die mit variierender Frequenz vor und zurück schwingen. Das einfache Walzenmuster der Konvektionsströmung geht in kompliziertere Formen über. Mit dem weiteren Anwachsen der Temperaturdifferenz werden die Bewegungsmuster der Flüssigkeit so komplex, dass sie als turbulent oder chaotisch bezeichnet werden.

Die spontane Entstehung der kooperativen Bewegung von Milliarden und Abermilliarden Molekülen ist ein erstaunlicher Vorgang. Das System nimmt eine hochorganisierte Struktur an. Ohne jede Steuerung von außen entsteht durch Selbstorganisation eine neue molekulare Ordnung.

Als Maß für die Abweichung vom Gleichgewicht, also vom Zustand der geringsten Ordnung, haben wir die Temperaturdifferenz zwischen den beiden Platten gewählt. Beim Erreichen eines kritischen Wertes wird das System instabil. Durch Selbstorganisation entsteht spontan im komplexen System der Flüssigkeit eine hochorganisierte Struktur, die durch kooperative Bewegungen der Flüssigkeitsmoleküle erzeugt wird. Wesentlich für die Strukturbildung sind folgende zwei Bedingungen: Das System befindet sich in einem

Zustand fern vom stabilen Gleichgewicht, und ein äußerer Systemparameter, hier die Temperaturdifferenz, überschreitet einen kritischen Wert.

2.1 Der Lorenz-Attraktor

Naturprozesse, die weitab vom Gleichgewicht verlaufen, lassen sich mathematisch nicht durch lineare Gleichungen beschreiben. Um diese Prozesse mathematisch zu erfassen, müssen die zu ihrer Beschreibung gewählten Variablen in nichtlinearen Gleichungen miteinander verknüpft werden. Für den Fall der konvektiven Strömung, wie sie in der Bénard-Zelle, aber auch bei der Zirkulation der Luftmassen in der Atmosphäre auftritt, wurde von dem Meteorologen Edward Lorenz ein einfaches mathematisches Modell angegeben. Lorenz untersuchte die atmosphärische Konvektion. Durch Sonneneinstrahlung werden die oberen Bodenschichtungen erwärmt und mit ihnen die anliegenden Luftschichten. Eine Aufwärtsbewegung der warmen und damit leichteren Luft und eine Abwärtsbewegung der dichteren kalten Luft stellen sich ein. In einer groben Näherung beschrieb Lorenz die zeitliche Entwicklung der konvektiven Luftzirkulation in drei Dimensionen. Er wählte ein System von drei Differentialgleichungen für drei Unbekannte (x,y,z), das von drei Parametern (a,b,c) abhängt:

$$\frac{dx}{dt} = -ax + ay$$

$$\frac{dy}{dt} = bx - y - xz$$

$$\frac{dz}{dt} = -cz + xy$$

Die Nichtlinearität ist in den gemischten Gliedern, den Produkten aus zwei Variablen $x\,y$ und $x\,z$, enthalten. Diese Gleichungen lassen sich nicht exakt lösen, d.h. man kann die Variablen x, y und z nicht explizit als Funktion der Zeit berechnen.

Für das mathematische Modell der konvektiven Strömung lässt sich mittels Computer eine numerische Simulation vornehmen. Dazu wählt man die Anfangswerte x_0, y_0, z_0 für die drei Variablen und berechnet bei festen Parameterwerten (a,b,c) die Werte x_1, y_1, z_1 der Variablen zur Zeit $t = 1$. Mit diesen

Werten werden dann die Variablen zum Zeitpunkt $t = 2$ berechnet usw.

Im Resultat der Simulationsrechnung zeigt sich, dass die Lorenz-Gleichungen ein System beschreiben, das instabil gegenüber den Anfangswerten der Variablen ist. Eine mikroskopisch kleine Störung der Anfangswerte verstärkt sich rasch und verändert das makroskopische Verhalten des Systems. Führt man die Computer-Rechnungen eine genügend lange Zeiten durch, so findet man ein irreguläres, chaotisches Verhalten des Systems.

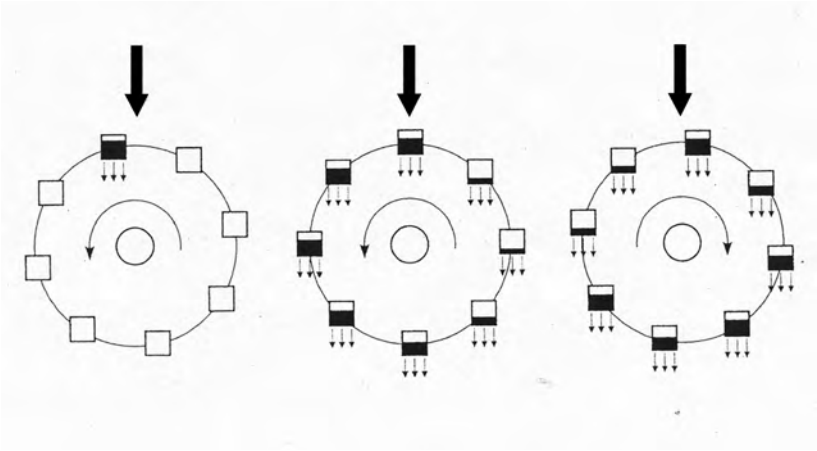


Abb. 2.2: Das Wasserrad als mechanisches Analogon der Lorenz-Gleichungen. Die Behälter längs des Umfangs des Rades haben an der Unterseite Löcher. Bei einem steten Wasserfluss dreht sich das Wasserrad gleichmäßig. Durch Erhöhen der Zuflussmenge wächst die Geschwindigkeit der Drehung. Wegen der erhöhten Drehgeschwindigkeit können sich die Behälter bei absteigender Bewegung nicht mehr merklich leeren. Die volleren Behälter können beim Aufstieg die Bewegung verlangsamen, sie zum Stillstand bringen und umkehren.

Das durch die drei Lorenz-Gleichungen beschriebene System entspricht einem mechanischen System: dem Wasserrad. Den Bewegungsablauf des Wasserrads kann man als eine mechanische Analogie zur Bewegung des Konvektionsstroms ansehen. Am Umfang eines Rades sind in gleichen Abständen Behälter befestigt. Jeder Behälter hat an der Unterseite Löcher, durch die das Wasser langsam auslaufen kann. Der Wasserzulauf ist außerhalb des Wasserrades regulierbar. Ist er gering, kann ein merklicher Teil des in den obersten Behälter fließenden Wassers wieder ausfließen. Das Rad bleibt in Ruhe, da das Gewicht des obersten Behälters nicht ausreicht, um die Reibung in den Lagern des Wasserrades zu überwinden. Erhöht man den Zufluss auf einen kritischen Wert, beginnt die Drehung (der kritische Wert der Zufluss-

menge entspricht der kritischen Temperaturdifferenz, bei deren Überschreiten die Konvektion einsetzt). Bei einem stetigen Zufluss wenig oberhalb des kritischen Wertes dreht sich das Wasserrad gleichförmig.

Erhöht man die Zuflussmenge, wächst zunächst die Geschwindigkeit des Wasserrades. Wegen der hohen Drehgeschwindigkeit des Rades können die Behälter sich bei absteigender Bewegung nur unmerklich leeren. Im Resultat können die noch stark gefüllten Behälter beim Aufstreben die Drehung verlangsamen, sie zum Stillstand bringen und umkehren. Bei Versuchen mit dem Wasserrad beobachtet man häufige Umkehrungen. Sie erfolgen unregelmäßig. Der Bewegungsablauf des Wasserrades erfolgt chaotisch. Das vergleichsweise einfache Modell des Wasserrades veranschaulicht die zentrale Aussage der Chaostheorie: Unsicherheit tritt nicht nur in sehr komplexen Systemen auf. Auch einfache Systeme erzeugen den Zufall aus sich selbst heraus, ohne einen äußeren Eingriff.

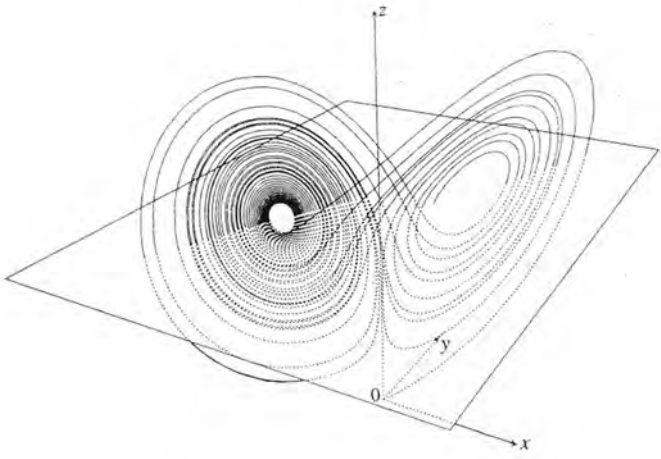


Abb. 2.3: Der Lorenz-Attraktor, der Prototyp eines seltsamen Attraktors. Für jede gewählte Ausgangsposition wiederholt das durch die drei Lorenz-Gleichungen beschriebene Zeitverhalten des Systems unendlich oft die kreisenden Bewegungen, einige Runden nach links, dann einige nach rechts. Vom gesamten Raum erkundet die Bewegung immer nur denselben Teil. (Quelle: D. Ruelle, Zufall und Chaos)

Das Resultat der Zeitreihe, die Lorenz bei der schrittweisen Näherung der drei Gleichungen erhielt, zeigt Abb. 2.3. Beginnend in der Nähe des Koordi-

natenursprungs beginnt der Punkt, der die zeitliche Veränderung der Konvektion beschreibt, entlang der gezeichneten Kurven zu wandern. Aus dem gewählten Anfangspunkt entwickelt sich eine Trajektorie, die in den zunächst leeren Raum ein zweifach gebogenes Objekt zeichnet, das in nichts an bekante geometrische Figuren erinnert. Einmal schwingt die Trajektorie um den linken Bogen, dann wieder um den rechten. Dabei lässt sich nicht vorhersagen, in welchem Zeitpunkt die Bahn von der einen auf die andere Seite wechselt.

Eine geringfügige Änderung der Anfangsposition führt zu einem völlig verschiedenen zeitlichen Bahnverlauf. Da die Abweichungen sich exponentiell vergrößern, laufen die Trajektorien innerhalb von „Tagen“ auseinander. Lorenz zog aus diesem Resultat den Schluss, dass eine längerfristige Wettervorhersage unmöglich ist. In den Vorausberechnungen kann der kleinste Beobachtungsfehler, die geringfügigste Veränderung der Anfangsbedingungen zu einem völlig verschiedenen Wetterverlauf führen. Das ist es, was Lorenz als Schmetterlingseffekt bezeichnete. Das System ist chaotisch.

Wie man auch den Ausgangspunkt wählt, alle Bahnen steuern in den gleichen Raumbereich, den Attraktor. Er wird unter der Dynamik, die das betrachtete System beschreibt, nicht mehr verlassen. Wegen seines seltsamen Aussehens und weil er keine ganzzahlige Dimension besitzt, bezeichnet man den Lorenz-Attraktor als seltsam. Seltsame Attraktoren weisen eine fraktale Struktur auf.

Obwohl die beiden Lorenzschen Modelle, das mathematische und das mechanische, keine adäquate Beschreibung der Konvektion darstellen, erfassen sie doch das Wesentliche: das Verhalten beliebiger natürlicher Systeme fern vom Gleichgewichtszustand lässt sich nicht vorausberechen. Es kann zum Chaos führen.

2.2 Der Klimawandel

Geowissenschaftler haben in den zurückliegenden Jahrzehnten detaillierte Erkenntnisse über den Klimawandel während der zurückliegenden 800 000 Jahre gewonnen. Die weltweit durchgeführten Analysen von Bohrkernen aus Ozeanen, vom Grund der Seen in verschiedenen Breiten und aus den Eisschilden Grönlands und der Antarktis zeigen wiederholte Wechsel zwischen Kalt- und Warmzeiten. Gegenwärtig befinden wir uns im Holozän, der Neo-Warmzeit, die vor 11 700 Jahren begann. Die letzte davor liegende Warmzeit, die

Eem-Warmzeit, begann vor 128 000 Jahren und dauerte 13 000 Jahre. Die dazwischen liegende Kaltzeit zeigt eine Folge kalter und warmer Phasen, sogenannter Stadiale und Interstadiale

Ein detailliertes Bild vom Wechsel zwischen Stadialen und Interstadialen während der zurückliegenden Kaltzeit ergaben Bohrkerne aus Grönland. Abb. 2.4 zeigt den Wechsel zwischen warmen und kalten Phasen während der zurückliegenden 100 000 Jahre. Die sprunghaften Klimawechsel werden nach ihren Entdekkern als Dansgaard-Oeschger-Ereignisse bezeichnet. Die im Laufe der Jahre verbesserten Analyseverfahren erlauben, ähnlich wie an Baumringen, die jahreszeitlichen Wechsel der Temperaturen und der Niederschlagsmengen zu ermitteln. Messungen von Staub und Meersalz in den Schichten erlauben Rückschlüsse über Stärke und Richtung vorherrschender Winde. Eingeschlossene Luftbläschen geben Auskunft über die Zusammensetzung der Atmosphäre. Die übereinstimmenden Resultate der Analysen an drei Bohrkernen vom Hochplateau Grönlands zeigen eine Folge irregulärer Klimasprünge während der letzten Kaltzeit. Zwischen dem Ende der Eem-Warmzeit vor 115 000 Jahren und dem Beginn der Neo-Warmzeit vor 11 500 Jahren ereigneten sich 25 Wechsel zwischen relativ kalten (Stadialen) und relativ milden Phasen (Interstadialen).

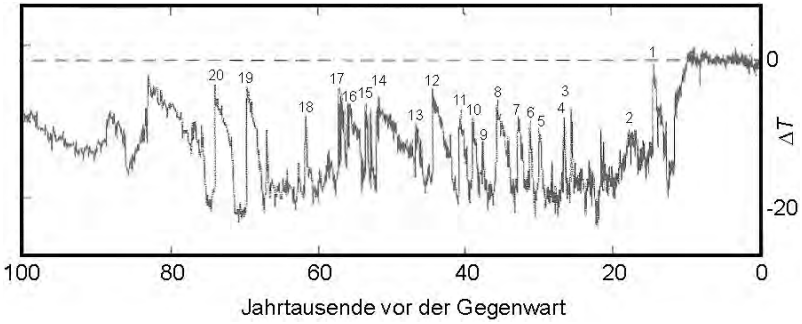


Abb. 2.4: Die Klimavariationen in Grönland während der zurückliegenden 100 000 Jahre. Die Dansgaard-Oeschger-Ereignisse sind nummeriert. (Quelle: Nature 409 (2001) S. 153)

Bei den Wechseln zwischen Stadialen und Interstadialen traten in Grönland Erwärmungen bis zu 16 Grad Celsius auf. Besonders bemerkenswert ist der steile Temperaturanstieg beim Übergang von einer kalten zu einer warmen Phase, der innerhalb von Jahren/Jahrzehnten erfolgte. Die Abkühlungsphase konnte bis zu 3000 Jahren dauern. Zunächst blieb die Temperatur bei einem leichten Abwärtstrend hoch, um dann relativ rasch abzufallen.

Die Übergänge zwischen Stadial und Interstadial und zur Neo-Warmzeit stellen keine regionalen Ereignisse dar. Sedimentbohrkerne aus dem Atlantik vor der spanischen Küste, die Schicht für Schicht mit gänzlich anderen Methoden analysiert wurden, dokumentieren die gleichen Klimawechsel wie die Bohrungen aus dem Grönlandeis.[1]

Die Umstellung des Erdklimas begann vor mehr als 18 000 Jahren, als die Schmelze des antarktischen Eisschildes einsetzte. Im Bereich der Arktis begann die Erwärmung erst 3000 Jahre später. Bereits nach einigen hundert Jahren erhöhte sich die erdnahe Lufttemperatur um 5-7 Grad Celsius. Dieser Anstieg beschränkte sich nicht nur auf den Bereich des Nordatlantiks. Untersuchungen im tropischen Nordatlantik, auf Neuseeland und in Peru zeigen ähnliche Klimaänderungen.

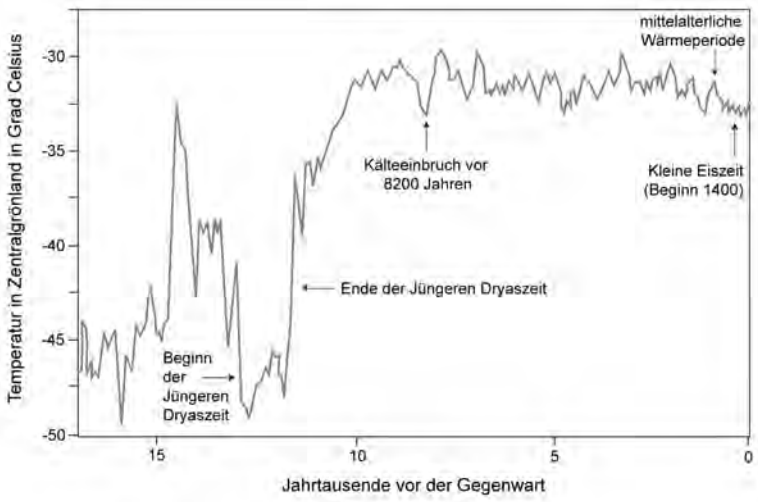


Abb. 2.5: Der Übergang aus der letzten Kaltzeit in die Neo-Warmzeit, wie er im Eis Grönlands dokumentiert ist (NGRIP-Bohrung). (Quelle: Spektrum der Wissenschaften 3 (2005) S. 42)

Die erste Phase der Erwärmung wurde auf der Nordhalbkugel durch einen erneuten Temperatursturz vor 12 900 Jahren unterbrochen (siehe Abb. 2.5). Die als Jüngere Dryas bezeichnete Periode dauerte ca. 1300 Jahre und endete vor 11 700 Jahren mit dem Übergang in die präboreale Phase des Holozäns. Beide Temperaturänderungen, die Erwärmung vor 14 700 Jahren und die Abküh-

1 North Greenland Ice Core Project members. Nature 431 (2004), S. 147.

lung zur Jüngeren Dryaszeit, fanden sprunghaft – innerhalb von ein bis drei Jahren – statt.[2] Die neue Analyse des NGRIP- Bohrkerns deutet darauf hin, dass die sehr kurzen Temperatursprünge nicht durch eine Meereisschmelze ausgelöst worden sind, sondern durch eine Umstellung der atmosphärischen Zirkulation in der Nordhemisphäre.

Forschungen führten in den zurückliegenden Jahren zur Aufklärung des Mechanismus, durch den die häufigen Klimawechsel während einer Kaltzeit zustande kamen. Messdaten und Modellrechnungen ergaben, dass der charakteristische Verlauf der Dansgaard-Oeschger-Ereignisse mit sprunghaften Änderungen der Meeresströmung im Nordatlantik verbunden war.

Eine Tiefenzirkulation und eine Oberflächenströmung durchziehen wie ein gewaltiges Förderband die Ozeane. Dichte, kalte und salzhaltige Wassermassen sinken in hohen Breiten in die Tiefe, strömen nahe am Meeresboden südwärts, steigen auf und strömen als sich erwärmendes Oberflächenwasser über den Äquator nach Norden zurück. Wir danken dieser warmen Strömung, die als Golfstrom und danach als Nordatlantikstrom gegenwärtig bis in die Grönlandsee reicht, unser mildes Winterklima.

Die Klimawechsel wurden durch geringfügige Änderungen der Ausgangsbedingungen ausgelöst. Überstieg der Zufluss von Frischwasser einen kritischen Punkt, z.B. durch starkes Schmelzen des Grönlandeises, wurde das Absinken der Wassermassen in der Grönlandsee unterbrochen. Das warme Oberflächenwasser sank bereits südlich von Island ab. In Nordamerika und Nordeuropa konnten sich während der kalten Phasen erneut gewaltige Dekken von Inland- und Gletschereis bilden.

Die Klimageschichte belegt vor allem die dramatische Wechselhaftigkeit des Klimas. Das Klimasystem ist ein sensibles System, das während der letzten Kaltzeit schon auf recht kleine Änderungen in der Energiebilanz empfindlich reagiert hat. Es ist zudem ein nichtlineares System, das in manchen Komponenten, wie der atmosphärischen und der ozeanischen Zirkulation, zu sprunghaften Änderungen neigt. Das Klima ist „kein träges Faultier, sondern gleicht eher einem wilden Biest“, wie es der bekannte amerikanische Klimatologe Wallace Broecker formulierte.

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts erreichte unser Stoffwechsel mit der Natur eine neue Qualität. Ein zunächst allmählich einsetzender Prozess begann, der sich in den zurückliegenden Jahrzehnten beschleunigte. Wir sprechen heute vom anthropogenen Klimawandel.

2 Steffensen, J. P. et al. Science 321 (2008), S. 680.

Zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen der zurückliegenden Jahrzehnte belegen zweifelsfrei:

- Das Erdklima hat sich gegenüber der vorindustriellen Zeit (vor 1860) global und regional verändert.

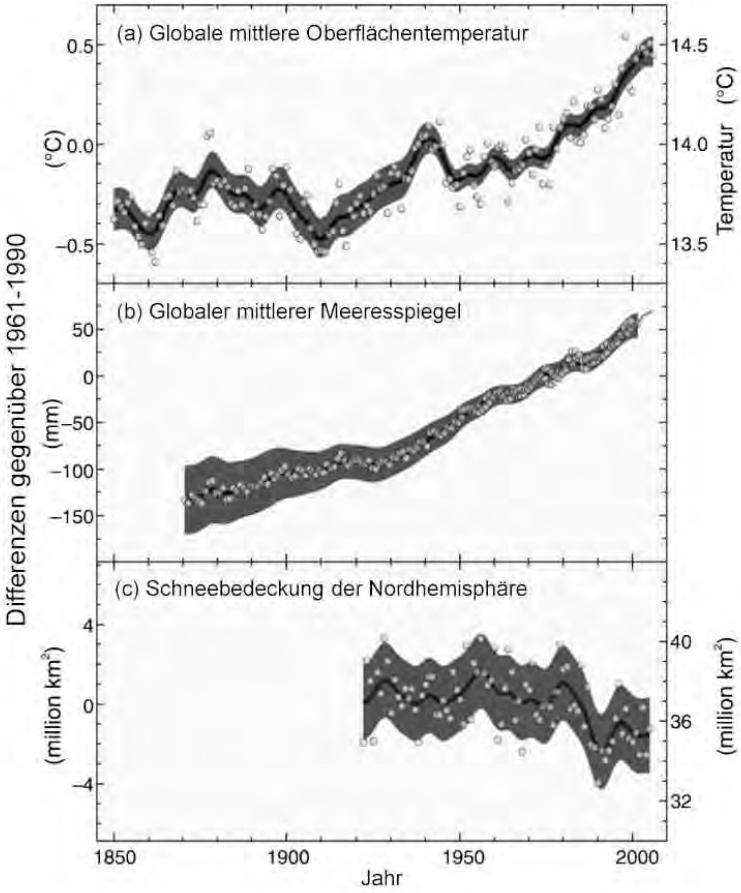


Abb. 2.6: Die Veränderung der mittleren globalen Temperatur in Erdbodennähe, des mittleren globalen Meeresspiegels und der Schneebedeckung auf der Nordhalbkugel (März, April) im Zeitraum von 1850 bis 2005. Alle Änderungen beziehen sich auf den Mittelwert der Jahre 1961-1990. Jahreswerte sind durch Kreise dargestellt. Die schwarzen Kurven repräsentieren die über ein Jahrzehnt geglätteten Werte, und die grau schattierten Flächen zeigen die Unsicherheit, mit denen die Daten behaftet sind.(Quelle: IPCC, Climate Change 2007 Synthesis Report)

Instrumentelle Temperaturmessungen nahe der Erdoberfläche begannen vor rund 150 Jahren. Ein Vergleich der weltweit gemessenen Werte zeigt, dass der globale Mittelwert der Temperatur heute deutlich höher liegt als in der vorindustriellen Zeit. Die Temperatur war in den zurückliegenden 50 Jahren sehr wahrscheinlich höher als je zuvor in den letzten 1300 Jahren.[3]

Im Laufe des 20. Jahrhunderts erfolgte die Erwärmung nicht kontinuierlich. Seit Mitte der siebziger Jahre beobachten die Forscher einen stärkeren Anstieg. Gemittelt über das 20. Jahrhundert betrug er 0,6 Grad Celsius. Der Anstieg wuchs in den zurückliegenden 30 Jahren auf 1,8 Grad pro Jahrhundert. Zwölf von dreizehn Jahren zwischen 1995 und 2007 waren die wärmsten Jahre seit 1850, dem Beginn der instrumentellen Messungen. Lag der globale Mittelwert zwischen 1961 und 1990 bei 14 Grad, überstieg er diesen in den Jahren 1998 und 2005 um mehr als 0,5 Grad. Während die globale mittlere Temperatur im 20. Jahrhundert um 0,6 Grad gegenüber der vorindustriellen Zeit angestiegen ist, wuchs sie in Europa um 0,95 Grad.

Aus der Analyse von Bohrkernen aus dem Antarktikeis wissen wir, dass Temperatur und CO_2-Konzentration im gleichen Rhythmus variieren. Warmzeiten gehen mit höheren Kohlendioxid-Konzentrationen einher, Kaltzeiten mit geringeren. Kohlendioxid besitzt eine Jahrzehnte währende Verweilzeit in der Atmosphäre. Diese ist daher weltweit gut mit CO_2 durchmischt.

Klimaänderungen treten auch nicht ohne Grund auf, und die Klimaforschung ist im vergangenen Jahrzehnt einem quantitativen Verständnis der Ursachen früherer Klimaänderungen sehr nahe gekommen. Viele der abgelaufenen Ereignisse konnten inzwischen auf spezifische Ursachen zurückgeführt und recht realistisch in den stets besser werdenden Simulationsmodellen dargestellt werden. Ein solches quantitatives Verständnis von Ursache und Wirkung ist die Voraussetzung dafür, die Eingriffe des Menschen in das Klimasystem richtig einschätzen zu können und deren Folgen zu berechnen. Die Klimageschichte bestätigt dabei nachdrücklich die wichtige Rolle des CO_2 als Treibhausgas.

Wie alle bisherigen Untersuchungen zweifelsfrei belegen, ist der Einfluss der Kohlendioxid-Emission aus der Verbrennung fossiler Energieträger zur Energieerzeugung dominierend für den Anstieg der atmosphärischen CO_2-Konzentration.[4] Bis zu Beginn der Industriellen Revolution lag sie bei 280 ppm.[5]

---

3 Climate Change 2007: The Physical Science Basis. Summary for Policymakers. www.ipcc.ch.

Wesentliche Ergebnisse der Arbeit von vielen hundert Experten aus aller Welt fanden ihren Niederschlag in den bisher veröffentlichten vier Wissenstandsberichten des IPCC aus den Jahren 1990, 1995, 2001 und 2007.[6]

Zusammenfassend kamen die Experten in ihrem neuesten Bericht zu folgendem Resultat:

- „Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Erwärmung der letzten 50 Jahre wesentlich durch anthropogene Treibhausgase (hauptsächlich Kohlendioxid) verursacht worden ist".[7]

In den zurückliegenden 800 000 Jahren fanden mehrere zyklische Wechsel zwischen Kalt- und Warmzeiten statt. Dabei variierte die CO_2-Konzentration während Kalt- und Warmzeiten zwischen 180 und 300 ppm. Gegenwärtig beträgt sie 385 ppm. Die letzte vergleichbare globale Erwärmung, mit der vor rund 15 000 Jahren die Kaltzeit endete und das Holozän begann, dauerte einige tausend Jahre. Nur lokal, z.B. in Grönland erfolgte sie rascher. Die globale Erwärmung betrug 4-6 Grad. Wir sind auf dem besten Weg, einen ähnlichen Temperaturanstieg innerhalb eines Jahrhunderts herbeizuführen – fünfzig mal schneller. Offenbar bewegen wir uns auf einen neuen Systemzustand der Erde zu mit deutlich höherer Konzentration der Treibhausgase und damit einer höheren globalen mittleren Temperatur als in den zurückliegenden Warmzeiten.

Nachdem ein Klimawandel durch die Menschheit in Gang gesetzt wurde, stellt sich folgende Frage: Welche Auswirkungen hat ein weiterer Anstieg der klimarelevanten Treibhausgase? Zur Beantwortung dieser Frage werden in der Klimaforschung Modellrechnungen durchgeführt.

Wichtigstes Ziel der weltweit durchgeführten Modellrechnungen ist es, den bisherigen Klimaverlauf zu reproduzieren, Vorhersagen über den weiteren Verlauf zu machen und den Einfluss anthropogener Strahlungsantriebe abzuschätzen. Wegen der Komplexität des Klimasystems mit seinen durch Kreisläufe gekoppelten Komponenten sind selbst die umfangreichsten gegenwärtig zur Simulation der Klimaentwicklung genutzten Modelle nur begrenzt aussagefähig. Sie lassen bei anhaltendem Zuwachs von Treibhausgasen und

---

4 Ursache des Anstiegs der Konzentration ist zur Hälfte die Nutzung fossiler Brennstoffe (Kohle, Erdöl, Erdgas). Knapp 20 Prozent der Konzentrationserhöhung stammen aus der Chemieproduktion, weitere 20 Prozent aus der Abholzung der Wälder und ca. 15 Prozent aus der intensiv betriebenen Landwirtschaft.

5 Der Gehalt von Spurengasen in der Atmosphäre wird in parts per million angegeben: 1 ppm = 0,0001 % Volumenanteil (1 ppm = 1000 ppb).

6 ebenda.

7 ebenda.

Aerosolen einen Trend der Klimaänderung erkennen. Wie lange er anhält, lässt sich nicht vorhersagen.

Die umfassendsten derzeit verwendeten Klimamodelle bilden die globalen gekoppelten Ozean-Atmosphäre-Modelle. Sie sind Grundlage der Projektionen des IPCC für das 21. Jahrhundert. In den Berichten des IPCC wird zwischen einer Vorhersage (prediction) und einem Entwurf (projection) unterschieden. Den Entwurf kann man als eine bedingte Vorhersage betrachten. Diese sollte sich erfüllen, falls die zugrunde liegenden Annahmen eintreffen.

Den Vorhersagen liegen unterschiedliche Szenarien über mögliche Wege der Menschheitsentwicklung zugrunde. Darin werden in der Regel folgende Komplexe berücksichtigt:

- Bevölkerungswachstum
- Ökonomische Entwicklung
- Energieerzeugung und -verbrauch
- Landwirtschaft
- Umgang mit tropischen Regenwäldern.

Die zahlreichen Emissionsszenarien reichen von Szenarien einer sich näher kommenden Welt mit zielgerichtetem Umweltschutz, sozialer Gerechtigkeit und dominierender Nutzung nichtfossiler Energiequellen bis zu Szenarien einer heterogenen Welt, wie sie unsere Gegenwart prägen, in der die Nutzung fossiler Energieträger nach wie vor dominiert.

Das Klimasystem der Erde mit seinen Komponenten Atmosphäre, Hydrosphäre, Geosphäre, Kryosphäre und Biosphäre ist ein hochkomplexes nichtlineares System, das sich gegenwärtig zunehmend aus einem Jahrtausende währenden Gleichgewichtszustand entfernt. Damit wächst die Wahrscheinlichkeit, dass einzelne Komponenten und mit ihnen das Gesamtsystem sich einem Kipppunkt nähern, an dem eine Rückkehr in den vorhergehenden Zustand nicht mehr möglich sein wird. Durch Selbstorganisation werden sich neue nichtvorhersagbare Systemzustände ausbilden.

Keine der Projektionen berücksichtigt, dass eine mehr oder weniger stetige Erwärmung zu einer kritischen Schwelle, einem tipping point, führen kann, an der eine abrupte Veränderung eintritt. Die Physiker kennen im Wesentlichen sowohl die wirkenden Naturgesetze als auch die Anfangsbedingungen des Systems. Wie wir sahen, sind für das Verhalten solcher komplexen nichtlinearen Systeme wie Klima und Wetter über eine gewisse charakteristische Zeit hinaus keine Vorhersagen möglich. Erinnert sei an die 25 irregulären Klimasprünge während der letzten Kaltzeit zwischen dem Ende der Eem-Warm-

zeit vor 115 000 Jahren und dem Beginn der Neo-Warmzeit vor 11 500 Jahren. Bei jedem Wechsel änderte sich die Temperatur um 5-7 Grad Celsius. Beim letzten Wechsel, dem Übergang in die präboreale Phase, stieg die mittlere Temperatur im nordatlantischen Bereich um sieben Grad.

In den beiden nachstehenden Abschnitten werden zwei Folgen des anhaltenden Klimawandels betrachtet, die uns sehr wahrscheinlich an einen Kipppunkt führen werden: die Schmelze des Meereises in der Arktis im Sommer und das Schwinden des grönländischen Eisschilds. Die größten Gefahren für eine Beschleunigung des Klimawandels gehen, nach bisherigem Erkenntnisstand, vom Überschreiten der Kipppunkte bei der Meereisschmelze und beim Schwinden der Eisschilde aus.

2.3 Das Schmelzen des Meereises

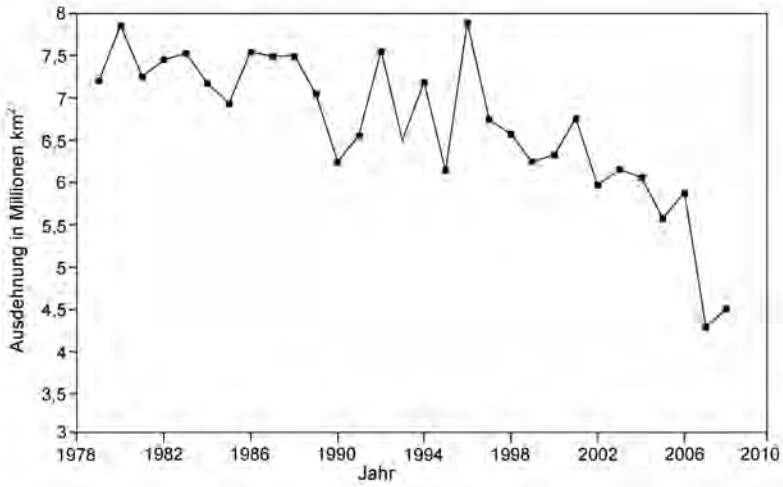


Abb. 2.7: Der Rückgang des arktischen Meereises in den letzten zwei Jahrzehnten. (Quelle: National Snow and Ice Data Center)

Gegenwärtig erleben wir einen verstärkten Rückgang des arktischen Meereises in den Sommermonaten. Abb. 2.7 zeigt den Rückgang der vom Meereis bedeckten Flächen. Mit 4,28 Millionen Quadratkilometern war 2007 die sommerliche Ausdehnung der eisbedeckten Fläche des arktischen Ozeans die niedrigste der letzten Jahrzehnte. Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte öffnete sich die kanadische Nord-West-Passage zwischen Atlantik

und Pazifik für mehrere Wochen. Auch 2008 lag die vom Meereis bedeckte Fläche mit 4,5 Millionen Quadratkilometern nur wenig über der Meereisfläche des Vorjahres. Neben der Nord-West-Passage war gleichzeitig die Nord-Ost-Passage für einige Wochen eisfrei. Der gegenwärtige Verlust an Meereis beträgt annähernd 10 Prozent pro Dekade. Hält dieser Trend an, wird der arktische Ozean in einigen Jahrzehnten im Sommer eisfrei sein, weit schneller als vom IPCC prognostiziert.

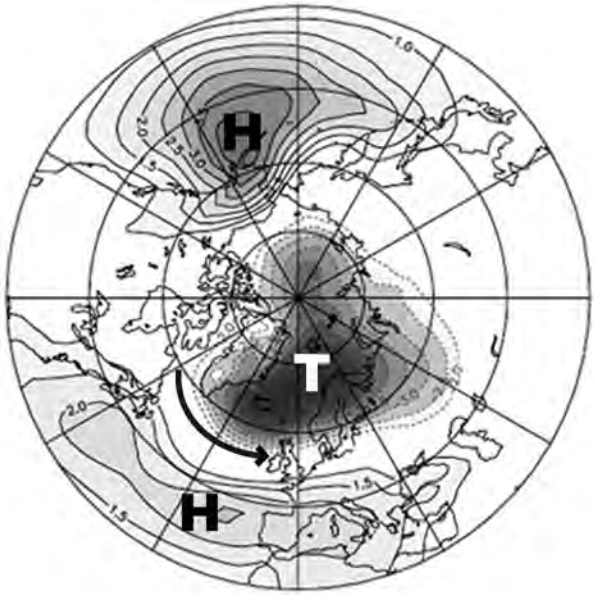


Abb. 2.8a: Die arktische Luftdruckverteilung im Herbst und Winter in den Jahren 1986/87 bis 1990/91. (Quelle: Alfred-Wegener-Institut, Bremerhaven)

Auch in Zukunft wird sich im arktischen Winter Meereis bilden. Im Sommer wird es jedoch schnell tauen. Was wir derzeit beobachten, ist eine deutliche Abnahme der Eisdicke durch das Tauen des mehrjährigen Eises. So ergaben Satellitenmessungen eine Abnahme der Dicke des Meereises im Winter 2007/2008 um 26 Zentimeter in großen Teilen der Arktis, verglichen mit der Dicke der vorangegangenen fünf Jahre. Die stärkste Reduktion war in der Westarktis (49 Zentimeter).[8] Die arktische Erwärmung der kommenden Jahre wird die Bildung einer mehrjährigen Eisdecke verhindern. Wir nähern uns einem

Kipppunkt, an dem das Schwinden des arktischen Meereises unumkehrbar wird, – möglicherweise haben wir ihn bereits überschritten.

Die naheliegende Frage ist die nach der Ursache der raschen arktischen Erwärmung. Als treibende Kraft erweist sich eine drastische Umstellung der atmosphärischen Zirkulation im hohen Norden.[9] Die Luftdruckverteilung in der Arktis war im Herbst und Winter durch ein dreipoliges Muster geprägt: das Island-Tief, das Azoren-Hoch und ein Subtropen-Hoch. Als Folge traten vorwiegend zonale Winde auf, also entlang der Breitenkreise. Unter diesen Bedingungen war die Arktis gegen das Eindringen südlicher Winde annähernd abgeschirmt (siehe Abb. 2.8a).

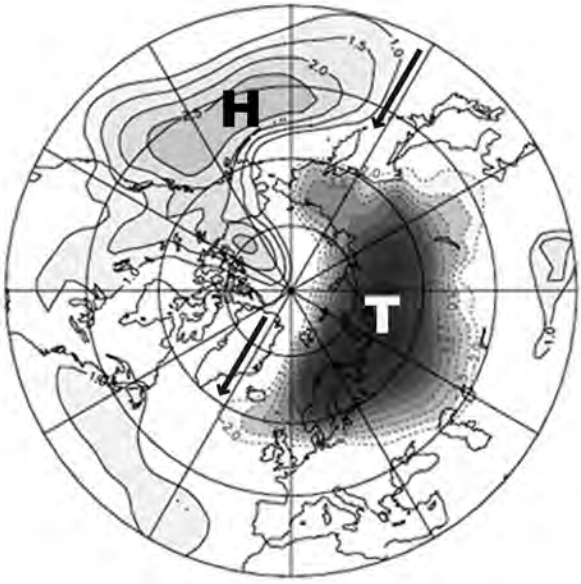


Abb. 2.8b: Die arktische Luftdruckverteilung im Herbst und Winter in den Jahren 2001/2 bis 2005/6. (Quelle: Alfred-Wegener-Institut, Bremerhaven)

Seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts hat sich das arktische Zirkulationsmuster im Winterhalbjahr verändert. Ein Dipol hat sich gebildet. Über Sibirien herrscht ein langgezogenes Tief und über Kanada ein Hoch. Als Folge wehen

8 Giles, K. A.; Laxon,; S. W.; Ridout, A. L. Geophys. Res. Lett. 35, L22502, doi: 10.1029/2008/GL035710, 2008.

9 Zhang, X. et al. Geophys. Res. Lett. 35, L22701, doi: 10.1029/2008/GL035670, 2008.

die Winde vorwiegend meridional also entlang der Längenkreise und transportieren Wärme aus dem Nordpazifik in die Arktis (siehe Abb. 2.8b). Die Autoren der Untersuchung halten es für möglich, dass der Kipppunkt für das Schwinden des arktischen Meereises bereits überschritten worden ist.

Die Auswirkungen des Schwindens des arktischen Meereises sind komplex. Es sind mehrere Mechanismen − Rückkopplungen −, durch welche die Vorgänge in der Arktis weltweit wirksam werden: Da die weltweite atmosphärische Zirkulation durch die Strahlungsbilanz zwischen äquatorialen und polaren Breiten bewirkt wird, kann eine deutliche Änderung im polaren Bereich die globale Energiebilanz merklich verändern. Solange große Meereisflächen das einfallende Sonnenlicht in den Weltraum reflektieren, bleibt die Polarregion eine starke Senke für die aus niederen Breiten strömenden Luftmassen. Eis und Ozeane reflektieren Sonnenlicht unterschiedlich. Den Prozentsatz des reflektierten Lichts bezeichnet man als Albedo. Für Meereseis liegt er bei 85 Prozent, d.h. fast das gesamte Sonnenlicht wird reflektiert. Für eisfreie Meeresflächen liegt er bei 10 Prozent, nahezu die gesamte eingestrahlte Energie wird absorbiert. Die Temperatur des Meerwassers steigt, und der Schmelzprozess beschleunigt sich. Die Wissenschaftler sprechen von einer positiven Rückkopplung. Die arktische Erwärmung bewirkt eine verminderte Kaltluftbildung. Das führt zu einer Verschiebung der Kaltluftströmung nach Norden und damit zu einer − möglicherweise drastischen − Veränderung des Wetters in mittleren Breiten.

2.4 Das Schmelzen des Grönländischen Eisschilds

Der Grönländische Eisschild ist einer der letzten Relikte der Inlandvereisung der vergangenen Kaltzeit auf der Nordhalbkugel. Während die Eisbohrkerne aus dem antarktischen Eis den Wechsel zwischen Kalt- und Warmzeiten über 800 000 Jahre dokumentieren, reichen die Bohrkernanalysen des Grönlandeises nur bis in das Ende der Eem-Warmzeit. Daraus folgt, dass vor 129 000 Jahren auch Grönland weitgehend eisfrei war. Während dieser Warmzeit lag die globale mittlere Temperatur um ca. zwei Grad höher als vor Beginn der Industriellen Revolution und der Meeresspiegel war 4-6 Meter höher.

Der Eisschild bedeckt rund 80 Prozent der Fläche Grönlands. Die Dicke der Eismassen beträgt im Mittel mehr als zwei Kilometer. Ein Anwachsen oder Schrumpfen der Eismassen ergibt sich aus einer Störung des Gleichgewichts zwischen sommerlicher Schmelze und winterlichem Wachstum durch Neuschnee. Wir erleben gegenwärtig ein zunehmendes Abschmelzen des Grönländischen Eisschildes. So wuchs zwischen 1992 und 2004 die Schmelz-

fläche um mehr als das zweieinhalbfache, auf eine Fläche von der doppelten Größe Deutschlands. Die Ausdehnung des Schmelzbereichs zeigt Abb. 2.9.

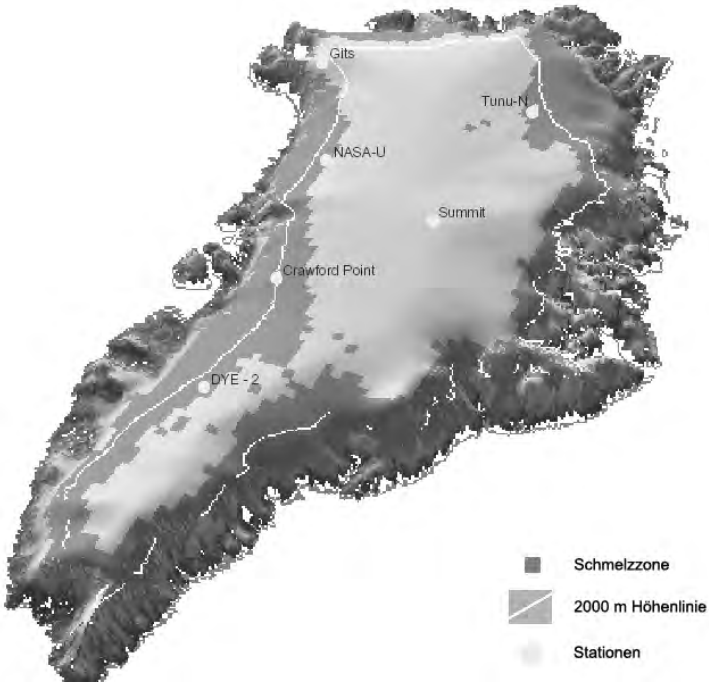


Abb. 2.9: In dunkelgrau ist der Schmelzbereich des grönländischen Eisschildes dargestellt. Die Daten wurden über satellitengestützte Mirkowellenmessungen ermittelt. (Quelle: Arbeitsgruppe Konrad Steffen, University of Colorado, Boulder)

In den Sommern der letzten Jahre erfolgte der größte Massenverlust längs der Südost- und Nordwestküsten Grönlands. In den meisten Gebieten erreicht der Eisschild nicht das Meer. Der Abfluss erfolgt über gewaltige Gletscherzungen. Einer der weltweit größten Gletscher ist der Jakobshavn an der Westküste der Insel. Seine Gletscherzunge fließt gegenwärtig mit einer Geschwindigkeit von 20-22 Metern pro Tag ins Meer. Er erzeugt rund zehn Prozent aller Eisberge im Nordatlantik.

Satellitenmessungen der Schwereanomalie über Grönland zwischen Februar 2003 und Januar 2008 ergaben einen Massenverlust des Gönlandeises von rund 179 Gigatonnen pro Jahr. Daraus ergibt sich ein globaler Beitrag

zum Anstieg des mittleren Meeresspiegels von 0,5 Millimeter jährlich, ein schnellerer Anstieg, als in den Klimamodellen berechnet. Erstmals seit dem Beginn der Messungen wurde ein starker Massenverlust in den Sommermonaten oberhalb einer Höhe von 2000 Metern gemessen, der durch Schnee und Eis im Winter nicht kompensiert wurde. [10] Dadurch wird eine positive Rückkopplung in Gang gesetzt. Ein Absinken der Höhe des Schildes führt zu einer Erhöhung der Temperatur an der Oberfläche, das Schmelzen beschleunigt sich. Eine weitere positive Rückkopplung wird durch das Schwinden des Meereises bewirkt und die damit ausgelöste Erwärmung des arktischen Ozeans.

Wird eine lokale Erwärmung von ca. drei Grad Celsius gegenüber dem vorindustriellen Wert überschritten, erfolgt ein nicht mehr aufzuhaltendes Abschmelzen des Eisschildes in den kommenden Jahrhunderten. Diese lokale Temperaturerhöhung entspricht einem Anstieg der globalen mittleren Temperatur um 1-2 Grad gegenüber dem Zeitraum 1980-1999.[11] Selbst wenn sich das Klima stabilisieren würde, letztlich wird das Eis verschwinden. Die Folge wäre ein Anstieg des Meeresspiegels um rund sieben Meter. Zu Recht bezeichnet der Klimatologe James Hanson, Direktor des Goddard Institute for Space Studies der NASA, die Eisschilde als tickende „Zeitbombe“[12]

3. Wie stabil ist die kapitalistische Gesellschaftsordnung?

2008 erlebten wir die tiefste Finanzkrise in der Geschichte des Kapitalismus, die eine Weltwirtschaftskrise auslöste. Sie zeigt existenzbedrohende Destruktionstendenzen des globalisierten Kapitalismus. Ihre Gewalt ruht in der nahezu weltweiten Durchsetzung des neoliberalen Akkumulationsmodells, das sich nach der Weltwirtschaftskrise der 1970er Jahre herausgebildet hat. Hinzu kommt ihre Verflechtung mit der Energie- und Rohstoffkrise, dem Klimawandel, einer Gefährdung der Nahrungsgrundlagen für eine stark gewachsene Weltbevölkerung und dem Überschreiten der ökologischen Grenzen.

Überschüssige Profite, die nicht mehr in der Produktion angelegt werden konnten, fanden neue hochrentable Anlagemöglichkeiten auf den Finanzmärkten. Durch immer gewagtere Finanzinnovationen, in denen hochriskante Kredite in scheinbar sichere Anlageformen transformiert wurden, explodierten die Finanzmärkte. In Folge vergrößerten sie sich gegenüber der Produkti-

10 Wouters, B.; Chambers, D.; Schrama, E. J. O. Geophys. Res. Lett. 35, L20501, doi: 10.1029/2008/GL034816, 2008.
11 Lenton, T. M.; et. al. PNAS 105 (2008), S. 1787.
12 Hanson, J. Climate Change 68 (2005), S. 269.

onssphäre in vorher nie erreichtem Ausmaß. 2007 standen einem Weltsozialprodukt von ca. 50 Billionen US-Dollar Finanzaktiva von ca. 500 Billionen gegenüber.

Seit dem Übergang vom Handelskapitalismus zum Industriekapitalismus um 1800 prägen zyklische Finanzkrisen die Entwicklung des Kapitalismus. Aus dem Manchester-Kapitalismus der freien Konkurrenz wurde der moderne Kapitalismus. Der erste Weltkrieg endete in einer schweren Legitimationskrise der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, von der das Zentrum der kapitalistischen Welt, die USA, verschont blieb. Die Vereinigten Staaten wurden zum Ausgangspunkt der Großen Depression, die mit dem Börsenkrach an der Wall Street 1929 begann und erst in den späten 1930er Jahren endete. Ein erster erfolgloser Versuch der Krisenbewältigung beruhte auf den bestehenden wirtschaftspolitischen Vorstellungen mit dem Ziel einer Rückkehr zum „laissez faire". Mit der Wahl Franklin D. Roosevelts zum Präsidenten und dem Programm des New Deal war es möglich, die Folgen der Krise zu überwinden. Mit der Schaffung staatlicher Behörden führte er planwirtschaftliche Elemente in die kapitalistische Marktwirtschaft ein. Erst mit der forcierten Aufrüstung und dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg (1941) verschwand auch die Arbeitslosigkeit. Im nationalsozialistischen Deutschland basierten die Maßnahmen zur Überwindung der Krise auf der Aufrüstung und damit der Vorbereitung des Zweiten Weltkriegs. Er endete mit dem Abwurf der ersten beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. 1945 verfügte allein die USA über dieses Massenvernichtungsmittel. Gegenwärtig befinden sich in den Arsenalen von 9 Staaten 27 000 Atomwaffen, von denen 2000 innerhalb von Minuten einsatzbereit sind. Sollte in Folge der anhaltenden Krise erneut ein Weltbrand ausbrechen, besteht die reale Gefahr, dass er nicht mit einem atomaren Inferno endet, sondern beginnt. „Was einmal möglich war, bleibt ewig möglich" (Adorno).

Die Gefahren, die vom Klimawandel ausgehen, sind denen der Kernwaffen annähernd gleichwertig. Sie wirken nicht so dramatisch und unmittelbar, aber innerhalb von drei bis vier Jahrzehnten können sie zu irrreduziblen Schäden in der Biosphäre führen und letztlich auch das Überleben unserer Art gefährden. Sir Martin Rees, der Präsident der Royal Society, fasste die Probleme in die Worte: "Nuclear weapons still pose the most catastrophic and immediate threat to humanity, but climate change and emerging technologies in the life sciences also have the potential to end civilization as we know it."[13]

13 zitert in the Bulletin of the Atomic Scientists, "Doomsday Clock", 17. Januar 2007.

Für die vorstehend betrachteten natürlichen Systeme wie Wetter und Klima kennen wir die Grundgleichungen ihrer zeitlichen Entwicklung. Sie lassen sich mittels leistungsfähiger Computer integrieren. Daher besteht die Möglichkeit, quantitative Aussagen über ihr zeitliches Verhalten zu machen, die sich als stark eingeschränkt erweisen. Bei Betrachtung der Konvektion sahen wir, wie sich bei allmählichem Aufheizen in einem ersten sprunghaften Übergang eine konvektive Bewegung im System bildete. Bei weiterer Erhöhung der Temperaturdifferenz treten periodische Oszillationen auf, die letztlich in Turbulenzen enden.

Als Parameter, der das zeitliche Verhalten der betrachteten Systeme kontrolliert, wurde die Temperatur gewählt. Bei Erreichen eines kritischen Schwellenwertes erfolgte ein Kippen – das System geht in einen qualitativ neuen Zustand über. Die Kipppunkte der diskutierten Teilsysteme, des arktischen Meereises und des Eisschildes Grönlands, sind durch menschliche Aktivitäten beinflussbar. Durch unser Handeln können wir das Erreichen einer kritischen Schwelle verzögern oder sogar verhindern. Wahrscheinlich ist der kritische Schwellenwert beim arktischen Meereis bereits überschritten. Beim grönländischen Eisschild ist er noch nicht erreicht.

Für Systeme wie die Ökonomie sind uns entsprechende Entwicklungsgleichungen unbekannt. Die Auswirkungen von Chaos auf das sozialökonomische System des Kapitalismus bleiben daher vorerst auf dem Niveau allgemeiner Überlegungen.

Wegen der existenzbedrohenden Folgen, die bei Überschreiten eines kritischen Schwellenwerts der Menschheit drohen, scheint mir eine nähere Betrachtung sinnvoll. Wie beim Klimasystem, spielen auch beim Gesellschaftssystem menschliche Aktivitäten eine entscheidende Rolle. Nach Marx liegt der Grund aller zyklischen Krisen letztlich in den sozialökonomischen Verhältnissen, die an einem Pol zu einer Akkumulation von Reichtum und am anderen Pol zur Massenarmut führen. Dabei ist zu bedenken, dass die anhaltende Krise das Potential besitzt, die Welt zu verändern.

Soziale Ungleichheit bezeichnet die ungleiche Verteilung materieller oder immaterieller Ressourcen in einer Gesellschaft. Als Maß zur Beschreibung der zeitlichen Entwicklung der Ungleichheit einer Gesellschaft wähle ich die Differenzierung zwischen Arm und Reich. Es sind verschiedene Verfahren in Gebrauch, um Einkommensunterschiede auszudrücken. Eine der gebräuchlichsten Methoden besteht darin, die betrachtete Bevölkerungsgruppe, Personen, Familien oder Haushalte[14], nach der Höhe ihres Einkommens oder Vermögens in Quintil aufzuteilen.

Betrachten wir die Entwicklung im wichtigsten Industrieland der Erde. Nach dem Zweiten Weltkrieg verfügten die Vereinigten Staaten über fast zwei Drittel der weltweiten Industriekapazität. Nachdem sich die anderen Industriestaaten von den Zerstörungen des Krieges erholt hatten, sank der Anteil Amerikas am Bruttoinlandprodukt (BIP) der Welt von 50 Prozent im Jahre 1960 auf 25 Prozent Mitte der neunziger Jahre, wobei die Devisenkurse als Maßstab gewählt wurden.

In den Vereinigten Staaten stieg das BIP inflationsbereinigt von 1973 bis 1995 um 36 Prozent.[15] Dieser Einkommensanstieg kam nicht allen Bürgern in gleichem Maße zugute. Der Stundenlohn von Arbeitern und Angestellten in nichtleitenden Positionen, d.h. für die überwiegende Zahl aller Erwerbstätigen, ging im gleichen Zeitraum um 14 Prozent zurück. Der gesamte Zuwachs kam den höheren Einkommensgruppen zugute. Allein die Spitzenverdiener – ein Prozent der Erwerbstätigen –, erhielten 64 Prozent des Einkommenszuwachses. Zum Ausgang des 20. Jahrhunderts waren die Reallöhne der Industriearbeiter wieder auf dem Niveau angelangt, wo sie sich Mitte des Jahrhunderts schon einmal befanden, obwohl sich das reale BIP pro Kopf während dieses Zeitabschnitts verdoppelt hat.

Jahre	**unterste 20 %**	**zweite 20 %**	**dritte 20 %**	**vierte 20 %**	**fünfte 20 %**	**oberste 5 %**
1971-1975	4,2	10,5	17,1	24,6	43,5	16,5
1976-1980	4,3	10,3	17,0	24,8	43,7	16,1
1981-1985	4,1	10,0	16,5	24,7	44,6	16,3
1986-1990	3,8	9,6	16,0	24,2	46,3	18,3
1991-1995	3,7	9,2	15,4	23,7	48,0	20,0
1996-2000	3,6	8,9	15,0	23,2	49,3	21,6
2001-2005	3,4	8,7	14,7	23,2	50,0	21,9

Tabelle 3.1: Prozentuale Anteile der Haushalte am jährlichen Einkommen in den USA.[16]

14 Haushalte schließen Singles und nichteheliche Lebensgemeinschaften ein.

15 Alle Zahlenangaben in diesem Abschnitt sind, soweit nicht anders vermerkt, den Veröffentlichungen des U.S. Bureau of the Census oder dem Buch "Die Zukunft des Kapitalismus" von L.C. Thurow, Düsseldorf 1997, entnommen.

16 U.S. Census Bureau, Historical Income Tables-Households, March 2002.

Tabelle 3.1 zeigt die Einkommensentwicklung in den Vereinigten Staaten zwischen 1970 und 2005. Sie enthält in jeder Zeile die prozentuale Aufteilung des Einkommens gemittelt über fünf Jahre auf fünf Einkommensgruppen, die jeweils 20 Prozent aller Haushalte umfassen, bzw. den Anteil am Einkommen, den fünf Prozent der Haushalte mit dem höchsten Einkommen auf sich vereinigt.

Nicht nur für die untersten 20 Prozent der Haushalte ging der Anteil am Gesamteinkommen stetig zurück, sondern auch für die folgenden 60 Prozent. Lediglich für die 20 Prozent der Haushalte mit dem höchsten Einkommen wuchs das Einkommen in den 35 Jahren zwischen 1971 und 2005. Am stärksten profitierten die fünf Prozent der Topverdiener. „1998 flossen mehr als drei Prozent des Gesamteinkommens den oberen 0,01 Prozent zu. Das bedeutet, dass bereits zum Ende des 20. Jahrhunderts die 13 000 reichsten Familien in Amerika über fast ebenso viel Geld verfügten wie die 20 Millionen ärmsten Haushalte".[17]

Die Zahlen des U.S. Census Bureau und des Federal Reserve Board lassen deutlich erkennen, dass sich die sozialökonomischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten zu einer 20:80-Gesellschaft entwickeln. Der eigentliche Kern der amerikanischen Leistungsgesellschaft, die Mittelschicht zählt zu den Verlierern. Sie bildet die drei mittleren Einkommensgruppen.

Zu den fünf Prozent der Topverdiener zählen Manager, Ingenieure, Informatiker, PR-Spezialisten, Anwälte, Steuerberater und Finanzexperten. Sie formen eine Elite, ohne die das ökonomische System nicht funktionsfähig wäre. Sie bilden den Kern der ca. acht Millionen US-Bürger, die in „gated enclave communities" leben, in festungsartig abgeschirmten und gesicherten Enklaven.[18]

Die Mittelschicht lebt seit mehr als hundert Jahren in der Vorstellung, dass die eigentliche Bedeutung des Lebens im Erwerb eines ständig steigenden Status, in Einkommenserhöhung und Autoritätszuwachs liegt.[19] Wohneigentum und sozialer Aufstieg der Kinder wurden zu den Symbolen der Mittelschicht. Der explosive Erosionsprozess der Finanzkrise stellt diese Statussymbole in Frage.

Die Vergrößerung der Einkommensdisparität in den Vereinigten Staaten begann Ende der sechziger Jahre. Während der folgenden beiden Jahrzehnte

17 Krugmann, P. Die Zeit vom 7. 11. 2002.
18 Sylvers, M. Die USA-Anatomie einer Weltmacht. Köln 2002, S.90.
19 Bellah, R. N.; Madsen, R.; Sullivan, W. M.; Swidler, A.; Tipton, St. M. Gewohnheiten des Herzens. Köln 1987, S. 322.

wurde sie breiter und tiefer. Nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus beschleunigte sich der Prozess. Er erfasste alle Berufsgruppen, qualifizierte Arbeitnehmer gleichermaßen wie gering qualifizierte. Mitte der neunziger Jahre müssen zwei Mitglieder eines Haushalts arbeiten, um den gleichen Reallohn zu erhalten, der 1970 von einem erwirtschaftet wurde. Untersucht man die Einkommensentwicklung für verschiedene Altersgruppen, zeigt sich trotz wachsenden Bildungsstandes eine Reduzierung bei den 25 bis 34jährigen um 25 Prozent. Die Anfangsgehälter waren gesunken, und die Aufstiegsmöglichkeiten hatten sich verschlechtert. Auch Männer mit einem College Abschluss in der potentiell verdienststärksten Altersgruppe, der 45 bis 54 jährigen, mussten zwischen 1973 und 1993 einen Einkommensverlust um ein Drittel hinnehmen.

Die Zahl unterhalb der Armutsschwelle lebender Menschen wuchs von 25,4 Millionen 1970 auf 36,4 Millionen 1995. Dieser Zahl entsprechen 13,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. Besonders stark von Armut betroffen sind Kinder unter 18 Jahren. 1995 betrug ihr Anteil 20,8 Prozent. Im ethnischen Vergleich liegt der Anteil der Weißen bei 8,5 Prozent, der Schwarzen bei 29,3 Prozent und der Lateinamerikaner bei 30,3 Prozent. Unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit lebten 27,8 Prozent der Menschen, die außerhalb der Vereinigten Staaten geboren wurden, unterhalb der Armutsgrenze.[20]

Ähnlich den Einkünften aus Erwerbsarbeit entwickelten sich die Vermögensverhältnisse. Im Jahr 2007 verfügten 20 Prozent der Familien der Vereinigten Staaten über 86 Prozent des Geldvermögens, die Vermögen sind offensichtlich noch ungleicher verteilt als die Einkommen.[21]

Ein anderes gebräuchliches Maß einer Ungleichverteilung ist der Gini-Index. Ökonomen nutzen ihn, um Einkommens- oder Vermögensunterschiede in der Gesellschaft zu messen. Der Gini-Index misst die Differenz zwischen dem realen Einkommen einer Bevölkerungsgruppe und einer egalitären Gruppe. In ihr würde der Index 0,000 betragen. Je höher der Index, umso größer ist die Ungleichheit. In einer perfekt ungleichen Gesellschaft, in der eine Person, eine Familie oder ein Haushalt alles erhält, beträgt der Wert des Index 1,000.

Abb. 3.1 (s. S. 34) zeigt die die Entwicklung des Gini-Index für Familien und Haushalte der Vereinigten Staaten in den Jahren zwischen 1970 und 2006. Die Daten wurden vom US Bureau of the Census für die Bruttoeinkom-

20 Inflationsbereinigt lag 1995 die am Einkommen gemessene Armutsschwelle in den USA für einen Drei-Personen-Haushalt bei 12 158 $ pro Jahr.

21 Federal Reserve Board, Survey of Consumer Finances (SFC), 2007.

men ermittelt. Wie auch diese zeitliche Einkommensentwicklung zeigt, wird die Ungleichheit in den USA immer größer.

Betrachtet man die Vermögensverhältnisse in den USA, wird die Ungleichverteilung noch deutlicher sichtbar. Für die Haushalts-Nettovermögen[22] erreichte der Gini-Index bereits 2001 mit 0,84, einen Wert der weit über dem Index für die Einkommen liegt.

Auch in Deutschland hat sich der Abstand zwischen Arm und Reich vergrößert. In den 10 Jahren zwischen 1997 und 2006 verringerte sich der monatliche Einkommensanteil der ärmsten 20 Prozent der Bevölkerung von 10,1 auf 9,3 Prozent. Gleichzeitig stieg das monatliche Gesamteinkommen im

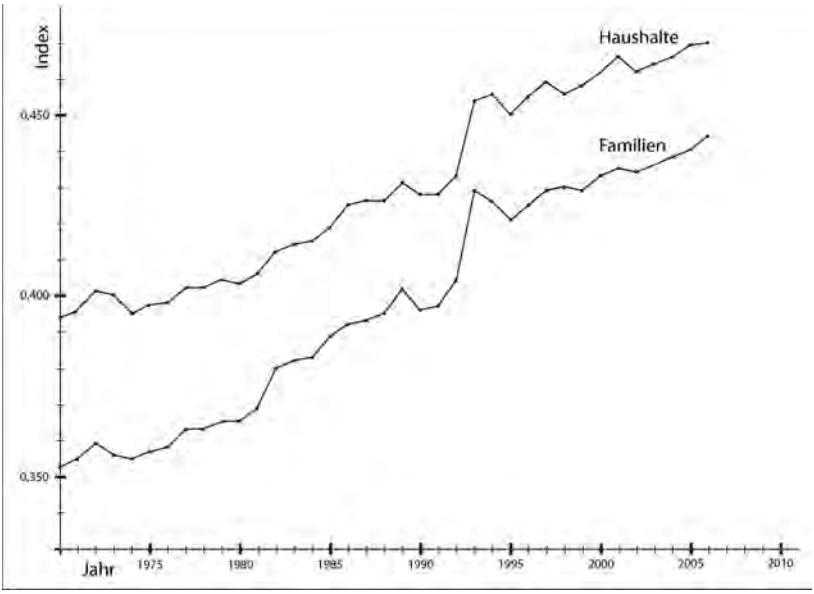


Abb. 3.1: Die jährliche Variation des Gini-Index für das Einkommen von Familien und Haushalten der Vereinigten Staaten zwischen 1970 und 2006. Der Index zeigt einen annähernd konstanten Anstieg in den vergangenen 35 Jahren, unabhängig von den zahlreichen zyklischen Krisen während dieser Zeit.

obersten Quintil von 34,4 auf 36,8 Prozent. Mit der zunehmenden Differenzierung zwischen Arm und Reich war eine Schrumpfung der Mittelschicht

22 Das Nettovermögen besteht aus dem Gesamtvermögen – Immobilien, Betriebe, Geld und wertvolle Sammlungen – abzüglich aller Verbindlichkeiten – Hypotheken und Konsumentenkredite.

verbunden.[23] Während das Durchschnittseinkommen der Deutschen allein zwischen 2002 und 2005 real um 4,8 Prozent zurückging, stieg es für die obersten 0,01 Prozent um 17 Prozent.[24]

Nach einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) vom Januar 2009 ist das Vermögen noch weit ungleicher verteilt als das Einkommen:[25]

Das Nettovermögen aller Erwachsenen betrug 6,6 Billionen € im Jahre 2007. Die prozentuale Aufteilung der individuellen Nettovermögen zeigt die nachstehende Tabelle 3.2:

Jahr	**unterste 20 %**	**zweite 20 %**	**dritte 20 %**	**vierte 20 %**	**fünfte 20 %**	**oberste 10 %**
2002	-1,2	0,4	4,1	18,8	77,8	57,9
2007	-1,6	0,4	4,0	16,1	80,1	61,1

Tab. 3.2: Individuelle Nettovermögen in Deutschland. Anteil am Gesamtvermögen in Prozent.

Die sehr ungleiche Verteilung zeigt sich auch in einem relativ hohen Gini-Index. Für 2002 lag er bei 0,777 und für 2007 stieg er auf 0,799. Damit ist er nicht mehr weit vom Maximalwert 1,000 entfernt.

Unverkennbar nähern wir uns in der sozialen Differenzierung in schnellen Schritten den Verhältnissen in den USA. In Deutschland existiert eine kleine Oberschicht (ca. 10%), eine kleiner werdende Mittelschicht (ca. 20%) und eine große Unterschicht (ca. 70%).

Soziale Ungleichheit kann in einer globalisierten Weltwirtschaft nicht mehr allein im nationalstaatlichen Rahmen betrachtet werden. Sie muss aus einer staatenübergreifenden Perspektive diskutiert werden.

- Heute lebt rund ein Sechstel der Weltbevölkerung in absoluter Armut, vor allem in Afrika und Südostasien,[26]
- die reichsten zwei Prozent der Weltbevölkerung besitzen mehr als 51 Prozent des Weltvermögens,
- auf die ärmsten 50 Prozent der Weltbevölkerung entfallen weniger als ein

23 Datenreport 2008, Hrsg. Bundeszentrale für politische Bildung Bonn 2008.
24 Der dritte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung , Bundesanzeiger , Juni 2008.
25 Frick, R.; Grabka, M. M. Wochenbericht des DIW Berlin Nr. 4/2009, S. 54.
26 Als absolut arm werden Menschen bezeichnet, die am Tag mit weniger als einem $, gemessen in lokaler Kaufkraft, auskommen müssen.

Prozent,

- der Gini-Index der weltweiten Vermögensverteilung ist auf 0,850 gestiegen.

Neben der Vermögensverteilung zeigt die weltweite Einkommensverteilung folgendes Bild:

- 48,3 Prozent der Weltbevölkerung d.h. 3,14 Milliarden Menschen hatten nach Angaben der Weltbank im Jahre 2005 ein Einkommen von weniger als 2,5 US-$ pro Tag.
- Der Anteil der Einkommensarmen betrug am Beginn des 21. Jahrhunderts 78 Prozent, der Anteil der Einkommensreichen 11 Prozent.[27]

Beim Klimawandel wurde als Parameter die Temperatur zur Charakterisierung einer sprunghaften Veränderung des Systems gewählt. Sowohl beim Schmelzen des Meereises wie für ein unaufhaltsames Schmelzen des grönländischen Eisschildes bestand die Möglichkeit, ein Temperaturintervall anzugeben, bei dem ein Kipppunkt erreicht wird.

Als Parameter zur Beschreibung der wachsenden Spaltung des herrschenden Gesellschaftssystems wählte ich die Differenz zwischen Arm und Reich. Unübersehbar wird sie immer größer. Ich bin jedoch nicht in der Lage, ein Intervall z.B. beim Gini-Index anzugeben, bei dem der Kipppunkt erreicht wird. Es scheint wenig wahrscheinlich, dass der bisherige Umgang mit der weltweiten Krise – Krieg gegen den Terrorismus und unzureichende Entwicklungshilfe – ein weiteres Anwachsen der sozialen Gegensätze aufhalten wird. Wir leben am Abgrund einer Katastrophe, da wir die Bedürfnisse der von Menschen erzeugten Verhältnisse für wichtiger ansehen, als die Bedürfnisse der Menschen selbst.

Berufsökonomen und Regierungen gehen unbeirrt davon aus, dass sich die ökonomischen Verhältnisse im Gleichgewicht befinden. Gelegentliche krisenhafte Störungen lassen sich durch gezielte Maßnahmen wie Zinssenkungen, Finanzhilfen für Geldinstitute und Investitionen überwinden – das System kehrt ins Gleichgewicht zurück. Die Naturwissenschaften lehren uns, dass gewisse dynamische Entwicklungen nicht zum Gleichgewicht führen, sondern eine chaotische, unvorhersehbare zeitliche Entwicklung einschlagen können. Die hohe Komplexität des globalisierten Kapitalismus begünstigt den Weg ins Chaos.

---

27 Milanovic, B.; Yitzhaki, S. Decomposing World Income Distribution: Does the World Have a Middle Class?, Review of Income and Wealth, Blackwell Publishing, vol. 48(2) S. 155-178, Juni 2002.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 37–54*

Christa Luft

Verselbständigung der Finanz- gegenüber der Realwirtschaft – Überakkumulation als Krisenquelle

Aktualisierter Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 12. Februar 2009

Nach dem Zusammenbruch der US-Investmentbank Lehman Brothers im September 2008 kollabierten weltweit die Finanzmärkte. Sie rissen die warenproduzierenden, einzig wertschöpfenden Wirtschaftsbereiche, die sogenannte Realwirtschaft mit in den Abwärtsstrudel. Rasch hatten Regierungspolitiker, Vertreter der neoliberalen Ökonomenzunft und der Mainstream-Medien Erklärungen für das Desaster bereit: Schuld sei die US-amerikanische Politik billigen Geldes sowie das gewohnheitsmäßige Leben der Amerikaner auf Pump, das sich auf das bisherige Privileg des Greenback als globale Reservewährung stützt. Schuld seien ebenfalls die Gier der Banker, sowie die ungenügende Transparenz und Kontrolle von Finanzgeschäften. Zweifellos haben diese Faktoren mit eine Rolle gespielt, aber den Kern des Problems bilden sie nicht. Der liegt in der enormen Anhäufung von Finanzvermögen, das nach Anlage mit höchstmöglichen, in der Realwirtschaft nicht erzielbaren Renditen strebt, also in der *Überakkumulation*. Das ist ein von Marx beschriebener Vorgang, wie er in der Geschichte des Kapitalismus periodisch aufgetreten ist und in seinem finanzmarktgetriebenen Stadium mit den vagabundierenden Billionen seinen bisherigen Höhepunkt erfährt. Solange die Springquellen für die Überakkumulation nicht ausgetrocknet und für liquides Kapital neue Investitionsfelder in der Realwirtschaft eröffnet sind, lässt sich bestenfalls die Wucht der nächsten Krise dämpfen und die Last für die Allgemeinheit mildern. Ausmerzen lassen sich Krisen nur durch einen Systembruch, durch die Überwindung der kapitalistischen Macht- und Eigentumsverhältnisse sowie der Profitdominanz.

Vom Industrie- zum Finanzmarktkapitalismus

Die prägnanteste Analyse des Kapitalismus stammt von Karl Marx. Er untersuchte den Kapitalismus seiner Zeit, den englischen Industriekapitalismus

des 19. Jahrhunderts. Der war durch hohe wirtschaftliche Dynamik, eine intensive Innovationstätigkeit und entsprechend hohen Kapitalbedarf gekennzeichnet. Kapital war knapp. Liquides Geld wurde in der Industrie angelegt und dort generierter Gewinn überwiegend wieder reinvestiert. Diese Entwicklung hielt bis in die 1970er Jahre an. Dann begann das Zuwachstempo der Arbeitsproduktivität zu sinken, die Preisexplosion des Erdöls hinterließ ihre Bremsspuren. In den entwickelten kapitalistischen Ländern entstand der Trend zur Stagnation und zum tendenziellen Fall der kapitalbezogenen Profitrate in der Industrie. Das fordistische Akkumulationsregime geriet in die Krise. Die wirtschaftliche Dynamik nahm ab, die Notenbanken setzten die Leitzinsen drastisch herauf. Das reale Zinsniveau überstieg das nur noch schwach ausgeprägte reale Wachstum. Statt zu investieren, ihre Betriebe zu modernisieren und zu erweitern, Geld in Aus- und Weiterbildung ihrer Beschäftigten zu stecken, nutzten vor allem börsennotierte Unternehmen immer größere Teile ihrer Gewinne, um andere Unternehmen und /oder Finanzaktiva aufzukaufen, darunter auch Anleihen des Staates, sowie im Immobiliensektor zu spekulieren.[1] Finanzkapital fand also in produktiven Investitionen, in Forschung und Entwicklung, in Maschinen und Ausrüstungen nicht mehr die Anlagemöglichkeiten, die den Renditeerwartungen der Kapitalbesitzer entsprachen. [2]

Seit den 1990er Jahren wird in der Literatur vom *„Finanzmarkt“* oder auch vom *„finanzgetriebenen“* bzw. *„Turbokapitalismus“* gesprochen.[3] Dessen Hauptakteure sind Banken, Börsen, Versicherungen, Pensionsfonds,

1 Während die deutschen Unternehmen in den 1970er Jahren noch 60 Prozent ihres Nettoeinkommens in ihre Betriebe gesteckt hatten, um sie zu modernisieren und zu erweitern, sank dieser Anteil später auf etwa 25 Prozent, der größere Teil wird als Börsenkapital verwertet. Börsennotierte Unternehmen müssen ihr Verhalten nach den Ansprüchen der Aktionäre ausrichten, also für höhere Gewinne und Kurssteigerung der Aktie sorgen. Vgl. dazu Haustein, Heinz-Dieter: Megakrise, Zeitenwechsel des Geldkapitalismus in der Geschichte. URL http://rosalux.de/cm/fileadmin/rls, Stand 15. 03. 2009, S. 24

2 Von den meisten westdeutschen Ökonomieprofessoren wurde der Begriff „Finanzkapital“ bis 1991 nicht verwendet, wie Artur Woll in seinem mit 120 akademischen Mitarbeitern im gleichen Jahr verfassten Wirtschaftslexikon zu diesem Stichwort schrieb.

3 Bischoff, Joachim: Globale Finanzkrise. VSA Verlag 2008; Huffschmid, Jörg: Politische Ökonomie der Finanzmärkte. VSA Hamburg 2002; Huffschmid, Jörg/ Köppen, Margit/ Rhode, Wolfgang (Hrsg.): Finanzinvestoren: Retter oder Raubritter? Neue Herausforderungen durch die internationalen Kapitalmärkte. VSA Hamburg 2007; Klein, Dieter: Krisenkapitalismus. Wohin es geht, wenn es so weitergeht. Karl Dietz Verlag Berlin, 2008; Kurz, Robert: Das Weltkapital. Berlin 2005; Schäfer, Ulrich: Der Crash des Kapitalismus. Campus Verlag 2008; Soros, Georg: Das Ende der Finanzmärkte. München 2008; Wagenknecht, Sarah: Wahnsinn mit Methode – Finanzcrash und Weltwirtschaft. Verlag Das Neue Berlin, 2008; Zeise, Lucas: Ende der Party. Papyrosa Verlag Köln, 2008.

Hedgefonds und andere Investmentgesellschaften sowie private Vermögensbesitzer. Sie sind einzig vom Streben nach kurzfristigem Wertzuwachs ihres Portfolios getrieben und terrorisieren mit exorbitanten Erwartungen an die Eigenkapitalrendite die Realwirtschaft. Wer weniger als 20 bis 25 Prozent erzielt, gilt als Verlierer. Für Unternehmen der Realwirtschaft heißt das, sich höher zu verschulden, denn ohne mehr Fremdkapital sind genannte Renditeziele nicht ansatzweise zu erreichen. Renditen solcher Größenordnung auf Finanzanlagen können aber nicht dauerhaft gezahlt werden, ohne die Substanz aufzuzehren, wenn die realen Wachstumsraten bei zwei bis drei Prozent, oft bei weniger liegen. Zugunsten der Kapitalforderungen werden Löhne gesenkt, Arbeitszeiten ohne Lohnausgleich verlängert, Unternehmenssteuern reduziert, Beschäftigte entlassen, damit der Börsenkurs steigt, immer größere Bereiche der öffentlichen Infrastruktur und der sozialen Dienste ausgetrocknet. Den Renditehunger der Kapitaleigner bezahlen abhängig Beschäftigte und die Allgemeinheit. Die einseitige Orientierung der Finanzmarktakteure am Shareholdervalue, dem Mehrwert der Aktionäre, ist eine der Hauptursachen für die Fehlallokation volkswirtschaftlicher Ressourcen. Am schnellsten können sich erfahrungsgemäß Investitionen im Finanzsektor „rentieren". Das Finanzkapital reagiert heute in Sekundenschnelle, der reale Produktionsprozess in Tagen oder Monaten, die Ausbildung von Arbeitskräften lohnt sich nach Monaten oder Jahren, und die Erschließung neuer Ressourcen dauert mitunter Jahrzehnte. Die von Schumpeter gerühmte progressive unternehmenstypische *Funktion der Innovation* wird zurückgedrängt – vor allem dort, wo strategische Entscheidungen auf lange Sicht wie zur Abwendung der Klimakatastrophe äußerst dringlich wären.[4] „Das Geld hat bei wohlhabenden Bevölkerungsgruppen in wirtschaftlich reichen Gesellschaften nicht mehr bloß die Tauschmittelfunktion, sondern nimmt zunehmend die Vermögensfunktion an. Als Wertspeicher und Medium der Wertsteigerung konkurriert es mit Investitionen in reale Anlagen, Immobilien und langfristige Gebrauchsgegenstände."[5]

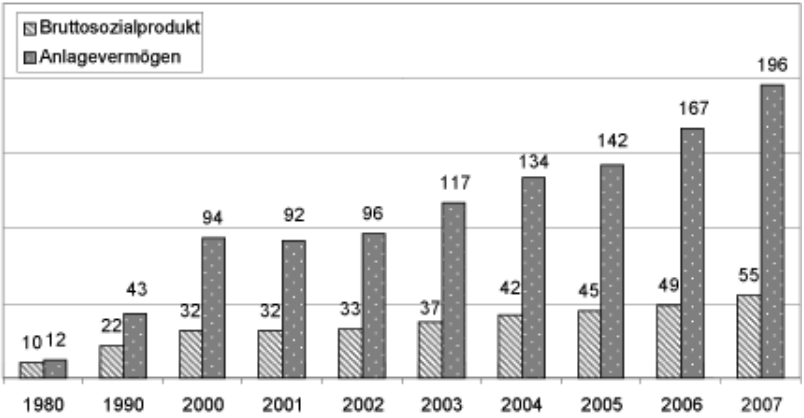
Das Credo der Finanzmarktakteure lautet: „Laß Dein Geld für Dich arbeiten". Diese Ideologie manifestiert sich selbst in der Bankensprache. Dort gelten Zertifikate, Derivate, Fonds, Swaps, Verbriefungen, Leerverkäufe usw. als „Produkte", als „innovative" Produkte gar. Geld soll also Geld hecken.

4 Klein, Dieter: a. a. O. S. 107

5 Hengsbach, Friedhelm. Nach der Krise ist vor der Krise. Für eine Wirtschaftsdemokratie ohne Finanzkapitalismus. In: Blätter für deutsche und internationale Politik , Heft 5/2009, S. 56

Man muss aber nicht einmal Marxist sein, um zu wissen, dass die Quelle allen gesellschaftlichen Reichtums nicht das Geld, sondern die menschliche Arbeit und die Natur ist. Der Finanzsektor hat seine Dienstleistungsfunktion für die Realwirtschaft also weitestgehend verloren, hat sich verselbständigt und führt ein Eigenleben. Er wächst unverhältnismäßig schneller als die reale Ökonomie. Wenn das weltweit geschaffene Sozialprodukt sich von 1980 bis 2007 von 10 auf 55 Billionen US-$ erhöhte, sich also gut verfünffachte, schwoll das weltweite Anlagevermögen in der gleichen Zeit von 12 auf 196 Billionen US-$ an, also um das 16-fache (Abb. 1).

Abb.1: Entwicklung des weltweiten Anlagevermögens in Billionen Dollar



Quelle: McKinsey Global Institute: Mapping global capital markets: Fifth annual report, October 2008; URL: http://www.mckinsey.com/mgi/publications/fifth_annual_report_Executive_ Summary.asp (Stand: 15.01.2009)

Ein weiteres Indiz für die Verselbständigung des Finanzsektors: 2007 wurde das sich täglich um den Erdball bewegende Finanzvolumen auf 2,5 Billionen US-$ geschätzt. Weniger als fünf Prozent davon sind zur finanziellen Abwicklung von Waren- und Dienstleistungsgeschäften nötig. Der „Rest“ geht auf Spekulation zurück. Es entstand eine auf Schulden gebaute Wirtschaft, die dennoch sicher schien, weil sich selbst mit Risiken noch Geschäfte machen ließen. Alles in allem: Die Verselbständigung der Finanzwirtschaft erweist sich als einer der gefährlichsten Destabilisatoren von Real- und Gesamtwirtschaft.

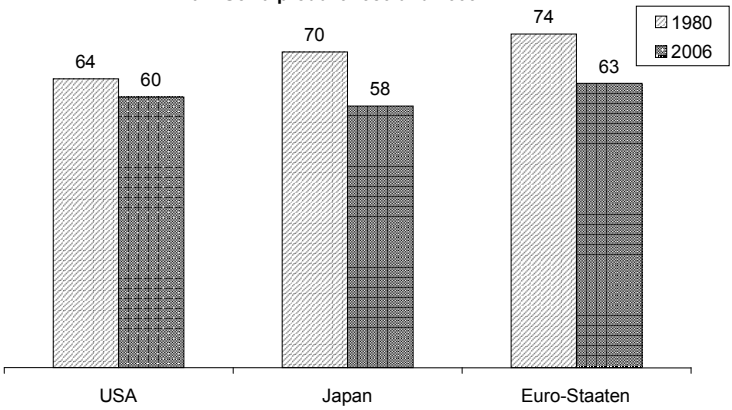
Ursachen für die weltweite Überschussliquidität

Im Sinne von Marx sind tiefgreifende Krisen im Kapitalismus grundsätzlich Ausdruck eines Widerspruchs zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Beide stehen solange nicht im Widerspruch, wie der Bedarf an Realkapital zur Entwicklung der Produktivkräfte Schritt hält mit dem produzierbaren, dem möglichen Mehrwert. Längst wächst das nach immer lukrativerer Anlage suchende Finanzvermögen schneller als die renditeträchtigen Investitionsgelegenheiten in Forschung und Entwicklung, in Produktion und Dienstleistungswesen. Dafür gibt es ein ganzes Spektrum von Ursachen, die im Kern alle auf das von Marx gefundene „allgemeine Gesetz kapitalistischer Akkumulation" hinauslaufen.

- Zuoberst die *Enteignung der abhängig Beschäftigten*. Denen wird weit weniger als das ihnen vom erzeugten Produkt Zustehende gewährt. Die Anteile der Lohn- und Gehaltseinkommen am Volkseinkommen sind in den neoliberalen Jahrzehnten seit 1975 überall in der Welt geschrumpft. So konnte der Zufluss zum Finanzsektor über längere Zeit durch Umverteilung von der Arbeit hin zum Kapital gesichert werden (Abb. 2). Eingeengt aber wurde die Kaufkraft breiter Bevölkerungsschichten. Rudolf Hilferding erklärte Wirtschaftskrisen lediglich aus Zirkulationsstörungen oder Fehlern in der Preisgestaltung.[6] Marx kam dagegen zu dem Schluss: „Der letzte Grund aller wirklichen Krisen bleibt immer die Armut und Konsumtionsbeschränkung der Massen gegenüber dem Trieb der kapitalistischen Produktion, die Produktivkräfte so zu entwickeln, als ob nur die absolute Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft ihre Grenze bilde."[7] Das Pendant von Armut und Konsumtionsbeschränkung der Massen ist der überquellende, die Spekulation anheizende Reichtum in den Händen einer relativ kleinen Schicht.
- Die Enteignung der Beschäftigten ging einher mit einer weiteren Form von Einkommensumverteilung, der steten *Steuer- und Abgabensenkung für Unternehmen, für Bezieher hoher Einkommen und Vermögensbesitzer.* Letztere behielten so mehr in der privaten Tasche und Unternehmen behielten vom erwirtschafteten Gewinn mehr zur freien, meist spekulativen Verwendung.

6 Hilferding, Rudolf: Das Finanzkapital, a.a.O. S. 379 ff
7 Marx, Karl (1968) Kapital Bd 3, MEW, S. 501

Abb. 2: Anteil von Löhnen und Gehältern am Sozialprodukt 1980 und 2006



Quelle: International Monetary Fund (Hg.) (2007): World economic outlook, Spillovers and Cycles in the Global Economy, April 2007, URL: http://www.imf.org/external/pubs/ft/weo/2007/01/c5/Fig5_7_1.pdf (Stand: 15.01.2009)

- Nach dem Ende der Blockkonfrontation wurden in Deutschland und anderen westlichen Ländern Großaktionen gestartet, um *öffentliches Eigentum* (vorrangig Infrastruktureinrichtungen und kommunale Wohnungsbestände) zu *privatisieren*. Vermögen, das sich bis dahin in Bundes-, Landes- oder kommunaler Hand befand, geriet in private, allzu oft in Spekulantenhände. Die gesamte *Rekapitalisierung Osteuropas, die Inwertsetzung dortigen öffentlichen Vermögens* ist hier ebenfalls zu nennen. Die hat in kürzester Frist unvorstellbar reiche Milliardäre, die sogenannten Oligarchen, hervorgebracht, während große Teile der Bevölkerung verarmen.
- Die *Privatisierung der sozialen Sicherung, insbesondere die kapitalgedeckte Altersvorsorge* schreitet voran. Von den USA ausgehend sammeln Pensionsfonds für die Alterssicherung gedachte Gelder und legen sie nicht selten in windigen, hohe Renditen versprechenden Finanzprodukten an.
- Das in reichen Ländern des Nordens überflüssige Kapital wurde Entwicklungsländern und ehemaligen Ländern des Staatssozialismus zu niedrigen Zinsen angeboten, um dann in Zeiten der Hochzinspolitik mit Zins und Zinseszins zurückgefordert zu werden, so dass ein *globaler Kapitaltransfer von Süd nach Nord* entstand. Im Rahmen neokolonialer Ausbeutung werden viele Staaten des Südens ausgeplündert. Hunger, fehlendes Trinkwasser, Seuchen, Mütter- und Kindersterblichkeit, Obdachlosigkeit, An-

alphabetismus und der vorzeitige Tod von Millionen Menschen sind die anhaltende Folge.

- Massiv ausgedehnt wurde der *spekulative Handel mit Nahrungsmitteln, Agrarrohstoffen, Wechselkursen und Immobilienkrediten***.** Für letztere bildete sich vor allem in den USA eine Verbriefungspraxis heraus, d. h. Forderungen gegenüber den Hausbauern oder -käufern wurden gebündelt und mit einem Abschlag am Markt angeboten. Es wurde also mit Schuldtiteln spekuliert. Schon bei Karl Marx kann man lesen, dass das von den Banken verliehene Geld, das zinstragende Kapital, die „Mutter aller verrückten Formen ist, so dass zum Beispiel Schulden in der Vorstellung des Bankiers als Waren erscheinen können."[8]
- Begünstigt worden waren die freie Bewegung des Kapitals und die grenzenlose Spekulation durch die *Aufhebung des Abkommens von Bretton Woods*. 44 Länder waren 1944 in diesem Kurort im US-Staat New Hampshire zusammengekommen, um den Rahmen für eine Nachkriegsfinanzordnung abzustecken. Dabei standen Leitlinien des britischen Ökonomen John Maynard Keynes Pate. Vereinbart wurden die Gründung des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank, ein Regime fester Wechselkurse, staatliche Kapitalverkehrskontrollen und die tägliche Eintauschbarkeit von Dollar-Guthaben in Gold. Dieses Abkommen wurde auf Betreiben der USA Anfang der 70er Jahre aufgekündigt. Die befanden sich im Vietnam-Krieg, der Erdölpreis explodierte. Ihre Staatsverschuldung schwoll an und sie annullierten 1971 die Goldkonvertibilität des Greenback. Von da an konnten die USA sich in der eigenen Währung verschulden und machten davon nahezu hemmungslos Gebrauch. 1973 zerbrach dann auch das System fester Wechselkurse im Ergebnis starker Flucht aus dem Dollar, und aufgehoben wurden die staatlichen Kapitalverkehrskontrollen. Seit dem ist eine Spekulation mit Wechselkursen möglich, und überhaupt wurde das Kapital aller Bewegungseinschränkungen ledig. Die Volatilität des Finanzmarktes wurde Alltag. In den 90er Jahren kam das *Internet* auf und ermöglichte fortan, in Echtzeit Börsen- und andere Geschäfte zu tätigen und zum Beispiel kleinste Kursschwankungen zwischen zwei Währungen innerhalb von Sekunden mit großen Gewinnmargen zu auszunutzen.
- Zur Kapitalmarktliberalisierung gehört die Aufblähung des Kreditwesens durch immer neue sogenannte *Finanzinnovationen und immer neue Fi-*

8 Marx, Karl (1968): Das Kapital, Bd. 3, a.a.O. S.483

nanzakteure oder *Finanzinvestoren,* darunter hochspekulativer Hedgefonds. Bei Marx liest man dazu, dass sich das zinstragende Kapital vervielfacht „durch die verschiedne Weise, worin dasselbe Kapital oder auch nur dieselbe Schuldforderung in verschiednen Händen unter verschiednen Formen erscheint. Der größte Teil dieses ‚Geldkapitals' ist rein fiktiv." [9]

- Gewaltige *Preissteigerungen bei Rohstoffen*, vor allem Öl, haben die Einnahmen Russlands, der Vereinigten Arabischen Emirate, Norwegens und anderer Staaten erhöht und so ebenfalls zur Geldschwemme beigetragen.
- Zu den wenig beachteten Ursachen für die Überschussliquidität gehören *weltwirtschaftliche Ungleichgewichte*. Während die einen Länder (USA, Großbritannien, Spanien, Australien, Italien) chronische Leistungsbilanzdefizite aufweisen, fahren andere laufend riesige Exportüberschüsse ein. Die Spitzenposition bei letzteren hat neben China und Japan die Bundesrepublik Deutschland, die seit 2001 bis 2008 für eine Billion Euro Waren und Dienstleistungen mehr exportierte als importierte. Der Jahreshöchststand bei den Ausfuhren lag 2007 bei 171 Mrd. Euro. Der Leistungsbilanzüberschuss bedeutet Netto-Kapitalexport. Das Ausland bezahlt die Importe nicht mit Waren, sondern finanziert deutsche Exporte mit deutschen Krediten, verschuldet sich also. In Deutschland steht das betreffende Kapital nicht für Investitionen zur Verfügung, trägt nicht zum Auf- oder Ausbau von Produktionskapazitäten bei, sondern facht die Spekulation an.

Keine Finanzkrise wie viele vorherige, sondern ein Krisengeflecht

Finanzkrisen sind seit der Tulpenspekulation der Jahre 1635 bis 1637 in den Niederlanden ein regelmäßiges Phänomen des modernen Kapitalismus. Allein seit 1980 erlebte die Welt nach einer Statistik der Weltbank insgesamt 166 Finanzkrisen in verschiedenen Ländern, von denen 119 in ihren Auswirkungen über den Finanzbereich hinausgingen. Dennoch werden sie von der bürgerlichen ökonomischen Theorie weitgehend ignoriert. Im wohl bekanntesten internationalen Standardwerk der Volkswirtschaftslehre, „Economics" von Paul A. Samuelson und William D. Nordhaus, das in fünfzig Jahren millionenfach verkauft wurde, kommt der Begriff „Krise" nicht vor.[10] Auch

9 Marx, Karl (1968), Das Kapital Bd. 3, a.a.O. S.488

10 Otte, Max: Die Finanzkrise und das Versagen der modernen Ökonomie. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 52/2009, S. 15

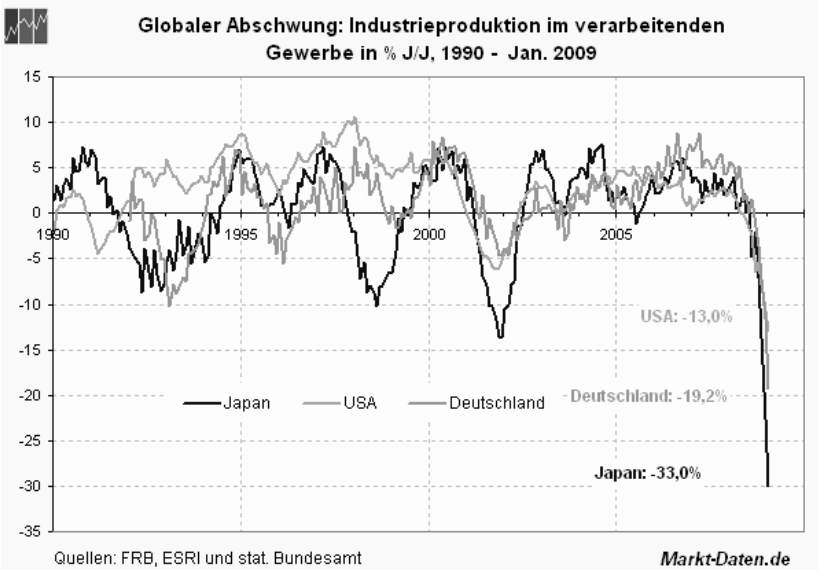
wenn die aktuelle Krise sich einreiht in eine lange Krisengeschichte, so hat sie doch *Besonderheiten*. *Ausgebrochen ist sie* nicht an der weltwirtschaftlichen Peripherie, also wie früher häufig in Südostasien oder in Südamerika, sondern *im Zentrum des Kapitalismus*, im Stammland des ungezügelten Kapitalismus, in den USA. Sie griff unverzüglich auf die Realwirtschaft über (Abb.3). Zuerst war die Autoindustrie mit ihren Zulieferern betroffen, es folgten der Schiffbau und andere Branchen. Unternehmen klagten über eine Kreditklemme. Der Export stürzte ab. Die fortschreitende Globalisierung führt dazu, dass die Finanzkrise sich weltweit ausdehnt. Sie ist in dieser *Globalität* historisch erstmalig. Der amerikanische Starökonom Nouriel Roubini hält daher die sogenannte Abkoppelungstheorie für widerlegt. In einer zunehmend globalisierten Welt gibt es immer mehr Handels- und finanzielle Verflechtungen zum Beispiel über die Währungen, die Rohstoffpreise und anderes. Daher, so Roubini, stellt sich die Frage, wie man überhaupt auf die Idee kommen konnte, andere Länder könnten sich von der Pleite in den Vereinigten Staaten abkoppeln. Tatsächlich wird sie über solche Kanäle übertragen. Abgesehen davon gab es nicht nur in den Vereinigten Staaten von Krediten getriebene Preisblasen. Sondern bezogen auf den Immobilienmarkt haben wir solche Preisblasen auch in Großbritannien, Spanien, Irland, Ungarn, der Türkei, Russland, den baltischen Staaten, im Mittleren Osten, Singapur und nicht zuletzt auch in China.[11] Die „Überflusskapitalien“ haben sich von nationalstaatlichen Bindungen gelöst und verlangen nach Renditen, die einzig bei gleichzeitiger Produktion schwerster Ungleichheiten und Verelendungen erwirtschaftet werden können.

Wegen der Globalität beschränkt die Krise sich nicht auf die Industrieländer. Sie reißt Schwellen- und Entwicklungsländer mit in den Strudel. Letztere sind besonders hart betroffen. Sie verlieren Exporteinnahmen, weil die Rohstoffpreise abgestürzt sind. Auslandskapital wird abgezogen, Kredite zu erlangen, wird noch schwieriger. Viele Entwicklungsländer sehen sich in ihrer Not gezwungen, das an zahlungskräftige Ausländer zu verkaufen, was sie noch haben: Grund und Boden. Eine neue Form der Kolonialisierung setzt ein.

---

11 Roubini, Nouriel: Kreditausfälle von mehr als 3 Billionen Dollar. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 28. 01. 2009

Abb. 3



Die aktuelle Finanzkrise ist nicht nur mit einer Wirtschaftskrise, vor allem einer Überproduktionskrise, verbunden. Sie wird begleitet von einer Verschärfung der Klimasituation *(Klimakrise),* anwachsendem Hunger (*Nahrungsmittelkrise*) und der Erschöpfung nichtreproduzierbarer Rohstoffe (*Energie- und Rohstoffkrise*). Es handelt sich also um ein Krisengeflecht, eine Mega-Krise.[12] Dies festzuhalten ist wichtig für die Suche nach Strategien eines nachhaltigen Krisenmanagements. So zeigte sich schon bald, dass der von der Bundesregierung und Regierungen anderer Länder eilig aufgespannte Rettungsschirm für die Banken in der Realwirtschaft wirkungslos blieb und schleunig um Schutzmaßnahmen für die Autoindustrie und deren Zulieferer, aber auch für andere Branchen ergänzt werden musste.[13] Energie- und Umweltkrise schränken zunehmend bestimmte Lösungsmöglichkeiten für die

12 Altvater, Elmar: Die kapitalistischen Plagen Energiekrise und Klimakollaps, Hunger und Finanzchaos. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 3/2009

13 Der Schweizer Autor Fredmund Malik schätzt, dass von den weltweit Tausenden von Milliarden Steuermitteln in der realen Wirtschaft bis Ende 2009 weniger als 10 Prozent angekommen sind. Mehrheitlich hätten sie geholfen, die alten Strukturen aufrechtzuerhalten, insbesondere im Finanzsystem, wo die Denkweisen dieselben sind wie vor der Krise. Siehe: Malik, Fredmund: Lagebeurteilung für 2010. St. Gallen, m.o.m.-Letter 01/2010, S. 3

Wirtschaftskrise ein, insbesondere die extensive Erweiterung des Ressourcenverbrauchs als klassischen Wachstumspfad. Höchstmögliches Wachstum zu erzielen, kann in den entwickelten Ländern nicht mehr das rationale Kriterium für die anzustrebende Wirtschaftspolitik sein. Strukturwandel rückt in den Mittelpunkt. Gefördert werden dürften keine Investitionen, die die Klimakatastrophe verstärken, sondern diese durch Verminderung von Emissionen und schonende Landnahme abwenden.[14] Der Weg zu einer Wende im Verhältnis von Natur und Arbeit führt über die Entkopplung von Profitstreben und Naturressourcenverbrauch durch eine Reform der gesamten Regulierungsweise, über den sozialen Ausgleich, das Umsteuern der technischen Entwicklung und eine andere Lebensweise. Die Kernbewegungsgröße des Kapitalismus, die kapitalbezogene Profitrate, hielt Marx für tendenziell fallend, in dem neuen Jahrhundert wird sie durch Überproduktion, Klimawandel, Vervielfachung regionaler und lokaler Naturkatastrophen, Versiegen natürlicher Vorräte, Vermüllung und Zunahme sozialer Katastrophen mit großer Wahrscheinlichkeit eindeutig fallend.[15]

Wer Hunger ernsthaft bekämpfen will, muss sich dafür einsetzen, den Börsenhandel mit Nahrungsmitteln und Agrarrohstoffen, also die Spekulation damit, zu verbieten. Insgesamt geht es neben kurzfristigen Forderungen nach Konjunkturprogrammen und Stärkung der Massenkaufkraft um mehr. Es geht um strategische gesamtwirtschaftliche Weichenstellungen und es geht um Schlussfolgerungen auf internationaler Ebene. Ohne dem Krisengeflecht Rechnung zu tragen, bleibt die Suche nach Auswegen erfolglos. Das bezeugen die bisherigen staatlichen „Rettungsmaßnahmen“ für Banken und die sogenannten Konjunkturpakete. Sie gleichen eher Notfallaktionen und Schmerzmitteln als einer nachhaltigen Heilungsstrategie. Konjunkturankurbelnde Maßnahmen, die die Klimakrise nicht mildern (wie zum Beispiel die für die Autobranche) sind gesellschaftlich kontraproduktiv. Einzelstaatliche Lösungen ohne internationale Koordinierung verpuffen.

Das aktuelle Desaster offenbart schließlich die *Legitimationskrise des Neoliberalismus*. Der englische Historiker und Marxist Eric Hobsbawm hält ihn gar für tot. Auffällig ist der *Ruf selbst marktradikaler Hardliner nach dem Staat***.** Einst als Störenfried in der Wirtschaft verketzert, gilt er plötzlich als Garant für Wohlstand und Stabilität. Der Staat soll den Kapitalismus retten, und er erweist sich tatsächlich als verlässlicher Treuhänder des Finanzkapi-

14 Otto, Friederike E.L.: Auf dem Weg in die Klimakatastrophe? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 52/ 2009, S.35-40

15 Haustein, Heinz-Dieter: Die Megakrise, a.a.O., S.51

tals. In der Reagan-/Thatcher-Ära war John Mainhard Keynes zum alten Eisen geworfen worden. Nun zeigt sich, dass seine Rezepte, vor allem das Deficit Spending, also die staatliche Nachfragepolitik, nicht obsolet sind, selbst wenn Rettungspakete und Investitionsprogramme heute nicht automatisch die Lösung sein können. Denn Keynes entwickelte seine Thesen in Zeiten des Nationalstaates. Inzwischen sind nationale Märkte zum Weltmarkt zusammengewachsen. Jetzt kaufen Konsumenten mit nationalen Rettungsmilliarden auch ausländische Produkte. Ein Teil der Anstrengungen verpufft also wirkungslos, wenn Staaten ihre Anstrengungen nicht koordinieren. Das tut aber der Wiederbelebung der Grundgedanken von Keynes keinen Abbruch.

Blamiert hingegen ist die Chicago School of Economics, zu deren Begründern die Nobelpreisträger Milton Friedman und Friedrich von Hayek gehören. In schwindelerregendem Tempo werden neoliberale Glaubensgrundsätze als das entlarvt, was sie sind: Halb- und Unwahrheiten. So zum Beispiel die Mär, dass es das Wachstum fördere, Wohlstand von unten nach oben zu verteilen, die Legende von den Märkten, die sich am besten selbst regeln, die Dogmen „Privatisieren, Liberalisieren, Deregulieren, den Arbeitsmarkt flexibilisieren". Politik wurde in diesem Duktus zum Vollstrecker von betriebswirtschaftlichen „Sachzwängen". Die neoliberalen Konjunkturforscher verwenden ökonomisch-mathematische Modelle für ihre Vorhersagen, nach denen die Märkte bei kleinen zyklischen Schwankungen stets dem Gleichgewicht zustreben. Entsprechend ungeeignet sind dann die Ergebnisse im Vergleich zur Wirklichkeit. Denn ökonomische Modelle schreiben Entwicklungen nur fort, sie sagen aber keine Wendepunkte voraus. Beleg dafür ist, dass kein Ökonom mit mathematischen Modellen die Jahrhundertkrise vorausgesagt hat. Die modellverliebten Neoliberalen ignorieren, dass die Wirtschaft ein untrennbarer Teil der Gesellschaft ist, dass sie also auch nur im Gesellschaftsbezug begriffen und gestaltet werden kann. Nobelpreisträger Joseph Stiglitz zufolge fehlt vielen Ökonomen vor lauter Spezialisierung auf Details heute das systemische Denken. Viele Kollegen verlören sich im Klein-Klein mathematischer Modelle. Absurd: Die Modelle werden aus Hypothesen oder langjährigen Erfahrungen gespeist; für das, was die Welt in Krisen erschüttert, gibt es aber keine mathematische Formel. Die Modelle funktionieren nur, wenn die Randbedingungen stabil sind, sie erfassen nicht, wie verheerend Unsicherheit wirkt.

Zu hoffen ist, dass die Jahrhundertkrise auch Denkmuster von Ökonomie-Professoren verändert. Jean Pisani Ferry, einer der einflussreichsten Makro-

ökonomen Europas, Berater der EU-Kommission und des französischen Präsidenten Sarkozy spricht es offen aus: „Die Krise sollte uns Wirtschaftswissenschaftler demütig machen, uns vor Augen führen, wie viele Fehler wir machen können. Wir haben diese verheerende Krise trotz Erfahrungen, etwa in Asien Ende der 90er Jahre, nicht vorhergesehen und den Finanzmärkten zu viel zugetraut. Ich habe mir nicht vorstellen können, dass der freie Kapitalmarkt bei der Einschätzung der Risiken so versagt.“[16]

Ökonomische und soziale Auswirkungen der Mega-Krise

Die kapitalistische Produktionsweise beruht auf dem Geldverkehr. Eine reibungslose Geldversorgung ist so etwas wie der Blutkreislauf der Wirtschaft. Wenn der ins Stocken gerät, ist für die Realwirtschaft Gefahr im Verzuge. Genau das ist in Deutschland und weltweit geschehen. Banken mussten Wertberichtigungen in ihren Bilanzen vornehmen, „faule“ Kredite, also nicht eintreibbare Forderungen abschreiben. Das schmälert ihre Eigenkapitalbasis und damit die Kreditvergabefähigkeit. Darunter leiden jene Unternehmen, die auf Fremdkapital angewiesen sind. Eine „Kreditklemme“ droht. In seinem Finanzstabilitätsbericht von Ende Januar 2009 erwartete der IWF, dass die Banken auf US-Kredite und verbriefte Wertpapiere rund 2200 Mrd. US-$ abschreiben müssen. Das wäre fast so viel wie das Bruttoinlandsprodukt (BIP) Deutschlands und mehr als das BIP Italiens. Noch im November 2008 war der Fonds lediglich von 1400 Mrd. $ ausgegangen. Nahezu zum Erliegen gekommen war der Interbankenhandel, also das gegenseitige Ausleihen zeitweilig freier Gelder. Die Kreditinstitute trauten sich untereinander nicht. Sie vermuteten, der leihende Partner hätte eventuell noch nicht eine komplette Bereinigung seiner Bilanzen vorgenommen und könnte möglicherweise seinen Rückzahlungsverpflichtungen nicht nachkommen. Banken geben ihre liquiden Bestände, um sicher zu gehen, lieber gegen einen relativ geringen Zins an die Europäische Zentralbank. Massiv eingebrochen ist die Wirtschaftsleistung. In Deutschland betrug der Rückgang 2009 fünf Prozent. Dies entspricht einem Verlust an jährlich produzierten Waren und Dienstleistungen in der Größenordnung von 125 Mrd. Euro.

Damit einher ging und geht ein Arbeitsplatzabbau und die weitere Prekarisierung der Arbeitswelt. Mit steigender Arbeitslosigkeit wächst der Druck auf die Einkommen. Die Steuereinnahmen der öffentlichen Hand sinken ra-

16 Zitiert in: Je länger die Staaten warten, desto schlimmer der Abschwung. Berliner Zeitung vom 27./28. 12. 2008

pide, so dass die Finanzierung von Sozialleistungen schwieriger wird, zumal viel Geld vom Bankensektor zum Ausgleich der Verluste in den Bankbilanzen und für den Ersatz von verspekuliertem Eigenkapital absorbiert wird. Die „fiskalischen Kosten der gegenwärtigen Finanzmarktturbulenzen“ beziffert die Europäische Zentralbank im Eurogebiet auf rund 3 Prozent des BIP.

Zu den Auswirkungen der Mega-Krise gehört, dass viele Länder der Welt in einer Schuldenflut versinken. Auch die Bundesrepublik Deutschland steuert auf die größte Verschuldung aller Zeiten zu. Die Neuverschuldung betrug 2009 fast 40 Mrd. Euro und wird 2010 über 50 Mrd. Euro erreichen. Die Hauptursache sind krisenbedingte Ausfälle an Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen, Mehrausgaben für Arbeitslose und für Kurzarbeitergeld, die Kosten zweier Konjunkturprogramme sowie ein Rettungsschirm für die Banken. So wurde ein Bürgschaftsrahmen für angeschlagene Geldinstitute zur Ankurbelung des Interbankenhandels in Höhe von 400 Mrd. Euro bewilligt, von denen bis Mitte Juni 2010 200 Mrd. Euro ausgereicht waren. Zusätzlich wurde ein 80 Mrd. Euro umfassender Fonds zur Rekapitalisierung von Banken aufgelegt. Der soll Mittel zur Aufbesserung ihrer Eigenkapitalbasis und zum Aufkauf notleidender Kredite bereitstellen. Davon waren zur gleichen Zeit 30 Mrd. Euro in Anspruch genommen worden.[17]. Anzumerken ist, dass die Bürgschaften den Staatshaushalt nicht akut belasten. Erst wenn tatsächlich eine Bank zusammenbricht und der Fiskus einspringen muss, wenn die Bürgschaften „schlagend“ werden, wie es in der Fachsprache heißt, fließt wirklich Geld. Bislang ist es nicht absehbar, ob und in welchem Ausmaß dies geschehen könnte. Und die Eigenkapitalhilfen stellen nur eine vorübergehende Belastung der öffentlichen Kassen dar. Zum einen erwirbt der Staat im Gegenzug Vermögen (etwa den 25-Prozent-Anteil an der Commerzbank oder den 100-Prozent-Anteil an der Hypo Real Estate). Irgendwann kann er diese Pakete wieder verkaufen, wenn’s gut geht, mit Gewinn. Zum anderen sollen die Banken die vom Staat gewährten stillen Einlagen plus Zinsen zurückzahlen. Eine sofortige und dauerhafte Haushaltsbelastung stellen hingegen die Aufwendungen für die Konjunkturprogramme dar.

Deutschland ist mit umfangreichen Geldern zur Rettung angeschlagener großer Geldinstitute sehr „großzügig“ umgegangen, pumpte nahezu bedingungslos Geld in marode Kreditinstitute, übernahm nur zögerlich als Gegenleistung ein Aktienpaket wie im Falle der fusionierten Dresdner und

17 Rettungfonds SoFFin.: Übersicht zu den Bankenrettungsmitteln des Bundes, Berlin 18.06.2010

Commerzbank, allerdings ohne Eigentümerrechte geltend zu machen. Von Verstaatlichung, gar Enteignung der Banken mochte anderswo die Rede sein.[18] In Deutschland sollten derartige „Ungeheuerlichkeiten" nicht stattfinden. Erst spät wurden Verstaatlichungen auf Zeit nicht mehr ausgeschlossen.

Die Finanzkrise geht in die nächste Runde. Die Banken präsentieren neue Milliardenverluste, drehen den Kredithahn für andere Banken und Unternehmen weiterhin zu und horten ihr Geld, wie schon gesagt, lieber bei der Europäischen Zentralbank. Die Kreditklemme ist nicht behoben. Der Rettungsschirm für Banken hat bisher das Bankensystem nicht stabilisieren können. Beinahe 36 % der bis heute weltweit bekannten faulen und wertlosen Papiere befanden sich Anfang 2009 immer noch in der Bilanz der Banken. Diese Verluste werden auf 2.130 Mrd. Euro bzw. 2.800 Mrd. Dollar beziffert. Allein in Deutschland ist die Rede von bis zu 800 Mrd. Euro. Dies entspricht einem Drittel des deutschen BIP.[19] Lange debattiert wurde über die Schaffung einer „Bad Bank", einer „öffentlichen Müllbank" oder „Giftmülldeponie", in die von privaten Banken „faule" Kredite abgeschoben werden zu Lasten öffentlicher Haushalte. Sie soll also die Bilanzen der Institute entlasten, indem sie Wertpapiere aufkauft, die am Kapitalmarkt zurzeit nur schwer oder gar nicht verkäuflich wären. Ohne eine solche Maßnahme käme der Kreditfluss nicht wieder in Gang, argumentieren Banker. Einer Umfrage vom Januar 2009 zufolge, besaßen deutsche Banken „toxische" Wertpapiere im Volumen von knapp 300 Mrd. Euro, von denen erst rund ein Viertel abgeschrieben war. Der Rest steht noch mit illusorischen Werten in den Büchern.

Die bisherige Reaktion von Regierungen und herrschenden Eliten auf die Megakrise zeugt davon, dass es nur um Schmerzmittel zur Minderung ihrer Folgen und nicht um ein Konzept für ein gesellschaftliches Umsteuern geht. Sie wollen dem Wesen nach so weitermachen wie bisher und verstehen nicht, dass diese Krise eine politische Herausforderung von historischer Dimension ist, dass es sich um eine Krise der kapitalistischen Produktionsweise und Gesellschaftsordnung handelt. Die tonangebenden Vertreter der neoliberalen Ökonomenzunft haben die Notfall-, ja Panikmaßnahmen wohlwollend bis zurückhaltend kritisch kommentiert. Allmählich beginnt die Mega-Krise die

18 „Warum nicht voranschreiten und verstaatlichen? Denkt dran, je länger wir mit Zombi-Banken leben, desto schwieriger wird es, die Wirtschaftskrise zu überwinden". So Paul Krugman, US-amerikanischer Nobelpreisträger für Ökonomie, in der New York Times vom 22. 02. 2009

19 Bad Bank für schlechte Banker. In: Klartext 2/2009, DGB Bundesvorstand

wissenschaftliche und die politische Debatte zu beleben. Die Frage lautet: Was kommt dann, wenn sich der Notfall erledigt hat?

Es ist natürlich schwierig, heute etwas auszusagen über die weitere Entwicklung und die Folgen der Megakrise im 21. Jahrhundert. Eine entscheidende Frage ist, ob es möglich sein wird, das gigantische Finanzmarktkapital wenigstens zu bändigen oder es besser abzuschaffen. Haustein fragt: „Haben die Institutionen der parlamentarischen Demokratie und der Zivilgesellschaft den Willen, das Niveau, die Ausbreitung und die Kraft, die sie zur Lösung der großen Menschheitsprobleme benötigen. Wie lang ist die Geduld der vom totalitären Regime des Kapitals Beherrschten. Warum sind die kritisch und weiter denkenden Kräfte so wenig aktiv und so wenig einig im Vergleich zum Unisono der kapitalbeherrschten Medien?“ [20]

Das liegt offenbar daran, dass *die* gesellschaftlichen Kräfte (noch) nicht erkennbar sind, die zu einer postkapitalistischen Gesellschaft führen können, vergleichbar dem Sozialismus, der bis zu seinem Untergang den Kapitalismus bändigen half. Um Alternativen ringende Kräfte müssen sich also zunächst mit eigenen Konzepten für ein Krisenmanagement im *bestehenden* System in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung positionieren. Dafür ist bereits eine Reihe von Forderungen Gegenstand öffentlicher Debatten:

- Keine Rettung von Banken mit Steuergeldern, ohne dass der Staat Eigentümer/Miteigentümer der betreffenden Institute wird und somit an den Unternehmensentscheidungen wie an künftigen Gewinnen beteiligt ist
- Beteiligung der Banken an den Kosten der Rettungsmaßnahmen
- Verbot des Handels mit Verbriefungen und Kreditderivaten sowie von Zweckgesellschaften, die sich Banken zugelegt haben, um Risiken außerhalb der Bilanz zu verstecken und die Eigenkapitalvorschriften zu umgehen
- Verbot von Hedgefonds, Private Equity Fonds und Real Estate Investment Trusts
- Regulierung der Finanzmärkte durch Kapitalverkehrskontrollen und Bändigung des vagabundierenden Kapitals durch eine Steuer auf internationale Finanztransaktionen
- Schaffung einer Aufsicht über international agierende Finanzmarktakteure sowie öffentlicher Rating-Agenturen
- Unterbindung der massiven Fremdfinanzierung beim spekulativen Han-

20 Haustein, Heinz-Dieter: Megakrise. A.a. O. S. 57

del mit Wertpapieren und Derivaten und Einführung gesetzlicher Obergrenzen für die Fremdfinanzierung von Investoren.

Solche realpolitischen Forderungen können die Krisenanfälligkeit im Kapitalismus dämpfen. Sie dürfen aber den Blick für das *Wesentliche* nicht verstellen: Solange die Quellen der Überakkumulation weiter sprudeln, wird immer wieder und immer mehr Kapital zu Spekulationszwecken auf die Finanzmärkte gespült und dem produktiven Wirtschaftskreislauf entzogen. Es muss also *erstens* darum gehen, diese Quellen Schritt für Schritt zum Versiegen zu bringen. Wichtige Wege sind:

- Stop der weiteren Enteignung der abhängig Beschäftigten
- Absage an weitere Steuersenkungen für Wohlhabende
- Stop der Privatisierung öffentlichen Vermögens und Rücknahme der kapitalgedeckten Altersvorsorge
- Beendigung der einseitigen Exportorientierung des Landes.

Zweitens und *parallel* dazu geht es darum, überschüssiges Kapital mit geeigneten Maßnahmen in gesellschaftlich verträgliche neue Investitionsfelder zu lenken. Die können vornehmlich im Bildungsbereich und in der ökologischen Modernisierung der Gesellschaft durch eine Effizienzrevolution bei Energie-, Material- und Rohstoffverbrauch liegen. Der Markt eignet sich dafür nicht als Allokationsmechanismus. Die Investitionsfunktion muss stärker zur öffentlichen Aufgabe werden.[21]

Eine interessante Idee dafür hat Heinz-Dieter Haustein in die Debatte eingebracht: „Die Entmachtung der heutigen Form der Zinswirkungen des Geldes ist die Grundaufgabe der Menschheit, wenn sie eine Zukunft haben will. Für jede Branche könnte der Zins als ökologische Stellgröße staatlich ermittelt und jährlich festgelegt werden. Die ökologische Zinsrate müsste am höchsten sein bei negativem oder Nullwachstum der Ressourcenproduktivität, mindestens so hoch wie die Durchschnittsrendite der Branche und am geringsten oder negativ bei überdurchschnittlichem Wachstum der Ressourcenproduktivität des Unternehmens. Das bedeutet, dass die Banken ihr Leihkapital nur mit dem Ökozins versehen dürfen. Die Einnahmen aus dem Ökozins werden ausschließlich für ökologische und soziale Zwecke verwendet. Firmen bekommen nur dann Fremdkapital und können damit expandieren, wenn sie ihr Wachstum der Ressourcenproduktivität erhöhen. Die konkrete Ökozinsrate einer Branche wird auf der Grundlage sorgfältiger Untersuchungen aller

21 Candeias, Mario: Die letzte Konjunktur. Organische Krise und „postneoliberale“ Tendenzen. In: Die Linken und die Krisen. Rosa-Luxemburg-Stiftung, Mai 2009, S. 61

umweltrelevanten Bedingungen ihrer Produktion und ihrer Marktaktivitäten festgelegt. Sie ist die Kerngröße einer strengen staatlichen Umweltregulierung, die das schwelende Feuer der stetigen, die Nachhaltigkeit zerstörenden Aktivitäten löscht, bevor es zur weltweiten Flammenkatastrophe wird.[22]

Die Systemdebatte erhält in der Krise Impulse. Allerdings ist ein automatischer Zusammenbruch des Kapitalismus nicht in Sicht. Auch wird er nicht freiwillig das Feld räumen. Klaus Müller führt ins Feld: „Die Funktion der Krise besteht nicht darin, die finale Phase der kapitalistischen Produktionsweise einzuläuten, sondern deren Erhalt zui ermöglichen. Man darf nicht vergessen, dass Überproduktionskrisen ein notwendiges Element des Marktmechanismus sind.“[23]

22 Haustein, Heinz-Dieter: Megakrise. A. a. O. S. 57

23 Müller, Klaus: Tendenzieller Fall oder Anstieg? Zur Komplexität ökonomischer Erscheinungen am Beispiel der allgemeinen Durchschnittsprofitrate. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2009, Akademie Verlag Berlin 2010, S. 28

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 55–72*

Wolfgang Schmitz

Horst Kunze – Bibliothekar, Buchwissenschaftler und Bibliophiler

Vortrag zu seinem 100. Geburtstag vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 12.11.2009

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" – dieses Wort Schillers gilt analog von den Bibliothekaren, die vergleichsweise selten im Rampenlicht stehen. Bei Horst Kunze ist das zu Recht anders – ihm flechten wir gemeinsam mit anderen einen Ehrenkranz zum 100. Geburtstag, den er in diesem Jahr begangen hätte.[1]

Seine Lebensspanne währte lange, vom 22. September 1909 bis zum 18. Juli 2000. Sie begann in der Zeit des Königreichs Sachsen im scheinbar fest gefügten wilhelminischen Kaiserreich, überdauerte viele Umbrüche und endete im wiedervereinigten Deutschland.

Horst Kunze ist am trefflichsten charakterisiert als gelehrter Bibliothekar, aber das ist nicht zu verwechseln mit einem konservativen, rückwärtsgewandten oder primär antiquarischen Fachvertreter. Den gesellschaftlichen und Praxisbezug hatte er stets im Blick und verstand sich doch nicht als „Macher". Sein gelehrtes Arbeiten bedeutet freilich nicht, dass er etwa seine Verwaltungstätigkeit als Leiter der Deutschen Staatsbibliothek nicht geschätzt habe, im Gegenteil, er zeigte eine hohe Pflichtauffassung und starkes Engagement für sein Haus und das Bibliothekswesen in seinem Staat, der DDR.

Diese Entwicklung war ihm nicht in die Wiege gelegt. Er wurde als Apothekersohn in typisch bürgerliche Verhältnisse hineingeboren und besuchte

1 Es gibt inzwischen eine stattliche Anzahl von Geburtstags- und Gedenkartikeln zu Horst Kunze. Ich verweise hier nur auf die Sammlung von Beiträgen zu seinem 90. Geburtstag, veröffentlicht in den Mitteilungen der Staatsbibliothek Berlin Heft 2/1999, S. 187-211, ferner die Nachrufe von Karl Schubarth-Engelschall: Horst Kunze als Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek. Privatdruck Berlin 1999, 23 S. und von mir: Nachruf auf Horst Kunze. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 26 (2001), S. 133-136. Zum 100. Geburtstag erschien eine von seinen Schülern veranlasste, von der Staatsbibliothek Berlin hergestellte und von Joachim Zeller herausgegebene Festgabe „Horst Kunze zum 100. Geburtstag" mit mehreren speziellen Abhandlungen zu Kunzes Wirken.

damit ein renommiertes Dresdner Gymnasium. Mag sein, dass sich schon der heranwachsende Gymnasiast progressiven Ideen zuwandte, recht fassbar werden sie jedenfalls während seines Studiums der Germanistik, Romanistik, Anglistik und Philosophie, das er 1928 an der Landesuniversität Leipzig begann. Hier fand er den Weg zu linken Studentengruppen und wurde Mitglied des Roten Studentenbundes, hielt folgerichtig in dem studentischen Sozialwerk „Arbeiter-Unterrichtskurse" der Leipziger Universität fünf Semester lang einen Kurs Französisch. Angeregt dazu hatte ihn das Vorbild eines seiner Leipziger Professoren, dem er ein Leben lang verpflichtet blieb, des Germanisten und Literaturwissenschaftlers Georg Witkowski. Ihm widmete er noch mit 90 Jahren einen eigenen Aufsatz.[2] Darin zeigt sich seine Begabung zu lebendigem Erzählen und humoriger Zuspitzung.

Witkowskis Einfluss auf ihn war vielfältig. In der Literaturwissenschaft war es sein methodisches Herangehen, das stark von sozialwissenschaftlichen Fragestellungen nach der Wirkung der Literatur in der Geschichte geprägt war. Ferner beeindruckten den jungen Studenten die exakten methodischen Grundlagen seines Lehrers, beruhend auf einer intensiven Schulung und Erarbeitung des Rüstzeuges. Eine nicht minder bedeutsame Ausstrahlung hatte Witkowski für ihn hinsichtlich der Bibliophilie. Der Leipziger Gelehrte war schon früh ein Bücherliebhaber par excellence, so Verfasser hierfür grundlegender Schriften und Mitherausgeber der wichtigsten und schönsten Bibliophilenzeitschrift seiner Zeit, der „Zeitschrift für Bücherfreunde". Durch ihn fand Kunze einen nicht nur ästhetisch-gefühlvollen Weg zum Buch, sondern einen wissenschaftlich und gesellschaftlich exakt begründeten. „Daß nämlich Inhalt und Form eines Buches eine Einheit bilden sollten oder wie ich es dann bei Witkowski schriftlich fixiert gefunden habe, daß das Buch eine doppelte Funktion habe, nämlich ‚als Träger des Inhalts und als ästhetisches Phänomen.'"[3] Witkowskis Schicksal, der als Jude 1933 aus dem Amt gejagt wurde und schließlich dem unerträglichen Druck im NS-Staat nachgab und 1939 nach Holland emigrierte, hat ihn tief berührt und seine ablehnende Haltung gegenüber den neuen politischen Verhältnissen bestätigt. Sie überschatteten schon 1933 sein Staatsexamen. Vielleicht ist sein betont unpolitisches Leipziger Dissertationsthema in der Romanistik über „Die Bibelübersetzungen von Lefèvre d'Étaples und R.R. Olivetan verglichen in ih-

2 Georg Witkowski. In: Horst Kunze: Buchgefährten. Hrsg. von Friedhilde Krause und Renate Gollmitz. Berlin 1999, S. 181-193.

3 ebd. S. 187.

rem Wortschatz“ 1935 den Zeitläuften zu verdanken.[4] Es brachte ihm den freundlichen Spitznamen „Bibel-Kunze“ ein.

Die jetzt anstehende Berufswahl traf – durch seine nun geweckte und definierte Liebe zum Buch entscheidend vorangetrieben – auf die Bibliothek als „das vermutlich geringste Übel“ (so Kunze ironisch).[5] Er erhielt eine Volontärsstelle bei der Sächsischen Landesbibliothek, deren Direktor, Martin Bollert, zu seinem zweiten Lehrer wurde. Bollert hatte die Bibliothek gründlich modernisiert und legte neben Bestandsvermehrung und Bestandserhaltung einen außergewöhnlichen Schwerpunkt auf die Bestandserschließung und damit auf die Nutzbarmachung.[6] Den Grundsatz der Dienstleistung gegenüber den Benutzern für „jeden nach Wissen und Wissenschaft Strebenden, unabhängig von akademischen Privilegien“ erfuhr er hier hautnah und vertrat ihn sein ganzes Leben lang. Das gilt auch für die beiden anderen in der Dresdner Landesbibliothek besonders gepflegten Gebiete, das Vortragswesen und die Pflege des kulturellen Erbes in einem Buchmuseum, das zum Zentrum zahlreicher Ausstellungen wurde. Bollerts Schwergewicht lag deutlich in der bibliothekarischen Praxis, er war aber gleichzeitig Gelehrter, wie seine große Studie über die „Lederschnitteinbände des 14. Jhs.“ von 1925 eindrucksvoll belegt. Diese damals häufige Kombination hat den eigenen Weg des jungen Volontärs beeinflusst. „So ergänzen sich in Bollerts Schaffen Praxis und Theorie in glücklicher Weise.“[7]

Neben und nach Bollert hat noch ein weiterer Bibliothekar den jungen Horst Kunze wegweisend beeindruckt: Hans Heinrich Bockwitz.[8]

Ihm begegnete Kunze während seines theoretischen Jahres als Volontär in Leipzig, wo Bockwitz für den wissenschaftlichen bibliothekarischen Nachwuchs an der Universität Vorlesungen über Geschichte des Buchdrucks so-

---

4 Leipzig 1935 (Leipziger Romanistische Studien. 1,11).

5 vgl. ausführlich: Mein Verhältnis zum Buch. In: Horst Kunze: Vom Bild im Buch. Hrsg. von Friedhilde Krause und Renate Gollmitz, Leipzig 1986, S. 11-19, hier S.11: „Ich bin Bibliothekar geworden, weil ich das Buch für mich als unentbehrlichen Begleiter in jungen Jahren entdeckt hatte…. Wenn ich bei der Wahrheit bleiben will, muß ich gestehen, daß es mich überhaupt nicht nach einem Beruf verlangt hat, als ich mit dem Studium, das sieben Jahre gewährt hatte, wie üblich fertig sein sollte…. An liebsten wäre ich „Privatgelehrter“ geworden…. Privatgelehrte … hatten mich ungeheuer beeindruckt. Nun, es mußte eben doch an ökonomische Selbständigkeit, d.h. ans eigene Geldverdienen gedacht werden, und so bin ich als vermutlich geringstes Übel Bibliothekar geworden.“

6 Martin Bollert zum 75. Geburtstag, w.a. in Horst Kunze: Buchgefährten 1999 (wie Anm.2), S.27-35, hier S. 30.

7 ebd. S. 34.

8 Hanns Heinrich Bockwitz, w.a. in Horst Kunze: Buchgefährten, 1999 (wie Anm.2), S. 36-46.

wie über Geschichte und Technik der graphischen Künste hielt. Hauptsächlich war er am Deutschen Buch- und Schriftmuseum tätig, das er zu einer bedeutenden Höhe führte, ehe es 1943 unter den Bomben dezimiert wurde. Seine Wirkung auf den bibliothekarischen Nachwuchs war groß: „Vielen Kollegen, die heute in deutschen Bibliotheken tätig sind, ist die Schönheit des alten Buches und die geschichtliche Bedeutung der Welt des Buches durch seine Kurse und Vorlesungen aufgeschlossen worden. Lange Jahre haben seine Vorlesungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs und sein Unterricht für die Praktikanten des bibliothekarischen Dienstes diesen jungen Menschen einen wesentlichen Teil ihres geistigen Rüstzeuges für den gewählten Beruf mitgegeben. Angesichts der immer weitergreifenden Mechanisierung auf allen Arbeitsgebieten kommt der buchgeschichtlichen Vertiefung des bibliothekarischen Berufes, wie sie seine buchkundlichen Übungen vermittelten, eine hohe moralische Bedeutung zu.“[9] Kunze beeindruckte besonders sein Ansatz, den sozialen und kulturellen Zusammenhängen auf allen Gebieten der Buchgeschichte nachzuspüren.

Bockwitz vermittelte ihm den Kontakt zu dem Verleger Ernst Heimeran, in dessen Auftrag er dann sein erstes Buch über die Geschichte des Bucherfolges im 18. und 19. Jahrhundert schrieb.[10] Zunächst war Heimeran gegenüber dem Berufsanfänger noch freundlich-skeptisch, das entwickelte sich schnell zu einem engen Vertrauensverhältnis und dann wurde dieses Buch in vielen Ausgaben und Umarbeitungen zu einem der erfolgreichsten Bücher und immer wieder gern behandelten Thema Kunzes: „Lieblingsbücher von dazumal. Eine Blütenlese aus den erfolgreichsten Büchern von 1750-1860, zugleich ein erster Versuch zu einer Geschichte des Lesergeschmacks.“ Er behandelte darin die Erfolgsschriftsteller und Publikumslieblinge von einst, die keineswegs die heute geschätzten „Klassiker“ der Zeit sein mussten. In der Einleitung skizzierte er die Begriffe Bucherfolg, Auflage und Ausgabe, und beleuchtete die Literatur in ihrem Verhältnis zur Leserschaft und Gesellschaft. Wie man leicht sieht, fanden hier methodische Anregungen, die er von Georg Witkowski und Hans Heinrich Bockwitz erhalten hatte, in kluger Kombination ihre Anwendung.

So vielfach gerüstet, durch Lehrer, die sich bei aller Verschiedenheit ergänzten und in die gleiche Richtung wiesen, trat der junge examinierte Wissenschaftliche Bibliothekar (1937) seine erste Stellung an, zunächst bei der

9 ebd. S. 39.

10 Meine Erinnerungen an Ernst Heimeran. In: Horst Kunze: Buchgefährten (wie Anm. 2), S. 135-143.

Deutschen Bücherei in Leipzig, dann 1939 bei der Landesbibliothek in Darmstadt, die unter Hanns Wilhelm Eppelsheimer, der damals allerdings längst von den Nationalsozialisten entlassen worden war, eine bedeutende Entwicklung erfahren hatte. Hier gründete er seine Familie. Schon bald führte die deutsche Politik zum Krieg, den Horst Kunze 4 Jahre als Soldat und in Kriegsgefangenschaft erdulden musste. Es waren politische Erfahrungen, die seine Haltung ein Leben lang prägten.

Die Lehren, die er aus der Nazizeit zog („Ich habe sie gehasst"), aber auch seine seit seiner Studentenzeit herauskristallisierte linke Haltung führten ihn dazu, sich nach einem freischaffenden Zwischenspiel bei Radio Frankfurt um eine berufliche Stellung in der Sowjetischen Besatzungszone zu bemühen. Das war natürlich ein Bekenntnis, und so wurde es auch aufgefasst und ihm von vielen gleichaltrigen westdeutschen Kollegen gründlich verübelt. Unbeirrt von solchen Beanstandungen übernahm er 1947 die Leitung der Universitäts- und Landesbibliothek Halle/Saale[11] und bereits drei Jahre später als Generaldirektor die Leitung der Berliner Staatsbibliothek, die er fast 27 Jahre leitete. Hier hat er bis heute Weiterwirkendes geleistet:

Die Entwicklung der Bibliothek war von den Folgen des 2. Weltkrieges geprägt. Horst Kunze nahm unter den widrigen Rahmenbedingungen eines Unterhaltsträgers mit chronischem Devisenmangel den Wiederaufbau und die Neugestaltung des Hauses auf. Letzten Endes wurde die Instandsetzung bis zum Ende seiner Amtszeit nicht vollendet und die Realisierung der Baupläne immer wieder hinausgezögert und im Umfang reduziert.[12] Hinzu kam die ungeklärte Frage einer Rückführung der kriegsbedingten Auslagerungen im Osten (heute Polen) und vor allem im Westen Deutschlands, wo aus den dorthin gebrachten Beständen der alten Preußischen Staatsbibliothek eine neue Institution mit wechselnden Namen und Trägern geschaffen wurde. Der Kalte Krieg hat in besonderer Weise das Nachkriegsschicksal der Berliner Staatsbibliothek geprägt.

Aber es gab auch positive Entwicklungen: die Einrichtung von Fachlesesälen, die Einführung neuer Kataloge und die Schaffung von Spezialbereichen wie der Inkunabel- und der Kinder- und Jugendbuchabteilung, sowie die

11 zu seiner Hallenser Zeit jetzt Karl Klaus Walther: Horst Kunze als Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek in Halle. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 55 (2009), S.231-241.

12 Horst Kunze: Zur Baugeschichte der Deutschen Staatsbibliothek 1945-1989. In: Berichte zur Geschichte der Deutschen Staatsbibliothek in Berlin. Berlin 1996 (Beiträge aus der Staatsbibliothek zu Berlin PK Bd. 4), S. 163 – 194.

Wiederaufnahme alter Gemeinschaftsunternehmungen wie die Fortsetzung des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke. So gewann die Berliner Staatsbibliothek allmählich ihren Platz in der internationalen Bibliothekswelt zurück.

Ebenso lag Horst Kunze zeitlebens die bibliothekarische Ausbildung am Herzen. Mit großem Engagement focht er für die Anerkennung der Bibliothekswissenschaft als Universitätsfach und ihre Etablierung in einem eigenen Institut an der Berliner Humboldt-Universität 1954. Hier wurden in der Folge die wissenschaftlichen Bibliothekare der DDR ausgebildet, die so durch seine Schule gingen. 15 Jahre leitete er nebenamtlich dieses Institut als erfolgreicher und sehr geschätzter Hochschullehrer. Gerade für die Belange einer marxistisch fundierten Bibliothekswissenschaft setzte er sich in vielen internationalen Konferenzen ein.[13]

Funktionen in vielen nationalen und internationalen Gremien waren bei diesem Engagement die Folge und die Ehrungen blieben nicht aus. Auch nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Bibliotheksdienst blieb er weiterhin dem Bibliotheks- und Buchwesen wissenschaftlich verbunden. Eine Gelehrtenklause im Zwischengeschoss zwischen dem 1. und 2. Stock, etwas abgelegen, wurde sein Domizil, von Friedhilde Krause liebevoll in den Marginalien beschrieben.[14] Hier empfing er, von der Bibliothek seines Lehrers Hans Heinrich Bockwitz und dem Mobiliar seines Amtsvorgängers Fritz Milkau umgeben, Gäste und Freunde, hier arbeitete er mit der ihm eigenen strengen Disziplin zwei Mal die Woche in seiner Staatsbibliothek.

Seiner Mitwirkung in vielen Gremien, nicht zuletzt seiner Arbeit als Leiter der Deutschen Staatsbibliothek und als Hochschullehrer entsprach eine reiche Publikationstätigkeit. Sie ist vorzüglich dokumentiert durch eine Personalbibliographie, zusammengestellt von seiner Mitarbeiterin Renate Gollmitz[15] und folgt in ihrer Gestaltung genau den Kriterien, die Kunze für eine Personalbibliographie entwickelt hatte[16]: chronologische Ordnung der Titel

13 Gegenstand und Methoden der Bibliothekswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Bibliothekswissenschaft als Hochschuldisziplin, Berlin 20.-26.Mai 1962, Leipzig 1963.

14 Friedhilde Krause: Gelehrtenjahre im Bockwitz-Zimmer. In Memoriam Horst Kunze. In: Marginalien 163. Heft (2001), S. 3 – 14.

15 Typoskriptdruck Berlin 1994, 120 S. Das Verzeichnis enthält bis 1994 719 Beiträge von Kunze und dann einen zweiten Teil über ihn, der bis Nr. 846 geht. Eine Fortschreibung erschien bis 1999.

16 Die individuelle Personalbibliographie. w.a. in Horst Kunze: Alles für das Buch. Hrsg. von Friedhilde Krause und Renate Gollmitz. Leipzig 1974, S.331-343. Den Gegensatz von subjektiver und objektiver Personalbibliographie verwirft er und plädiert für einen zweiten Teil mit Schriften über die Person und ihr Werk, ebenso ggf. Porträts; und Kunze macht selbst noch Vorschläge für die typographische Gestaltung.

und ergänzend ein Sachregister. Unbedingt schließt er die Rezensionen zu den Werken desjenigen ein, dem die Personalbibliographie gilt, und unveröffentlichte Manuskripte wie Vorträge.

Solche grundsätzlichen Analysen aus dem Bereich der Buch- und Bibliothekswissenschaft hat er viele vorgenommen und damit viel zur Klärung zwar bekannter aber noch nie wirklich tiefer analysierter Phänomene um das Buch herum beigetragen. Es gehörte eben zu einem seiner vornehmlichen bibliothekarischen Anliegen, aus seinen beruflichen Erfahrungen das Buch- und Zeitschriftenwesen zu fördern und zu verbessern! Auch hier wird also jener durchgängige Praxisbezug deutlich, der ihm in seinem Wirken so wichtig war.

Eine größere Zahl seiner kleinen Schriften ist in vier Bänden gesammelt herausgegeben,[17] dazu kommen viele kleine und große Werke. Kennzeichnend sind häufig die vielfachen Auflagen, auch als Lizenzausgaben im Westen: Seine Lehrbücher wurden nämlich der Ausbildung der Bibliothekare im Westen zugrunde gelegt. Für alle gilt, sie sind sorgfältig sprachlich durchgefeilt. Kunze war zwar kein Fußnoten-Virtuose, wohl aber bietet er ein strenges methodisches Vorgehen und zeigt hohen Anspruch an gedankliche Durchformung. Unverkennbar spricht aus seinem Werk der Glaube an eine sozialistische Gesellschaft. Das wird deutlich in dem Umkreis der im engeren Sinne bibliothekswissenschaftlichen Literatur, aus der vor allem seine berühmte, in vielen Auflagen vorliegende Bibliotheksverwaltungslehre bzw. Bibliothekslehre hervorragt.[18]

Sein profundes Wissen und seine Erfahrung als Leiter großer Bibliotheken sind hier eingeflossen, wenn er die großen Arbeitsbereiche der Bibliothek sehr genau und gut verständlich darstellt und zwar so detailliert, dass der Berufsanfänger – und nicht nur der – ein bis in Einzelheiten klares Bild von der bibliothekarischen Arbeit erhält. Seine Leistung ist hier derart prägnant, dass man seine eigene Apostrophierung seines Buches als „Grundzüge“ als allzu bescheiden bewerten muss. Das Besondere ist aber seine Bevorzugung der Benutzerdienste und – ganz im Sinne seiner sozialistischen Grundüberzeugung – die Öffnung der Bibliothek für alle. „Sie ist in der Tat ein Ausdruck

17 Gemeint sind die Sammelbände ‚Alles für das Buch’ (vgl. Anm. 16), ‚Im Mittelpunkt das Buch’, hrsg. von Friedhilde Krause und Renate Gollmitz, Leipzig 1980, ‚Vom Bild im Buch’ (vgl. Anm. 5) und ‚Buchgefährten’ (wie Anm. 2).

18 Zuerst erschienen unter dem Titel: Bibliotheksverwaltungslehre, Leipzig 1956 (Lehrbücher für den Nachwuchs an wissenschaftlichen Bibliotheken. Bd. 1), mit späteren Auflagen, dann ab der 3. Aufl. unter dem Titel Grundzüge der Bibliothekslehre. Leipzig 1966 wieder mit mehreren Nachdrucken und 4. Aufl. 1976, zitiert wird im folgenden nach der Auflage von 1966.

fortschreitender Demokratisierung der Bildungseinrichtungen, die im Sozialismus ihre konsequenteste und höchste Ausprägung findet."[19] Das ist für ihn der Ausfluss der sozialistischen Bibliothekswissenschaft, die „das Verhältnis Buch und Leser als Mittelpunkt der bibliothekarischen Arbeit" ansieht.[20] Freilich ist die fortschreitende Öffnung der wissenschaftlichen Bibliotheken „für alle" schon eine Entwicklung, die im 19. Jh. einsetzte und die schon Martin Bollert in der Weimarer Zeit vertrat.

Zur Position der Bibliothek im Sozialismus heißt es: „Bibliotheken sind ein Glied des sozialistischen Bildungssystems. Als Beitrag der Bibliotheken zur Kulturrevolution gehört die Verpflichtung, mit ihren spezifischen Mitteln und Methoden allen Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft auf dem Wege zur gebildeten Nation Bildung, Wissen und Kultur zu vermitteln. Sie haben daher das Ziel der Kulturrevolution im Auge zu behalten: die Herausbildung einer sozialistischen Kultur, die auf dem kulturellen Erbe der Vergangenheit aufbaut."[21]

Allerdings fordert diese Grundüberzeugung auch ihren Preis, denn Kunze fühlt sich folglich unbedingt der sog. sozialistischen Parteilichkeit verpflichtet, die schon Lenin als verbindlich definiert hatte,[22] also der Unterordnung allen bibliothekarischen Tuns unter die Prämisse des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft. Das ließ sich und lässt sich mit den westlichen Vorstellungen einer unparteilichen bibliothekarischen Tätigkeit nicht vereinbaren.

Kunze folgte mit dieser Einstellung der vorgegebenen ideologischen Linie, denn er glaubte an den Fortschritt im Sinne von Karl Marx und agierte als Propagandist der guten sozialistischen Zukunft, aber er tat das nicht blind und platt im Sinne billiger Phrasen. Er verstand Bibliothek und Buch als wichtige Institutionen zur Förderung des Sozialismus, aber er sah sie ebenso nur auf einem guten Weg, aber längst nicht am Ziel.[23] Dabei war er keineswegs ein fanatischer und unkritischer Eiferer. Gegenüber den negativen Seiten des Regimes war er nicht blind. Seine bei aller Parteilichkeit freie Überzeugung

19 ebd. S. 30.
20 ebd. S. 138.
21 ebd. S. 22.
22 Lenin und die Bibliotheken. In: Horst Kunze: Alles für das Buch, S.298-315. Hier reitet er eine heftige Philippika gegen die Unparteilichkeit: „Das war nicht altes Traditionsgut deutscher Bibliothekare, sondern das Ergebnis neuerer politischer Entwicklungen in der höchsten imperialistischen Phase der kapitalistischen Gesellschaftsformation. W.I. Lenin hat diese verlogene, in sich widerspruchvolle Deklaration von der Unparteilichkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft und Volksbildung unerbittlich und hartnäckig bekämpft und mit Beispielen widerlegt." (S. 304).
23 Bibliothekslehre S. 27.

zeigt sich darin, dass er in seiner Bibliothek auch Wehrdienstverweigerern und aus politischen Gründen Inhaftierten ein Wirkungsfeld gab. Diese humane Art, sein Mitgefühl und Interesse für seine Mitarbeiter brachten ihm bei aller Distanz ein hohes menschliches Ansehen.

Seine hier angesprochene Bibliothekslehre (bzw. ursprünglich Bibliotheksverwaltungslehre) musste sich in DDR-Zeiten der heftigen Kritik seines ehemaligen Mitarbeiters Werner Dube in seiner „Geschichte der Bibliothekswissenschaft" stellen.[24]

Er bemängelt Kunzes Bibliotheksbegriff, der sich im wesentlichen an Graesels Definition von 1890 orientiere und sein ebenfalls dort vorgegebenes Schwergewicht auf der Bibliothekslehre unter den übrigen bibliothekarischen Lehrfächern. Kunze versuche gar keine Definition der Bibliothekslehre sondern subsumiere darunter nur drei hauptsächliche Lehrgebiete Erwerbung, Katalogisierung und Benutzung und diverse „Anhänge." Damit unterstellt Dube Kunze einen erheblichen Mangel an Theoriebildung, vor allem jegliches Fehlen eines marxistisch-leninistischen Ansatzes einer Bibliothekswissenschaft. Das wird unterfüttert durch die Kritik an Kunzes gesamtdeutscher Orientierung, der gegenüber die Neuerungen auf dem Territorium der DDR seit 1945 nur als „sekundäre Erscheinungen" in den Hintergrund träten[25] und er kommt dann zu dem vernichtenden Urteil:

„Im Rückblick läßt sich diese Konzeption nur als zum Scheitern verurteilter Versuch werten, zwischen bürgerlicher und sozialistischer Politik, Ideologie und Wissenschaft einen dritten Weg zu suchen: eine Kreuzung zwischen bürgerlich-imperialistischer Tradition und den Prinzipien der humanistischen Parteilichkeit (sic!), der Bestimmung des Bibliothekswesens und der Bibliothekswissenschaft durch die sozialökonomischen Verhältnisse, dem Kurs auf die Vollendung des sozialistischen Fundaments."[26]

Immerhin wird dann Kunzes Ausführungen (wie anderer bibliothekarischer Lehrbücher) konzediert: „Mochten ihnen konzeptionell, in theoreti-

24 Werner Dube: Geschichte der Bibliothekswissenschaft. T.1 und 2 Lehrbrief zur Ausbildung in der Grundstudienrichtung Bibliothekswissenschaft im Lehrgebiet Allgemeine Bibliothekswissenschaft, Dresden 4. unveränd. Aufl. 1987. Zu Dube vgl. Alexandra Habermann/ Peter Kittel: Lexikon deutscher wissenschaftlicher Bibliothekare. Frankfurt/M. 2004 (ZfBB-Sonderheft 86), S. 34f.; Erika Marks: Werner Dube 65 Jahre. In. ZfB 100 (1986), S. 282-284. Andererseits verteidigte Dube die marxistisch-leninistischen Positionen Kunzes gegen eine Rezension durch Hermann Fuchs in ZfBB 1967 S.102-104, vgl. Dube: Rot und Gold. Bemerkungen zu einer Rezension. In ZfB 81 (1967), S. 747-749.

25 Dube (wie Anm. 24), S. 46 und 47.

26 Dube (wie Anm. 24), S. 48

scher und methodischer Hinsicht noch prinzipielle Mängel anhaften, mochten sie auch die Anforderungen an sozialistische Hochschullehrbücher in vieler Hinsicht noch nicht erfüllen, so bildeten sie doch eine ausbaufähige Basis für die Überwindung bürgerlich-idealistischer Vorstellungen über die Stellung und Funktion des Bibliothekswesens in der Gesellschaft,“[27] um dann nochmals zu bekräftigen: „Vor allem offenbarten sie als Hauptschwächen die höchst unzulängliche Kenntnis der marxistisch-leninistischen Theorie und Methodologie, das Fehlen eigener bibliothekswissenschaftlicher Forschungsergebnisse und die unzureichende Kenntnis der von Lenin entwickelten Prinzipien für den Aufbau eines sozialistischen Bibliothekswesens.“

1960 fand ein Kolloquium über Gegenstand und Methoden der Bibliothekswissenschaft in Berlin statt. Kunze hielt das Einleitungsreferat mit 15 Thesen, die er gemeinsam mit Mitarbeitern des Instituts ausgearbeitet hatte[28] und die prompt wieder Dubes heftiger Kritik unterlagen. Zwar wurde der Fortschritt durch Aufgabe gesamtdeutscher Positionen und die Hereinnahme marxistisch-leninistischer Positionen konzediert, aber andererseits das Fehlen der DDR-Erfahrungen beim Aufbau eines sozialistischen Bibliothekswesens und der Rückgriff auf die undifferenzierte Übernahme angeblich fortschrittlicher Gedanken der deutschen Bibliothekstradition bemängelt. Weiterhin wird das einseitige Schwergewicht auf der Bibliothekslehre als „Entideologisierung“ aller anderer, dann nur mittelbarer Bibliothekswissenschaftlicher Fächer vorgehalten.“[29]

Ich breche hier die Auseinandersetzung Dubes mit Kunzes Werk ab, da die unterschiedlichen Positionen deutlich geworden sind: Kunze ist bei aller Überzeugung als Sozialist der Pragmatiker, der aus dem aktiven Bibliotheksdienst kommt und andererseits tief in der humanistischen Tradition des deutschen Bibliothekswesens und der deutschen Bildungstradition wurzelt.

Kunze hat sich zu vielen grundsätzlichen aktuellen Bibliotheksfragen kompetent geäußert. Ob es um die Einheit des Bibliothekswesens über die

27 Dube (wie Anm. 24), S. 49 wie auch das folgende

28 Horst Kunze: Zur Vorbereitung einer internationalen Konferenz über Gegenstand und Methoden der Bibliothekswissenschaft. In: ZfB 75 (1961), S. 97-111.

29 Dube (wie Anm. 24), S. 55f. Seine Definition ebd. S. 68: Bibliothekswissenschaft ist demnach „das aus der bibliothekarischen Praxis erwachsende, sich ständig erweiternde System der Erkenntnisse über die funktionellen, strukturellen und sonstigen Eigenschaften der Bibliotheken, über ihre Arbeitsweise und ihre Arbeitsmittel. Dieses System bildet in Gestalt von Begriffe, Kategorien, Gesetzen und Hypothesen die theoretische Grundlage der bibliothekarischen Tätigkeit, die ständig von der Praxis überprüft wird. Es befindet sich in Wechselwirkung mit anderen Wissenschaften und ermöglicht unter sozialistischen Bedingungen die wissenschaftlich begründete Planung und Leitung der Bibliotheksarbeit.“

Spartengrenzen öffentlich/wissenschaftlich hinaus ging, um bibliothekarische Kooperation in der DDR wie mit den sozialistischen Ländern,[30] über Nationalliteratur, Konsumliteratur und Bibliotheken[31], häufig über bibliothekarische Ausbildung[32] und natürlich immer wieder über „seine" Deutsche Staatsbibliothek, der mit ihrer Geschichte, Entwicklung und Schätzen viele Beiträge gewidmet sind, namentlich die großartige zweibändige Festschrift von 1961.

Schon früh (1971/74) erkannte er die neuen Möglichkeiten, den Wert und die zukünftige Bedeutung der elektronischen Datenverarbeitung in den Bibliotheken. Das ist auch deshalb bemerkenswert, weil die Datenverarbeitung in der bibliothekarischen Praxis damals noch in den Anfängen lag.[33] Die Bedeutung, die er schon damals dem Gebiet zumaß, zeigt eine bemerkenswerte Weitsicht. Ich wage die Hypothese: er würde jetzt in diesem heute existentiellen Arbeitsfeld der Bibliotheken ganz vorne mitmischen!

Aber er dachte stets differenziert und projektierte schon umrisshaft eine Funktionsteilung der gedruckten und der elektronischen Medien: „Weder heute noch übermorgen, wenn gespeichertes menschliches Wissen von weltweiten Datenbanken abrufbar und auf dem Bildschirm am Schreibtisch ablesbar sein wird, wird der wissenschaftliche Arbeiter auf sein tägliches Handwerkszeug in Gestalt von Wörterbüchern sowie Allgemein- und Fachenzyklopädien verzichten können, weil es in vielen Fällen ökonomischer sein und bleiben wird, informative und zweckmäßig angelegte Nachschlagewerke und Wissensspeicher zu nutzen, und zwar durch unmittelbaren Zugriff."[34] Er spricht damit einen Problemkreis an (Verhältnis von gedruckten und elektronischen Medien), der bis heute nicht geklärt ist.

Andererseits lag ihm sehr am Herzen die Bewahrung, Pflege Erschließung und Verbreitung des kulturellen Erbes in Bibliotheken,[35] bei der er wieder eigene Akzente setzte. Nicht nur die Kostbarkeiten des Mittelalters und der frühen Neuzeit oder die Autographen und Handschriften berühmter Dichter,

30 Die Zusammenarbeit der Bibliotheken der sozialistischen Länder – Rückblick und Ausblick. In: Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 316-330.

31 in Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 349-368.

32 Das Berufsbild des Bibliothekars und seiner Ausbildung. In: Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 378-390.

33 Das Buch als Mittler des Wissens. In Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 191-210.

34 Horst Kunze: Im Mittelpunkt das Buch (wie Anm.17), S. 194f.

35 In: Horst Kunze: Im Mittelpunkt das Buch (wie Anm. 17), S. 354-369; hier und in vielen anderen Beiträgen äußert er sich zum Thema und zum Phänomen der Buchmuseen und zur Ausstellungstätigkeit als wichtiges Element der Bibliothekspropaganda.

Komponisten, bildender Künstler oder Wissenschaftler stehen im Blickpunkt, sondern unter dem Eindruck der modernen Buchkunstbewegung erweiterte sich der Zimelienbegriff auf neuere Erzeugnisse des Buchwesens. „Alt“ ist nicht mehr das entscheidende Kriterium für ein Schatzstück. Und nicht nur die Schönheit und vollendete ästhetische Gestaltung bestimmten die Auswahl, sondern auch die Wirkmächtigkeit eines Textes in möglicherweise äußerst bescheidenem Erscheinungsbild, z.B. auch die älteren Ausgaben der Klassiker des Marxismus-Leninismus, die Broschüren und Agitationsmaterialien der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung. Folglich gilt ein lebhaftes Interesse der Beziehung des Buches zu den „werktätigen Massen“ in den einzelnen Zeiten. „So hat der Erbebegriff eine doppelte, klärende Bereicherung erfahren: in seiner gegenständlichen Weite und nach Überwindung der traditionellen bürgerlichen Enge eine fruchtbare Internationalisierung der Erbebeziehung im Gefolge vielfältiger Formen der sozialistischen Kooperation unserer Länder.“[36]Wichtig war ihm eine breite Verankerung der Erbevermittlung in der Bevölkerung, die daher von den Bibliotheken aktiv angeleitet werden sollte.[37]

Wir befinden uns jetzt im Grenzgebiet zwischen Bibliothek und Buch, die aber auf einer theoretischen Ebene untrennbar verbunden sind. Die Ergebnisse der Buchwissenschaft, um deren theoretische Grundlegung er auch rang, prägen das Aufgabenfeld des Bibliothekars. Das gilt für die heikle Frage der Zulässigkeit der Bibliophilie im Sozialismus. War diese Bücherliebe nur eine bürgerliche elitäre Attitude, die im Sozialismus keine Basis mehr hatte? Mit dieser Frage hat er sich intensiv auseinandergesetzt.[38]

Kunze geht aus von der Buchkunstbewegung des Sozialreformers William Morris im England des 19. Jhs. Er hatte aus der massiven Verschlechterung der Buchqualität im beginnenden Maschinenzeitalter seine Konsequenz der Rückkehr zur Werkstatt des Handwerkerkünstlers gezogen. Die wichtige „Erkenntnis von William Morris war die, daß Kunst Ausdruck menschlicher

36 Ebd. S. 361.

37 Er zitiert aus Alexander Abuschs Rede bei der Eröffnung der IBA 1959: „Zur sozialistischen Kulturrevolution gehört die Überwindung der Trennung von Kunst und Volk und ebenso der Trennung des guten und schönen Buches vom Volk….Die Größe und der Glanz der sozialistischen Buchkultur werden dadurch bestimmt, dass das inhaltlich wertvolle und typographisch schöne Buch für den täglichen Gebrauch des Volkes geschaffen, also das eigentliche Massenbuch die meisterliche typographische Leistung bietet, während das bibliophile Spitzenerzeugnis neue Impulse vermitteln und helfen kann, die ganze Buchkunst zu höheren Leistungen zu beflügeln.“ (Rede bei der Eröffnung der IBA 1959).

38 Bibliophilie im Sozialismus. In: Horst Kunze: Im Mittelpunkt das Buch (wie Anm. 17), S. 107-138.

Freude an der Arbeit ist, daß sie aus der Gemeinschaft entsteht und für die Gemeinschaft bestimmt sei.“[39] Das ergab mit künstlerisch gestalteten Liebhaberausgaben kostbare Kleinauflagen – ein exklusiver Zug, der dem Geist des Sozialismus widerspricht. Dort darf Buchkunst nicht Ware sein, um Geld zu investieren und auch keine luxusfrönende Kleinstauflage, die dem Snobismus dient. Aber Kleinstauflagen müssen nicht snobistisch sein, sie können Experimentiercharakter haben. „Entscheidend sind der gesellschaftliche Auftraggeber und der Zweck des Experimentes, nämlich die besten Ergebnisse dieser Versuche dem bibliophilen Massenbuch zugute kommen zu lassen.“[40] Wichtig ist ihm, „daß die moderne sozialistische Bibliophilie zwar dem wertvollen und schönen Buch der Vergangenheit und Gegenwart verbunden ist, daß sie ihre Liebe zum Buch aber nicht als eine kleine Privatangelegenheit irgendwo ansieht, sondern grundsätzlich allen dafür empfänglichen Mitbürgern nahezubringen strebt.“[41] Das zeichnet den Unterschied zu Morris aus: Keine Maschinenflucht, sondern mit der Maschine qualitätvoll für alle zu produzieren, das bibliophile Massenbuch. Die sozialistische Buchkultur begreift er als wichtigen Teil der Kulturrevolution, Mittel zur geistigen Bereicherung, Hilfsmittel zur ästhetischen Erziehung und Geschmacksbildung des sozialistischen Menschen.

Damit hat er die Bibliophilie im Sinne des Sozialismus aus „bürgerlichen Verengungen“ herausgehoben und ihr einen Platz in der sozialistischen Erziehung und Persönlichkeitsbildung gegeben, und noch mehr: Aus dieser Bedeutung der Bibliophilie für die Pflege des Buchwesens zog er Folgerungen für den Bibliothekar.[42] Das gipfelt in seiner Forderung „jeder sozialistische Bibliothekar muß auch Bibliophile sein,“[43] denn „daß der Bibliothekar kein Bücher-Bereitsteller ist, das geben heute alle Berufskollegen zu, die ihren Beruf und sich selbst ernstnehmen.“[44]

---

39 ebd. S. 114.
40 ebd. S. 116f.
41 ebd. S. 118f.
42 Bibliothekar und Bibliophilie. In Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 284-297, ebenso Buchgefährten (wie Anm. 2), S. 112: “Dr. Charlotte Boden gehört zu den Bibliothekaren, für die die Ausrüstung der Bibliotheksbenutzer mit der ihnen notwendigen Literatur im Mittelpunkt steht, die aber vor sich und ihren Mitarbeitern auch Verständnis und Wissen vom Medium Buch als Form und Gestalt erwarten., weil diese bibliothekarische Einstellung zum Ethos unseres Berufes gehört und von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auch erwartet wird.“
43 ebd. S. 285.
44 ebd. S. 287.

Das ist eine Position, die heute sicher so nicht mehr von vielen, ja den meisten Berufskollegen geteilt werden dürfte. Bibliothekare sehen sich heute vielfach in der Tat als reine Lieferanten von Information in der Informationsbibliothek, in der zudem die elektronische Information mehr und mehr Raum gewinnt. Dieser Paradigmenwechsel in den Bibliotheken hat sich in der Erwerbung, Erschließung und Benutzung kräftig niedergeschlagen und auch in den Köpfen der jüngeren Generation, die ihren Beruf im Computer-Zeitalter angetreten hat. Die Frage, ob der wissenschaftliche Bibliothekar auch Wissenschaftler ist, die Kunze rückhaltlos bejaht, wird seit einem Jahrhundert und in einem jüngsten Streit nach wie vor sehr kontrovers diskutiert.[45]

Die bewusste Identifikation des Bibliothekars mit seinem Beruf gilt ihm als unerlässlich: Wie kann sie gefördert werden? „Eine lebendig dargebotene und mit der Entwicklung der Gesellschaft aufs engste verbundene Darstellung der Buchgeschichte während der Ausbildung der angehenden Bibliothekare ist geeignet, diese Entwicklung zum gewählten bibliothekarischen Beruf hin zu fördern und junge Menschen für die immer wieder staunenerregende Entwicklung des Buchwesens, ihre gesellschaftlichen Triebkräfte und ihre ästhetischen Reize und Impulse zu interessieren.“[46] Kunze wäre also sicher sehr unglücklich über die fortschreitende Reduzierung der Unterrichtseinheiten zur Bibliotheksgeschichte und zum Buchwesen in der heutigen bibliothekarischen Ausbildung.

Dabei sieht Kunze dieses Berufsprofil durchaus zukunftsorientiert. Schon 1973 konstatierte er „Ausbildung ohne Weiterbildung ist heute schon deutlich als unzulänglich zu erkennen“,[47] denn er sah damals schon die Bibliotheken an einer Wegscheide stehen – „nämlich im Übergang von den traditionellen Methoden der Bibliotheksarbeit zu modernen mit Hilfe der besten technischen Errungenschaften.“[48] Aber „Trotzdem ist der Bibliothekar ohne ein inneres Verhältnis zum Buch, zum Buch als Form und als Inhalt, undenkbar.“[49]

---

45 vgl. meinen zusammenfassenden Vortrag „Wie ein bibliothecarius beschaffen seyn müsse“ Betrachtungen zur Entwicklung des bibliothekarischen Berufsbildes im 20. Jahrhundert. Vortrag aus dem Symposium „Von den Preußischen Instruktionen zu eScience. 80 Jahre Ausbildung und Studium für Bibliothekare und Informationsspezialisten in Köln“ am 29. Januar 2009 in der FH Köln . http://www.fbi.fh-koeln.de/symposium mit weiterführender Literatur.

46 ebd. S. 290.

47 Das Berufsbild des Bibliothekars und seiner Ausbildung (1973). In Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 378-390, hier S. 385.

48 Zur Funktion von Buchmuseen und ihr Verhältnis zu Bibliotheken. In Horst Kunze: Im Mittelpunkt das Buch (wie Anm. 17), S. 386-396.

49 ebd. S. 389.

Heute würde jedenfalls ein Teil unserer Bibliothekare diesen Satz variieren zu: ‚Der heutige Bibliothekar ist ohne ein inneres Verhältnis zu den elektronischen Medien nicht denkbar' und damit dem Paradigmenwechsel Rechnung tragen.

Kunze lässt im Hinblick auf das oben Gesagte keinen Zweifel, dass die Beschäftigung mit der Vergangenheit auch Hinweise und Maßstäbe für die Gestaltung des Buches der Gegenwart leisten sollte. „Buchwissenschaft wird nicht um ihrer selbst willen betrieben, sondern um mit erfolgreich bewältigter buchgeschichtlicher Vergangenheit auf die Buchgestaltung und Buchentwicklung von heute und morgen mit wissenschaftlichen Methoden einzuwirken…."[50]

Die Bibliothekare sieht er deshalb als kompetente Gesprächspartner der Verleger und Buchgestalter wissenschaftlicher Literatur, da sie die Bedürfnisse der Nutzer aus ihrer Tätigkeit am besten kennen. Das trifft ihre verschiedenen Ausprägungen und Gattungen, die zugrunde liegenden Erfordernisse (Aktualität, Verständlichkeit) ihre Auswirkung auf die Gestaltung (künstlerisch oder nicht) und ihre Präsentation (heute teilweise im Netz). Kunze bleibt dabei nicht im allgemeinen stecken, sondern gibt Hinweise auf Details, wie die Position der Seitenzahlen, die Kolumnentitel, das fälschliche Weglassen von Einzügen, das fälschliche Nutzen von Flattersatz, die Notwendigkeit, das Inhaltsverzeichnis vorne zu positionieren und ein umfangreiches Register hinten, eine passende Typographie zu wählen für optimale Leserlichkeit. Er plädiert vehement und mit guten Gründen für Fußnoten am Fuß der Seiten und nicht am Schluss der Kapitel.[51]

Meisterhaft, vorbildlich stehen daraus entspringend seine grundlegenden Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Facetten des Buches. Zum Beispiel der definitorische Artikel Reprint – Nachdruck – Neudruck[52] oder seine grundsätzliche, unübertroffene Studie zum Registermachen.[53] Sie zeigt auf, was ein gutes Register leisten kann, wie die Lemmata beschaffen sein müssen und in welchem Maße das Fehlen eines guten Registers die Nutzbarkeit eines Buches deutlich einschränkt – es sind Gedanken, die auch im Zeitalter der Datenverarbeitung nichts an ihrer Aktualität verloren haben. Die zahlreichen

50 ebd. S. 387.

51 Lesehilfen einst und jetzt. In: Horst Kunze: Im Mittelpunkt das Buch (wie Anm. 17), S. 194-207, hier S. 206.

52 vgl. Horst Kunze: Im Mittelpunkt das Buch (wie Anm. 17), S. 179-185 (1973).

53 Horst Kunze: Über das Registermachen. 4. erweiterte und verbesserte Auflage. München 1992.

Auflagen belegen es und zeigen gleichzeitig, dass Kunze bis ins hohe Alter sich immer wieder neu mit der Materie auseinandersetzte und die Erfordernisse und Möglichkeiten der modernen Datenverarbeitung einschloss.

Die Aufarbeitung der Geschichte des Buchwesens und ihrer Facetten ist dabei – wir deuteten es oben an – nicht ein Selbstzweck, sondern sie muss, wenn sie Existenzberechtigung hat, das Heute erklären, Impulse für das Heute geben. Genau nach diesem Prinzip werden Gestalten der Buchgeschichte und des Bibliothekswesens behandelt, durchaus auch nahezu Vergessene wieder ans Licht geholt. Sein Sammelband „Buchgefährten" sammelt solche Miniaturen, die im Sinne des Titels stets persönliche Begegnungen einbeziehen und daher ein Urteil aus unmittelbarer Anschauung, aus erster Hand ermöglichen. Nicht der große Erfolg ist dabei unbedingt das entscheidende Kriterium als das Verdienst, etwas für das demokratische Fortschreiten der Menschen in Gang gesetzt zu haben.

Sein besonderes Interesse an der Buchillustration in seinen späteren Jahren geht wieder vom Buch, nicht vom Bild aus,[54] er zielt auf die Symbiose von Bild und Buch, von Bild und Text. Die verschiedenen möglichen Funktionen des Bildes im Buch sind ihm wichtig, dabei die „Übereinstimmung aller Teile eines Buches zum Zwecke eines harmonischen Ganzen."[55] Das gilt für die Illustration. „Ich bin so altmodisch zu meinen, dass es in einem guten illustrierten Buch einen inneren Zusammenhang von Text und Bild geben sollte. Deshalb halte ich auch nichts von extravaganten Auffassungen, wie „gegen den Text illustrieren".[56] Die Beziehungen Autor/Verleger und Illustrator sind ihm außerordentlich reizvoll, wenn auch die schriftliche Quellenlage dürftig ist.

Kunze umfasst das Thema ganz praktisch im bereits oben beschriebenen Bestreben, als Bibliothekar ein Buch zum Nutzen des Lesers optimal zu gestalten, und historisch in vielen wichtigen Etappen der Buchgeschichte. Das wird deutlich an den zwei monumentalen Bänden für das 15. Jh. und für das 16. und 17. Jh.[57] und in vielen kleinen Studien. „Das Bild im Buch öffnet das

54 Mein Verhältnis zum Buch. In: Horst Kunze: Vom Bild im Buch. München 1988, S. 11-19, hier S. 12.

55 ebd. S. 14.

56 Das hohe Lied der Buchillustration. In: Horst Kunze: Vom Bild im Buch (wie Anm. 53), S. 28-42, hier S. 29.

57 Horst Kunze: Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 15. Jahrhundert. Bd.1,2. Frankfurt /Main 1975; Geschichte der Buchillustration in Deutschland. Das 16. und 17. Jahrhundert. Frankfurt/M. 1993.

Auge. Es kann bei häufiger Wiederholung von Bildbetrachtung zur Schule des Sehens werden und dadurch das Leben bereichern."[58]

Sehr lag ihm dabei das zeitgenössische Schaffen am Herzen, sicher gefördert durch seine langjährige Freundschaft mit Werner Klemke, dem er eines seiner letzten Bücher widmete.[59]

Eine Folge dieser intensiven Beschäftigung war seine Mitwirkung bei der Kreierung der schönsten Bücher in der DDR und bei internationalen Gremien zum Kinder- und Jugendbuch.

Ein Bereich dieser Nationalliteratur, die Kinder- und Jugendbücher, war lange vernachlässigt. Schon sein Lehrer Witkowski hatte in dieser Richtung argumentiert. Gerade beim Kinder- und Jugendbuch hat Horst Kunze die großen Überlieferungslücken festgestellt, weil es nicht zum traditionellen Sammelauftrag der wissenschaftlichen Bibliotheken gehörte.[60] 1954 richtete er eine eigene Abteilung in der Staatsbibliothek ein, die mittels systematischem Zusammentragen älterer und zeitgenössischer Werke, sogar unter Einbeziehung führender ausländischer Produktion wie der japanischen eine neue Rezeption und wissenschaftliche Forschung ermöglichte.

Dieses Interesse folgte nicht nur einem ästhetischen Faktor, etwa der gelungenen Ausstattung der Bücher, sondern wieder ganz eminent einem gesellschaftlichen. In den Kinder- und Jugendbüchern „liegen Wurzeln des Weltfriedens, der Unruhe und des Streites. Hier in der Literatur, in der Vermittlung durch das Buch und andere moderne technische Mittel liegen wesentliche Ursachen der Verhaltensweise heranwachsender Generationen – im positiven wie im negativen Sinn."[61] Deshalb kommt der Pflege dieser Buchgattung eines besondere Bedeutung zu: „Das Buch ist im Sozialismus eine politische, gesellschaftsbildende Kraft, die alle seine Glieder erfasst, alte und junge, gelehrte und ungelehrte. Es ist zum helfenden, fördernden Begleiter des Menschen im Prozeß der Bildung, Selbstbildung und Meinungsbildung geworden."[62] Das Buch dient damit als Erzieher, aktiver Helfer und Berater des Kindes. In der Pflege der historischen Kinderbuchliteratur sieht er also wieder eine ganz praktische Aufgabe für den Bibliothekar. „Wenn wir heute

58 Mein Verhältnis zum Buch (wie Anm. 53), S. 17

59 Horst Kunze: Werner Klemke. Lebensbild und Bibliographie seines buchkünstlerischen Werkes. Rudolstadt 1999 (5. bibliographischer Druck der burgart-presse).

60 Auf der Suche nach den Perlen der älteren deutschen Kinder- und Jugendliteratur. In: Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S. 25-38.

61 Kinderbuch und kindliches Weltbild. In: Horst Kunze: Alles für das Buch (wie Anm. 16), S.43-53, hier S. 48.

62 ebd. S. 44.

unser kulturelles Erbe sichten und uns auch mit dem Teil der deutschen Nationalliteratur befassen, der bisher so missachtet worden ist, so geht es uns darum, das Wertvollste, das unvergängliche Bedeutung deshalb hat, weil es mit künstlerischen Mitteln dem Weiterschreiten der menschlichen Gesellschaft förderlich gewesen ist, aus der vielgestaltigen Erbmasse auszusondern, zu propagieren und darauf eine neue sozialistische Kinderliteratur aufzubauen.“[63] Unter diesem Aspekt, fortschrittliche, Völker verbindende Titel zu fördern, hat er in großem Stil Nachdrucke solcher Titel initiiert und mit eigenen Nachworten versehen, auch eine Blütenlese gestaltet unter dem schönen Titel „Schatzbehalter“ vom Besten aus der älteren deutschen Kinderliteratur. [64]

Was bleibt von Horst Kunze?

1966 hatte er über den ehemaligen Direktor der Universitätsbibliothek Jena, Karl Bulling, in einer Glückwunschadresse geschrieben: „Sie sind für uns stets das Beispiel des wahrhaft gebildeten Bibliothekars gewesen, des Bibliothekars, dem in seiner Berufsarbeit keine Frage zu gering und keine zu groß ist und der daneben noch die Kraft aufbringt, mutig und leidenschaftlich nach den Sternen der Wissenschaft zu greifen.“[65]

Das gilt ebenso für ihn selbst.

---

63 Auf der Suche nach den Perlen der älteren deutschen Kinder- und Jugendliteratur (wie Anm. 49), S. 25-38, hier S. 29f.

64 Horst Kunze: Schatzbehalter vom Besten aus der älteren deutschen Kinderliteratur. Berlin 1964 und viele folgende Auflagen.

65 Glückwunsch zum 80. Geburtstag von Prof. Dr. phil. Karl Bulling. w.a. in Horst Kunze: Buchgefährten (wie Anm. 2), S.91-93, hier S. 93.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 73–99*

Detlef Nakath

Zur Entwicklung der deutsch-deutschen Beziehungen in der Ära Honecker

Vortrag in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 9. April 2009

1. Grundpositionen in beiden deutschen Staaten zur Gestaltung ihrer Beziehungen

Bereits seit dem 23. Mai 1949 heißt es in der Präambel des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland: „Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“[1]

Während die DDR-Verfassung vom 6. April 1968 noch den Anspruch artikulierte, „der ganzen deutschen Nation den Weg in eine Zukunft des Friedens und des Sozialismus zu weisen“, und die DDR im Artikel 1 als „ein sozialistischer Staat deutscher Nation“ definierte, hieß es in der veränderten Fassung der Verfassung vom 7. Oktober 1974: „Die Deutsche Demokratische Republik ist ein sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern. Sie ist die politische Organisation der Werktätigen in Stadt und Land unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer marxistisch-leninistischen Partei.“[2] Jeder Bezug auf die Fortexistenz einer gemeinsamen deutschen Nation war nunmehr aus der DDR-Verfassung getilgt worden, während man den Führungsanspruch der SED hinzufügt hatte.

Zwischenzeitlich arrangierten sich die Regierungen beider deutscher Staaten vertraglich. Dies entsprach dem herrschenden Zeitgeist, der von Entspannungspolitik und dem Streben nach Zustandekommen einer Europäischen Sicherheitskonferenz geprägt war. Nach dem Transitabkommen und dem Verkehrsvertrag schlossen DDR und Bundesrepublik am 21. Dezember 1972 den Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen ab. In dessen Präam-

1 Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland. Textausgabe. Bonn 1989, S. 11.

2 Siegfried Mampel: Die Sozialistische Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik. Kommentar. Frankfurt a. M. 1982, S. 31 und 81.

bel legten beide Seiten dar, dass sie diese Vereinbarung „unbeschadet der unterschiedlichen Auffassungen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik zu grundsätzlichen Fragen, darunter zur nationalen Frage“ schließen würden.[3] Am Tage der Unterzeichnung übergab ein Mitglied der westdeutschen Verhandlungsdelegation in der Poststelle des DDR-Ministerrates den „Brief zur deutschen Einheit“, der für die Bundesregierung die verfassungsmäßige Absicherung ihrer Berechtigung zur Unterzeichnung des Grundlagenvertrages mit der DDR darstellte. Der inzwischen zum Bundesminister für besondere Aufgaben in Willy Brandts Kanzleramt avancierte Egon Bahr argumentierte darin im Namen seiner Regierung, „dass dieser Vertrag nicht im Widerspruch zu dem politischen Ziel der Bundesrepublik steht, auf einen Zustand des Friedens in Europa hinzuarbeiten, in dem das deutsche Volk in freier Selbstbestimmung seine Einheit wiedererlangt“.[4]

Die DDR betrachtete den „Brief zur deutschen Einheit“ als einseitige Angelegenheit und notwendiges Legitimationsbedürfnis der Bundesregierung und setzte ihre Abgrenzungspolitik unbeeindruckt fort. Auf dem SED-Parteitag im Mai 1976 verabschiedete die Partei ein neues Programm, in dem sie von der Entwicklung der „sozialistischen deutschen Nation“ ausging. Diese sei „ein untrennbarer Bestandteil der Gemeinschaft sozialistischer Nationen“.[5] Unter der Überschrift „Kampf um friedliche Koexistenz“ widmete das SED-Parteiprogramm auch dem Verhältnis der DDR zur Bundesrepublik einen kurzen Abschnitt, in dem es hieß: „Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands tritt dafür ein, dass die Beziehungen zwischen der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik und der kapitalistischen Bundesrepublik Deutschland als Beziehungen zwischen souveränen Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung auf der Grundlage der Prinzipien der friedlichen Koexistenz und der Normen des Völkerrechts entwickelt werden.“[6]

Zwischenzeitlich hatte sich der Zweite Senat des Bundesverfassungsgerichtes mit den deutsch-deutschen Beziehungen beschäftigt. In einem Urteil vom 31. Juli 1973 wies er eine Klage des Freistaates Bayern gegen den

3 Ingo von Münch (Hrsg.): Dokumente des geteilten Deutschland. Bd. II: seit 1968. Stuttgart 1974, S. 301.

4 Ebenda, S. 316. In der DDR wurde der „Brief zur deutschen Einheit“ bis Anfang1990 nicht veröffentlicht.

5 Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. In: Protokoll der Verhandlungen des IX. Parteitages der SED. Bd. 2. Berlin 1976, S. 251.

6 Ebenda, S. 254 f.

Grundlagenvertrag zurück und stellte deren Konformität mit dem Grundgesetz fest.

Diese gegensätzliche rechtliche bzw. programmatische Sicht auf das Verhältnis beider deutscher Staaten blieb bis zum Honecker-Besuch und darüber hinaus bis zu seinem erzwungenen Rücktritt im Herbst 1989 die konstitutive Grundlage der Deutschlandpolitik beiderseits von Elbe und Werra. Im Spannungsfeld jener konträren Positionen, vor dem Hintergrund der sich in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre wandelnden Großmachtinteressen an der Spitze von NATO und Warschauer Pakt hatten sich die Akteure auf dem schwierigen Feld der deutsch-deutschen Beziehungen seit den siebziger Jahren zu bewegen. Sie taten dies auf beiden Seiten mit einem sehr unterschiedlichen Grad von Souveränität. Die Abhängigkeit der DDR von ihrer politischen und militärischen Führungsmacht Sowjetunion war in der gesamten Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit, besonders aber seit 1955, größer als die der Bundesrepublik von ihren Verbündeten in der NATO. Zweifellos hat auch die sich entwickelnde ökonomische Stärke hin zur stärksten Wirtschaftsmacht der Europäischen Union den politischen Bewegungsspielraum der Bundesrepublik wesentlich erhöht. Diese Faktoren hatten erheblichen Einfluß auf die Gestaltungsmöglichkeiten der DDR im Verhältnis zur Bundesrepublik. Die sowjetischen Interessen mussten immer beachtet werden. Jede wichtige Frage wurde mit der Moskauer Führung konsultiert und de facto von der Sowjetunion entschieden. So entwickelten sich die deutsch-deutschen Beziehungen praktisch in einem politischen Dreiecksverhältnis mit den Koordinaten Bonn-Berlin-Moskau.

2. Erfurt und Kassel – Der Beginn des deutsch-deutschen Dialogs und die Rolle der Sowjetunion 1969/70

Nach zwanzig Jahren Sprachlosigkeit zwischen offiziellen Vertretern der Regierungen beider deutscher Staaten bot sich nach dem Regierungswechsel in Bonn im Herbst 1969 die Chance, zu einem deutsch-deutschen politischen Dialog zu gelangen. Daran mussten jedoch zunächst die jeweiligen Hauptverbündeten beteiligt und eingebunden werden. Ohne die Zustimmung der Sowjetunion und der USA wäre bei der Anbahnung von politischen Beziehungen zwischen der DDR und der BRD kaum etwas gelaufen. Die Großmächte mussten für den beginnenden deutsch-deutschen Dialog nicht nur ihren Segen geben, sie sollten auch den Eindruck gewinnen, auf solche Aktivitäten direkten Einfluss auszuüben und überdies davon zu profitieren.

1969/70 war im Verhältnis zwischen beiden deutschen Staaten eine neue Situation entstanden: Vor dem Hintergrund des internationalen Trends zu einer politischen Entspannung in Europa unternahm die erstmals von einem sozialdemokratischen Kanzler, Willy Brandt, geführte neue Bundesregierung den Versuch mittels ihrer „Neuen Ostpolitik" unter Einbeziehung der DDR ihr Verhältnis zu den dem Warschauer Vertrag angehörenden Staaten Ost- und Südosteuropas neu zu ordnen. Ende 1969 nahmen Vertreter der sowjetischen Regierung und der Bundesregierung Verhandlungen über ein Gewaltverzichtsabkommen auf, dass zugleich die Anerkennung der in Europa nach dem zweiten Weltkrieg entstandenen Grenzen, einschließlich der Oder-Neiße-Grenze und der Grenze zwischen beiden deutschen Staaten vorsah.

Am Beginn der ostpolitischen Aktivitäten der neuen Bundesregierung stand die von Willy Brandt am 28. Oktober 1969 vorgetragene Regierungserklärung. Egon Bahr schrieb dazu in seinem 1996 erschienenen Erinnerungsband „Zu meiner Zeit": „Bei der Schlussredaktion der Regierungserklärung äußerte ich Bedenken, der DDR ausdrücklich die Staatseigenschaft zuzuerkennen; das sollte ein Ergebnis der angestrebten Verhandlungen sein, aber kein Gratisgeschenk vorher. Brandt meinte, es sei gut, am Anfang über die Hürde zu gehen. Scheel entschied, wir sollten es so machen, wie der Bundeskanzler es will."[7] Brandt stellte in seiner Regierungserklärung neben außenpolitischen Erwägungen ein Programm für innere Reformen vor und wollte „mehr Demokratie wagen". Seine Deutschlandpolitik ging konsequent von der Existenz zweier deutscher Staaten aus, die jedoch „füreinander nicht Ausland" seien. Dazu führte der Bundeskanzler aus: „Aufgabe der praktischen Politik in den jetzt vor uns liegenden Jahren ist es, die Einheit der Nation dadurch zu wahren, dass das Verhältnis zwischen den Teilen Deutschlands aus der gegenwärtigen Verkrampfung gelöst wird."[8]

Brandt zeigte sich wenige Monate später zu Gesprächen mit der DDR-Regierung prinzipiell bereit. Die Vorgespräche zum deutsch-deutschen Gipfel begannen Anfang März 1970, während parallel dazu UdSSR-Außenminister Gromyko mit Staatssekretär Bahr über die Möglichkeit, zu einem Gewaltverzichtsabkommen zwischen der Sowjetunion und der Bundesrepublik zu gelangen, sondierte. Über seinen Dialog mit der Moskauer Führung nahm Bahr nicht unerheblichen Einfluss auf die in Erfurt und später in Kassel zu erwartende Verhandlungsposition der DDR. Die deutsch-deutschen Gipfelgesprä-

7 Egon Bahr: Zu meiner Zeit. München 1996, S. 277.

8 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung, Bonn 1969, Nr. 132, S. 1122.

che, deren Parallelität sich aus sowjetischer Sicht nicht unbedingt günstig auf den Moskauer Dialog mit der Bundesrepublik auswirkte, mussten dennoch die sowjetischen Erwartungen berücksichtigen.

Parallel zu den sowjetisch-westdeutschen Verhandlungen, die am 12. August 1970 mit der Unterzeichnung des Moskauer Vertrages endeten, trafen die beiden deutschen Regierungschefs, Bundeskanzler Willy Brandt und DDR-Ministerratsvorsitzender Willi Stoph, im Frühjahr des gleichen Jahres in Erfurt und Kassel zu Gipfelgesprächen zusammen.[9] Der politische Fahrplan für den DDR-Regierungschef in diesen Gesprächen ist in besonders nachdrücklicher Art und Weise in Moskau bestimmt worden und wurde zugleich überlagert von unterschiedlichen Auffassungen innerhalb der DDR-Führung – insbesondere zwischen Walter Ulbricht und Erich Honecker – in der Frage des Gestaltungsspielraums und der Möglichkeiten im deutsch-deutschen Dialog. Ministerpräsident Stoph nahm in dieser Problematik eine eher abwartende Haltung ein. In der Umsetzung der vom SED-Politbüro beschlossenen Verhandlungsdirektive für seine Gespräche mit Bundeskanzler Brandt wich Stoph jedoch keinen Zentimeter von der Vorgabe ab. Spielraum hatte es für ihn ohnehin nicht gegeben.[10] Die DDR entwickelte ihre Konzeption für die Entwicklung der Beziehungen zur Bundesrepublik aufgrund der starken Einbindung in die sowjetische Außen- und Deutschlandpolitik in einem Dreiecksverhältnis.

Als Erich Honecker Anfang Mai 1971 zum 1. Sekretär des SED-Zentralkomitees aufstieg, waren die ersten Schritte auf dem Wege zur Herstellung politischer Kontakte zwischen der DDR und der BRD bereits zurückgelegt. Die Verträge von Moskau und Warschau waren unterzeichnet, Erfurt und Kassel lag bereits ein Jahr zurück und seit Ende November 1970 liefen deutsch-deutsche Gespräche mit dem Ziel, Transitregelungen zwischen der BRD und Westberlin über das Territorium der DDR zu vereinbaren. Auch die Botschafter der vier Mächte verhandelten über einen Berlin-Vertrag und konnten das Vierseitige Abkommen am 3. September 1971 unterzeichnen.

---

9 Vgl. Detlef Nakath: Die Gespräche von Erfurt und Kassel 1970 und ihre internationale Dimension. In: Steffen Raßloff (Hrsg.): „Willy Brandt ans Fenster!“ Das Erfurter Gipfeltreffen 1970 und die Geschichte des „Erfurter Hofes“. Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Band 6, Jena 2007. Jan Schönfelder / Rainer Erices: Willy Brandt in Erfurt. Berlin 2010.

10 Vgl. Detlef Nakath: Gewaltverzicht und Gleichberechtigung. Zur Parallelität der deutsch-sowjetischen Gespräche und der deutsch-deutschen Gipfeltreffen in Erfurt und Kassel im Frühjahr 1970, in: Deutschland Archiv, 2/1998, S. 196 ff.

Honecker nutzte die durch den allgemeinen Entspannungstrend in der europäischen Politik begünstigte gute Ausgangsposition für seine auf dem 8. SED-Parteitag verkündete außenpolitische Offensive. Dabei knüpfte er ausdrücklich an die Beschlüsse des 24. KPdSU-Parteitages an und setzte sich für die seit der Bukarester Deklaration der Warschauer Vertragsstaaten von 1966 geforderte Einberufung einer „Europäischen Sicherheitskonferenz" ein. Darüber hinaus forderte der SED-Chef die Normalisierung der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten, die Regelung der Westberlin-Frage, die weltweite diplomatische Anerkennung der DDR sowie die Aufnahme beider deutscher Staaten in die UNO. Bis zum Sommer 1975 waren alle diese fünf Punkte des außenpolitischen Programms Honeckers realisiert. Der Entwurf für sein außenpolitisches Programm, das als „Friedenskonzept" aus dem KPdSU-Friedensprogramm abgeleitet worden ist, stammte aus der Feder des damaligen Stellvertreters des Staatssekretärs für westdeutsche Fragen und späteren ZK-Abteilungsleiter Herbert Häber. Honecker formulierte in seiner Parteitagsrede im Juni 1971 mit Blick auf die Verträge der Bundesrepublik mit der Sowjetunion und Polen aus dem Jahre 1970: „Große Bedeutung für die europäische Sicherheit kommt den Verträgen zu, die zwischen der UdSSR und der BRD sowie zwischen der Volksrepublik Polen und der BRD abgeschlossen wurden. Zum Nutzen aller europäischen Völker wurde damit ein bedeutungsvoller Schritt in Richtung auf die Entspannung und die Gesundung der Atmosphäre in Europa getan." Der SED-Chef hob vor allem die Bestätigung der Grenzen in Europa, „einschließlich der Grenze an Oder und Neiße sowie der Grenze zwischen der DDR und der BRD" hervor und schlussfolgerte: „Das besondere Interesse der Deutschen Demokratischen Republik an diesen Verträgen steht außer Frage, weil die territoriale Integrität der Deutschen Demokratischen Republik auf diese Weise erneut bekräftigt wurde."[11] Von der Existenz der Verträge mit Polen und der Sowjetunion leitete Honecker die Forderung ab, nunmehr auch das Verhältnis zwischen beiden deutschen Staaten zu normalisieren.

Im Sommer 1971 standen vor den beiden deutschen Regierungen wichtige und intensive Vertragsverhandlungen. Nach einer inoffiziellen Konsultation des DDR-Unterhändlers Herbert Bertsch mit Willy Brandt und Egon Bahr am 29. Oktober 1970 in Bonn[12] hatten bilaterale Gespräche zwischen

11 Protokoll der Verhandlungen des VIII. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Berlin 1971, S. 52.

12 Vgl. den DDR-Vermerk über dieses Gespräch in Heinrich Potthoff: Bonn und Ost-Berlin 1969-1982. Bonn 1997, S. 189 ff.

den Staatssekretären Egon Bahr und Michael Kohl am 27. November 1970 im Hause des DDR-Ministerrates in Berlin begonnen.[13] Zunächst wurden Fragen des Transits zwischen der Bundesrepublik und Westberlin über das DDR-Territorium besprochen. Danach stand die Aushandlung des Verkehrsvertrages zwischen beiden deutschen Staaten auf dem Programm der Delegationen. Der Verkehrsvertrag wurde am 26. Mai 1972 als erster völkerrechtlicher Vertrag zwischen der DDR und der Bundesrepublik unterzeichnet. Danach begann im Juni 1972 ein Meinungsaustausch, der ab Mitte August 1972 in Verhandlungen beider Seiten über einen deutsch-deutschen Grundlagenvertrag übergeleitet wurde.

3. Der Grundlagenvertrag vom 21. Dezember 1972 und der „Brief zur deutschen Einheit“

Als am Vormittag des 21. Dezember 1972 im Großen Festsaal des Gebäudes des DDR-Ministerrates in der Berliner Klosterstraße der kurz zuvor zum Bundesminister für besondere Aufgaben avancierte Egon Bahr und DDR-Staatssekretär Michael Kohl ihre Unterschrift unter den „Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland“[14] setzten, schritt ein Mitarbeiter Egon Bahrs ins Gebäude des DDR-Ministerrates und übergab dort formlos einen Brief seines Chefs. Dabei handelte es sich um den bereits an anderer Stelle zitierten „Brief zur deutschen Einheit“. Das darin erwähnte politische Ziel, die deutsche Einheit in einer europäischen Friedensordnung anzustreben, leitete die Bundesregierung aus der Präambel des Grundgesetzes ab, in der es heißt: „Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.“[15]

Der „Brief zur deutschen Einheit“ ist zwar von der DDR kommentarlos entgegengenommen worden, er war jedoch explizit kein Bestandteil des Vertrages zwischen beiden deutschen Staaten. Dennoch war die Entgegennahme

13 Vgl. Karl Seidel: Erste Schritte auf dem Weg zu normalen Beziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland. Persönliche Erinnerungen an die deutsch-deutschen Verhandlungen Anfang der siebziger Jahre, in: Detlef Nakath (Hrsg.): Deutschlandpolitiker der DDR erinnern sich. Berlin 1995, S. 111.

14 Der Text des Grundlagenvertrages mit seinen Anlagen ist vielfach veröffentlicht worden. Die Zitate in diesem Beitrag sind entnommen aus: Beziehungen der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland und zu Berlin (West). Dokumente 1971-1988, Berlin 1990, S. 45.

15 Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland, S. 21.

dieses Schreiben, das den Grundpositionen der DDR konträr gegenüberstand, einer der vielen Kompromisse, die die DDR eingehen musste, um das Gesamtvertragswerk nicht zu gefährden. Ansonsten hätte man sich auch den sowjetischen Interessen widersetzt, deren erstrangiges politisches Ziel in der Einberufung einer europäischen Sicherheitskonferenz bestand.

Der „Brief zur deutschen Einheit" war in der am 21. Dezember 1972 übergebenen Form kein Unikat. Er war bereits Bestandteil der Verhandlungen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion im Jahre 1970 und ist bei Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Gewaltverzichtsabkommens am 12. August 1970 in ähnlicher Form dem sowjetischen Außenamt übergeben worden. Dieses Verfahren hatte sich aus der Sicht der Bundesregierung offenbar bewährt, um die eigene verfassungsrechtliche Position „gerichtsfest" zu machen. Gerichtsfest hieß in diesem Falle: Der Grundlagenvertrag musste nach seiner Ratifizierung im Bundestag auch die vom Freistaat Bayern errichtete Hürde einer Verfassungsklage überwinden. Der Zweite Senat des Bundesverfassungsgericht urteilte am 31. Juli 1973, dass der Grundlagenvertrag verfassungskonform sei und stellte außerdem fest: „Der Vertrag kann so interpretiert werden, dass er mit keiner der dargelegten Aussagen des Grundgesetzes in Widerspruch gerät. Keine amtliche Äußerung innerhalb der Bundesrepublik Deutschland kann dahin verstanden werden, dass sie bei der Interpretation des Vertrages diesen verfassungsrechtlichen Boden verlassen hat oder verlässt."[16] Überdies hob das höchste deutsche Gericht hervor: „Der Vertrag kann rechtlich nur gewürdigt werden, wenn man ihn in einen größeren Zusammenhang stellt. [...] In diesem Zusammenhang gewinnt der Grundlagenvertrag dieselbe fundamentale Bedeutung wie der Moskauer und der Warschauer Vertrag. Er ist kein beliebig korrigierbarer Schritt wie viele Schritte in der Politik, sondern er bildet, wie schon sein Name sagt, die Grundlage für eine auf Dauer angelegte neue Politik. Dementsprechend enthält er weder eine zeitliche Befristung noch eine Kündigungsklausel. Er stellt eine historische Weiche, von der aus das Verhältnis zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik neu gestaltet werden soll."[17]

16 Urteil des Bundesverfassungsgerichts betreffend die Frage der Verfassungsmäßigkeit des Gesetzes zum Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik vom 31. Juli 1973. In: Ingo von Münch (Hrsg.): Dokumente des geteilten Deutschlands, Band II, Stuttgart 1974, S. 371.

17 Ebenda.

Bundesregierung und Bundesverfassungsgericht stimmten folglich darin überein, dass der Grundlagenvertrag von historischer Bedeutung sei und für beide deutsche Staaten die Chance böte, ihre Beziehungen auf wesentlich höherem Niveau neu zu gestalten. Dies entsprach auch den Absichten der DDR-Führung und passte in die durch Entspannungspolitik gekennzeichnete Lage in Europa in der ersten Hälfte der siebziger Jahre.

Das deutsch-deutsch Vertragswerk bestand aus dem Vertragstext, dem Zusatzprotokoll, dem Protokoll zu Vermögensfragen, den Erklärungen zu Protokoll zu Staatsangehörigkeitsfragen, dem Briefwechsel zur Familienzusammenführung, zu Reiseerleichterungen und Verbesserungen des nichtkommerziellen Warenverkehrs, dem Briefwechsel zum Antrag auf Mitgliedschaft in den Vereinten Nationen, mit Erklärungen zu Protokoll, dem Briefwechsel über Rechte und Verantwortlichkeiten der Vier Mächte, der Erklärung beider Seiten bei Unterzeichnung über die Ausdehnung von Abkommen und Regelungen auf Berlin (West), der Erklärung zu politischen Konsultationen, dem Briefwechsel über Arbeitsmöglichkeiten für Journalisten, der Erklärung zu Protokoll über die Aufgaben der Grenzkommission durch die beiden Delegationsleiter und der Erklärung zu Protokoll über den Verwaltungsverkehr durch den Delegationsleiter der DDR. Hinzu kam der Briefwechsel zur Öffnung weiterer Grenzübergangsstellen und der Briefwechsel zum Post- und Fernmeldewesen.

In der Präambel des Vertrages gingen beide Seiten von der Fortexistenz zahlreicher unterschiedlicher Auffassungen aus und erwähnten an dieser herausgehobenen Stelle bereits den Dissens in der nationalen Frage. Zum Problem der Staatsbürgerschaft in beiden deutschen Staaten wurde in den dazu abgegebenen Protokollerklärungen deutlich auf die unterschiedlichen Ansichten hingewiesen.

Unterschiedliche Positionen wurden auch zu Vermögensfragen, zu den Arbeitsmöglichkeiten von Journalisten und zur Einbeziehung von West-Berlin sichtbar. Immerhin erzielten beide Seiten jedoch in der schwierigen Frage der Ausdehnung des Abkommens auf West-Berlin in der Form einer „Erklärung bei Unterzeichnung“ einen praktikablen Kompromiss. Die gemeinsame Erklärung lautete: „Es besteht Einvernehmen, dass die Ausdehnung von Abkommen und Regelungen, die im Zusatzprotokoll zu Artikel 7 vorgesehen sind, in Übereinstimmung mit dem Vier-Mächte-Abkommen vom 3. September 1971 auf Berlin (West) im jeweiligen Fall vereinbart werden kann.“

Der Bezug auf das Zusatzprotokoll zu Artikel 7 berührte die Sachgebiete Handel, Wissenschaft und Technik, Verkehr, Rechtsverkehr, Post- und Fern-

meldewesen, Gesundheitswesen, Kultur, Sport, Umweltschutz, Austausch von Büchern, Zeitschriften, Rundfunk- und Fernsehproduktionen sowie den nichtkommerziellen Zahlungs- und Verrechnungsverkehr. Alle diese Bereiche konnten im Falle einer vertraglichen Regelung auch auf West-Berlin angewendet werden.

Mit dem Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der DDR und der BRD unterstrichen beide deutsche Staaten massives Interesse an ihrer Teilnahme am mit Beginn der siebziger Jahre einsetzenden Entspannungsprozess in Europa. Ohne Bundesrepublik und DDR wäre diese Entspannungspolitik undenkbar gewesen.

Dennoch hatte die neue SED-Führung auch ein eigenes Interesse an der Regelung des Verhältnisses zur BRD. Für sie hing die weltweite diplomatische Anerkennung der DDR und ihre Mitgliedschaft in der UNO von der vertraglichen Regelung des deutsch-deutschen Verhältnisses ab. Der Abschluss des Grundlagenvertrages wirkte sich wie ein Katalysator auf den bereits zuvor begonnenen Prozess der diplomatischen Anerkennung aus. Bis 1975 nahmen weit mehr als hundert Staaten zur DDR offizielle Beziehungen auf. Das internationale Ansehen des zweiten deutschen Staates in der Welt befand sich auf einem zeitweiligen Höhepunkt, als SED-Chef Erich Honecker – zu diesem Zeitpunkt ohne jede staatliche Spitzenfunktion – Anfang August 1975 in Helsinki seine Unterschrift unter die Schlussakte der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa setzte.

Beiden deutschen Regierungen kam in dieser Zeit das Verdienst zu, die sich bietende Chance zur Normalisierung ihrer Beziehungen genutzt und somit den Erwartungen ihrer jeweiligen Verbündeten entsprochen zu haben. Der Weg zur Mitgliedschaft von DDR und BRD in der UNO sowie zur gleichberechtigten Teilnahme an einer europäischen Sicherheitskonferenz war als wichtigstes Ziel erreicht.

4. Die Phase der „kleinen Schritte“ in der Deutschlandpolitik 1975 bis 1982

Nach der Phase der Vertragspolitik schloss sich zwischen 1975 und 1982 eine zweite Phase der deutsch-deutschen Beziehungen an, die durch verschiedene Verhandlungsebenen zur Ausgestaltung des Grundlagenvertrages durch „kleine Schritte“ und auch durch Rückschläge gekennzeichnet ist. Nachdem im Mai 1974 die Ständigen Vertretungen in Bonn und Ost-Berlin ihre Tätigkeit aufnahmen[18] und in die offiziellen Verhandlungen eingebunden waren,

kam aufgrund des sich schnell wandelnden politischen Klimas informellen Kontakten zwischen Beauftragten der politischen Spitzen beider Seiten größere Bedeutung zu. Für die DDR sondierte seit Mitte der siebziger Jahre in politischen und wirtschaftlichen Fragen KOKO-Chef und Staatssekretär Alexander Schalck-Golodkowski im Auftrage Honeckers, Mittags und Mielkes. Zu seinen Gesprächspartnern gehörten Bonns Ständiger Vertreter Günter Gaus ebenso wie die Unionspolitiker Strauß, Schäuble und Späth. DDR-Rechtsanwalt Wolfgang Vogel verhandelte als Beauftragter Honeckers für humanitäre Fragen unter anderem mit Herbert Wehner und Helmut Schmidt, aber auch mit Beamten des ansonsten von der DDR nicht akzeptierten Ministeriums für innerdeutsche Beziehungen.[19] Zu seinen Gesprächsthemen gehörte auch der Freikauf von zumeist aus politischen Gründen inhaftierten DDR-Bürgern durch die Bundesregierung.

Zu den informellen Aktivitäten der SED in der „zweiten Phase der Deutschlandpolitik" gehörten auch die Gespräche und Informationsreisen von ZK-Abteilungsleiter (später 1984/85 kurzzeitig Politbüromitglied) Herbert Häber. Häber stellte vor allem Parteikontakte zu SPD- und vor allem CDU-Politikern her, wobei er besonders häufige und intensive Gespräche mit dem CDU-Präsidiumsmitglied und Schatzmeister seiner Partei, Walther Leisler Kiep, pflegte.

Trotz parteipolitisch harter Auseinandersetzungen vor allem in den Wahlkämpfen für die Bundestagswahlen 1976 und 1980 auch zu deutschlandpolitischen Themen signalisierten Vertreter der CDU gegenüber SED-Gesprächspartnern, dass sie im Falle einer Regierungsübernahme durch die Union im Wesentlichen die Deutschlandpolitik der sozialliberalen Regierung fortsetzen würde. In den Beziehungen zur DDR und zu den Staaten Osteuropas gelte das „pacta sunt servanda".

Der erste Unionspolitiker, der dies der Führung in der DDR sowie wenig später auch der sowjetischen Parteispitze persönlich mitteilte, war Walther Leisler Kiep. Von Kiep erfuhr ZK-Abteilungsleiter Häber bei einer Unterredung am 15. Januar 1975, dass aus der Sicht der CDU-Führung „die Entwicklung der Beziehungen zur Sowjetunion und zur DDR absolute Priorität vor

18 Vgl. Jacqueline Boysen: Das „weiße Haus" in Ost-Berlin. Die Ständige Vertretung der Bundesrepublik bei der DDR, Berlin 2010; Hans Otto Bräutigam: Ständige Vertretung. Meine Jahre in Ost-Berlin, Hamburg 2009.

19 Vgl. die Vermerke über Gespräche Vogels mit Helmut Schmidt und Herbert Wehner in Heinrich Potthoff: Bonn und Ost-Berlin. Dialog auf höchster Ebene und vertrauliche Kanäle. Darstellung und Dokumente, Bonn 1997, S. 368 ff.

den Beziehungen zu Peking“ hätten.[20] Es sei selbstverständlich, „dass für die CDU die abgeschlossenen Verträge volle Gültigkeit besäßen und auch eine CDU/CSU-Bundesregierung sie als Grundlage für die Weiterentwicklung der Beziehungen betrachten würde“.[21] Leisler Kiep war im Auftrage des CDU-Vorsitzenden Helmut Kohl und des Generalsekretärs seiner Partei Kurt Biedenkopf zu Gesprächen in die DDR-Hauptstadt gereist. Wenig später flog Kiep nach Moskau und konferierte dort in gleichem Sinne mit dem Leiter der ZK-Abteilung für internationale Verbindungen, Wadim Sagladin.

In der Phase der kleinen Schritte kam es auch zu den ersten drei Gipfelbegegnungen zwischen SED-Chef Erich Honecker und Bundeskanzler Helmut Schmidt 1975 in Helsinki und 1980 in Belgrad sowie im Dezember 1981 auf Schloss Hubertusstock am Werbellinsee. Wichtige politische Ergebnisse wurden bei diesen Spitzenkontakten kaum erzielt. Der Schmidt-Besuch in der DDR wurde überdies durch das Ausrufen des Kriegsrechts in Polen überschattet. Dennoch waren sich beide Politiker darüber einig, dass die deutschen Staaten angesichts der Raketenbedrohung in Europa große Verantwortung bei der Friedenssicherung hätten. „Von deutschem Boden darf nie wieder Krieg, sondern immer nur Frieden ausgehen“ lautete die gemeinsame deutsche Minimalformel vom Werbellinsee.

Die wichtigsten Dokumente und Gesprächsvermerke über das Treffen zwischen Honecker und Schmidt am Werbellinsee sind in Dokumentenpublikationen veröffentlicht worden.[22] Über den Verlauf der Spitzengespräche sowie den Vieraugendialog ist die Forschung somit gut informiert. Greifbare Ergebnisse blieben jedoch rar. Angesichts der internationalen Situation (Lage in Polen, sowjetischer Einmarsch in Afghanistan, Olympia-Boykott) war es schon ein positives Ergebnis, dass der Schmidt-Besuch nicht erneut verschoben worden ist.

Insgesamt ist die „zweite Phase der Deutschlandpolitik“, die in die Regierungszeit Helmut Schmidts fällt, noch vergleichsweise wenig erforscht. Sie verlief, abgesehen von den Gipfelbegegnungen, auch relativ unspektakulär. Dennoch konnten vor allem in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nicht zuletzt durch das Wirken beider Ständigen Vertretungen aber auch dank der vielen informellen Gespräche Fortschritte im Alltag des Verhältnisses zwischen beiden deutschen Staaten erzielt werden.

---

20 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), DY 30/J IV 2/10.02/19.

21 Ebenda.

22 Vgl. Heinrich Potthoff: Bonn und Ost-Berlin, S. 652 ff.

5. Zur Entwicklung der deutsch-deutschen Beziehungen nach der „Bonner Wende“ 1982

Knapp ein Jahr nach dem deutsch-deutschen Gipfeltreffen in Schloss Hubertusstock war die sozialliberale Bundesregierung nach 13 Jahren SPD/FDP-Koalition am Ende. Der von den FDP-Ministern Genscher und Lambsdorff betriebene Wechsel zu einer Koalition mit der CDU/CSU hatte jedoch keine negativen Auswirkungen auf die Deutschlandpolitik. Kontinuität und Kontaktausweitung prägten die neue Phase der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten im Zeitraum von 1982 bis 1989.

Unmittelbar nach seinem Amtsantritt als Bundeskanzler signalisierte Helmut Kohl gegenüber der DDR Kontinuität bei der Gestaltung der deutsch-deutschen Beziehungen. In einem Brief an Erich Honecker vom 29. November 1982 sowie bei einem Telefonat mit dem SED-Generalsekretär am 24. Januar 1983 sprach sich der Bundeskanzler eindeutig für die Fortsetzung der bisherigen Politik in den deutsch-deutschen Beziehungen aus[23] und praktizierte dies auch. Diese Erkenntnis wird auch von der Untersuchung Karl-Rudolf Kortes über die „Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft“ bestätigt. Darin heißt es in Analyse des Regierungsprogramms der von der Union geführten Bundesregierung: „Damit lag ein erstes Regierungsprogramm zur Deutschlandpolitik der ‚Koalition der Mitte’ vor, in dem der Kompromisscharakter zwischen den Koalitionsparteien herauslesbar war. Inhaltlich setzte sich die Regierungserklärung darüber hinaus aus Elementen der Kontinuität zur Vorgängerregierung (im praktischen Teil der Deutschlandpolitik) und Elementen des Wandels (im deklaratorisch-symbolischen Bereich) zusammen. Diese Aspekte kamen für den Beobachter eher überraschend. Mangelnde Friedfertigkeit, Unzuverlässigkeit hinsichtlich der Ostpolitik, Unfähigkeit im Umgang mit der DDR, fehlender Sinn auch für das geschichtlich Notwendige wurde der CDU/CSU vorgeworfen. Die SPD prognostizierte für die Ostpolitik nach dem Machtwechsel eine neue Eiszeit. Doch der Bundeskanzler hatte im Blick auf die normative Ebene der Deutschlandpolitik mit dem Text der ersten Regierungserklärung diese Vermutungen widerlegt.“[24]

Zu den neuen Elementen der Deutschlandpolitik von Helmut Kohl und Franz Josef Strauß gehörten die beiden Milliardenkredite vom Juni 1983 und

23 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Von Hubertusstock nach Bonn. Berlin 1995, S. 110 f und 114 ff.

24 Karl-Rudolf Korte: Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft. Stuttgart 1998, S. 95 f.

Juli 1984, die Intensivierung der wirtschaftlichen und kommerziellen Beziehungen zwischen der DDR und der Bundesrepublik sowie eine bedeutende Ausweitung der Gesprächsdiplomatie auf höchster Ebene. Allein in den achtziger Jahren führte Honecker mehr als 80 Gespräche mit unterschiedlichen Politikern der im Bundestag vertretenen Parteien.[25]

Die DDR hatte zwar nach der Absage des zunächst für Herbst 1980 geplanten Besuchs des Bundeskanzlers mit den von Honecker am 13. Oktober 1980 verkündeten „Geraer Forderungen" die deutsch-deutschen Beziehungen belastet, jedoch später angesichts partiell wachsenden außenpolitischen Spielraums ihre Bedingungen relativiert. In der Raketenkrise 1983/84 führte Honecker den von Herbert Häber geprägten Begriff der „Koalition der Vernunft" in das deutsch-deutsche Verhältnis ein. Vor dem Hintergrund der zeitweiligen Handlungsunfähigkeit der sowjetischen Führung aufgrund des Todes von drei KPdSU-Generalsekretären binnen dreier Jahre, unternahm die SED-Führung den vorsichtigen Versuch, sich in ihrer Außen- und Deutschlandpolitik vom strikten Einfluss der Führungsmacht zu emanzipieren. In Moskau reagierte man darauf höchst traditionell: KPdSU-Generalsekretär Tschernenko drohte Honecker am 17. August 1984 ernste Konsequenzen für den Fall der weiteren Intensivierung der Beziehungen zur Bundesrepublik an.[26] An Honecker persönlich gewandt sagte der KPdSU-Chef: „Sie haben in dem Gespräch im Juni keine Zweifel geäußert und sagten, dass die DDR in allen internationalen Fragen mit der Sowjetunion voll übereinstimmt. Die Lage nach unserem Gespräch ist milde ausgedrückt nicht besser geworden. Ungeachtet dessen kam es zu Erklärungen über neue Maßnahmen zur Erleichterung von Kontakten, zum Ausbau der Möglichkeiten für Besuche von Bürgern und Kindern aus der BRD. Diese Maßnahmen sind vom Standpunkt der inneren Sicherheit der DDR zweifelhaft und stellen einseitige Zugeständnisse an Bonn dar. Sie erhalten dadurch finanzielle Vorteile, aber in Wirklichkeit sind das scheinbare Vorteile. Hier geht es um zusätzliche finanzielle Abhängigkeiten der DDR von der BRD." Zum geplanten Honecker-Besuch in Bonn gibt die Gesprächsniederschrift Tschernenko mit den Worten wieder: „Was den Besuch in der BRD betrifft. so ist das natürlich eine Sache, die von

25 Vgl. Heinrich Potthoff: Die „Koalition der Vernunft". Deutschlandpolitik in den 80er Jahren, München 1995.

26 Vgl. die Auszüge aus der Niederschrift des Geheimtreffens zwischen Erich Honecker und Konstantin Tschernenko am 17. August 1984 in Moskau. In: Andreas Herbst/Gerd-Rüdiger Stephan/Jürgen Winkler: Die SED. Geschichte – Organisation – Politik. Ein Handbuch, Berlin 1997, S. 767 ff.

der SED zu entscheiden ist. Wir glauben, dass Sie noch einmal kollektiv und allseitig, unter Berücksichtigung der von uns geäußerten Überlegungen, diese Frage prüfen. Wir möchten Ihnen jedoch sagen, dass die sowjetischen Kommunisten es positiv aufnehmen würden, wenn Sie in der entstandenen Lage von dem Besuch Abstand nehmen."[27] Dies war faktisch ein Befehl Tschernenkos an Honecker, seine bereits geplante Reise in die Bundesrepublik abzusagen.

Der KPdSU-Generalsekretär hatte Honeckers Position für den Fall des Abweichens von der sowjetischen Linie auch persönlich in Frage gestellt. Folglich wurde in der DDR nach einem Schuldigen für die entstandene Situation gesucht. Dieser fand sich in der Person des erst seit Mai 1984 dem Politbüro angehörenden Leiter der Westabteilung des ZK, Herbert Häber. Häber hatte den Honecker-Besuch in Bonn konzeptionell vorbereitet und dem SED-Chef die in Moskau vorgetragene Ausarbeitung mit dem Titel „Nunmehr zu den Beziehungen der DDR zur BRD" als Ergänzung zu Honeckers Gesprächskonzeption vorbereitet.[28] Um seine eigene Stellung zu sichern, stellte Honecker nun Herbert Häber zur Disposition. Er wurde auf der 11. ZK-Tagung am 22. November 1985 „aus gesundheitlichen Gründen" aus dem Politbüro entfernt und musste auch seine Stellung als ZK-Abteilungsleiter aufgeben.

Auch Gorbatschow trat 1986 der Absicht des SED-Chefs zur Reise nach Bonn ablehnend gegenüber. Dennoch weiteten sich die deutsch-deutschen Beziehungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet in dieser Phase deutlich aus. Auf diesem Gebiet nutzte die SED den nun langsam größer werdenden Spielraum.

Höhepunkt der Deutschlandpolitik Honeckers war zweifellos sein offizieller Besuch in Bonn und verschiedenen Bundesländern vom 7. bis 11. September 1987. Verlauf und Ergebnisse des Staatsbesuchs sind vergleichsweise gut erforscht.[29] Wichtige Ergänzungen aus der Sicht der Politik des Bundeskanzlers präsentierte Karl-Rudolf Korte im Abschnitt „Kohls Gespür für die Macht: Politische Planungen beim Honecker-Besuch in Bonn".[30]

---

27 Ebenda, S. 770 f.

28 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Von Hubertusstock nach Bonn, S. 194 ff.

29 Honecker ließ nach seinem Tode in seinen „Moabiter Notizen" die Gesprächsvermerke veröffentlichen. Weitere Dokumente sind veröffentlicht in Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Von Hubertusstock nach Bonn, S. 324 ff; Heinrich Potthoff: Die „Koalition der Vernunft", S. 564 ff.

30 Vgl. Karl-Rudolf Korte: Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft, S. 324 ff.

Am Rande dieses Staatsbesuches wurden drei Staatsverträge (Wissenschaft und Technik, Umweltschutz, Strahlenschutz und Reaktorsicherheit) unterzeichnet. Bereits ein Jahr zuvor hatten beide Staaten am 6. Mai 1986 ein Kulturabkommen abgeschlossen. Diese Verträge waren bereits im Zusatzprotokoll zu Artikel 7 des Grundlagenvertrages vorgesehen, konnten jedoch erst nach 14 Jahren ausgehandelt werden. Das Kulturabkommen schuf auch die Möglichkeit zu Städtepartnerschaften. Saarlouis und Eisenhüttenstadt schlossen am 6. Oktober 1986 die erste Vereinbarung über eine deutsch-deutsche Städtepartnerschaft ab, der weitere Vereinbarungen dieser Art folgten.

Nach dieser Reise sah sich Honecker auf dem Höhepunkt seines politischen Einflusses. Er spürte offenbar nicht, dass seine durchaus Erfolge verzeichnende Außenpolitik im krassen Widerspruch zu den wirtschaftlichen und gesellschaftspolitischen Problemen innerhalb der DDR stand.

6. Zur Deutschlandpolitik der DDR nach dem Honecker-Besuch in Bonn 1987

Nachdem Erich Honecker von seinem Besuch in der Bundesrepublik im September 1987 zurückkehrte, normalisierte sich das Verhältnis zwischen beiden deutschen Staaten zunächst weiter. Als Ergebnis der Reise standen neben den am 8. September 1987 in Bonn unterzeichneten drei Staatsverträgen und dem Gemeinsamen Kommuniqué vor allem das gewachsene internationale Ansehen der DDR.

Im zeitlichen Umfeld des Honecker-Besuchs hatten zwei weitere Vorgänge das Interesse der Öffentlichkeit erregt. Nach längeren Verhandlungen veröffentlichten am 27. August 1987 in Bonn und Ost-Berlin SPD und SED ihr gemeinsames Strategiepapier „Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit“.[31] Das DDR-Fernsehen strahlte am 1. September 1987 erstmals eine Live-Diskussion mit den SPD-Politikern Erhard Eppler und Thomas Meyer sowie ihren SED-Partnern Otto Reinhold und Rolf Reißig aus. Außerdem verkündete die DDR bereits im Vorfeld des Honecker-Besuches eine Amnestie aus Anlass des 38. Jahrestages der DDR, die am 7. Oktober 1987 in Kraft trat. Damit war man Forderungen bundesdeutscher Politiker nachge-

31 Vgl. Rolf Reißig: Dialog durch die Mauer. Die umstrittene Annäherung von SPD und SED, Frankfurt am Main 2002; Erich Hahn: SED und SPD. Ein Dialog. Ideologie-Gespräche zwischen 1984 und 1989, Berlin 2002. Der Text des gemeinsamen Strategiedokuments ist in der DDR vollständig veröffentlicht worden.

kommen, die in Unterredungen mit Honecker immer wieder die Freilassung von politischen Gefangenen aus DDR-Gefängnissen forderten.

Die Bundesregierung verfügte ihrerseits am 26. August 1987 die Erhöhung des Begrüßungsgeldes für Besucher aus der DDR von bisher 30 DM auf 100 DM pro Jahr, was die DDR-Führung kommentarlos zur Kenntnis nahm.

Auch die DDR-Bevölkerung hatte sich von den Ergebnissen des Honekker-Besuchs vor allem Verbesserungen im Reiseverkehr versprochen. Aus einem Bericht der „Zentralen Auswertungs- und Informationsgruppe" (ZAIG) der Staatssicherheit über Bevölkerungsreaktionen auf den Besuch Honeckers in der Bundesrepublik vom 16. September 1987 ging hervor, dass die Reiseproblematik den „absoluten Schwerpunkt" in den Erwartungen der DDR-Bürger bildete. „Übersiedlungsersuchende" rechneten nach Erkenntnissen des MfS sogar mit einer bevorstehenden „Ausreisewelle".[32]

Das SED-Politbüro legte am 15. September 1987 Maßnahmen in Auswertung der Honecker-Reise in die Bundesrepublik fest. In diesem Papier ging man zunächst von einem Zehn-Punkte-Katalog „im Hinblick auf Friedensicherung, Abrüstung und Entspannung" aus. Der für das Verhältnis zur Bundesrepublik konkrete Teil des Beschlusses enthielt noch drei der früheren vier Geraer Forderungen Honeckers vom 13. Oktober 1980.[33] Im diesem Beschluss ist von „Respektierung der Staatsbürgerschaft der DDR" ebenso die Rede wie von der Forderung nach unverzüglicher Aufnahme von „intensiven Verhandlungen" in der Grenzkommission DDR/BRD zur „einvernehmlichen Regelung der Elbe-Grenze Mitte Strom"[34]. Außerdem forderte das SED-Politbüro die Auflösung der Zentralen Erfassungsstelle in Salzgitter.

Hinzu kam der DDR-Vorschlag zur Aufnahme von offiziellen Beziehungen zwischen Volkskammer und Bundestag, der allerdings bereits vor und auch während des Honecker-Besuchs in Bonn thematisiert worden war. Die DDR zeigte sich bereit, über neue Partnerschaften zwischen Städten in beiden deutschen Staaten nachzudenken sowie Verhandlungen über die gegenseitige Rückführung von kriegsbedingt verlagerten Kulturgütern weiterzuführen.

Der Dialog auf höchster Ebene setzte sich im letzten Quartal 1987 fort. Während Helmut Kohl am 25. November 1987 den auf Einladung von Landwirtschaftsminister Ignaz Kiechle in der Bundesrepublik weilenden ZK-Sekre-

32 Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Von Hubertusstock nach Bonn, S. 340 ff.

33 Vgl. die von Honecker in einer Rede zur Eröffnung des SED-Parteilehrjahres 1980/81 in Gera formulierten Grundsätze für die Politik der DDR gegenüber der Bundesrepublik in: Erich Honecker: Reden und Aufsätze. Bd. 7. Berlin 1982, S. 432 f.

34 Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Von Hubertusstock nach Bonn, S. 343.

tär Werner Felfe zu einem Gespräch empfing,[35] besuchten die SPD-Politiker Oskar Lafontaine, Klaus von Dohnanyi und Klaus Wedemeier am 23. Oktober 1987 sowie Dieter Spöri am 12. November 1987 Honecker in Ost-Berlin.[36]

Ende 1987 wurde auf der 5. Tagung des SED-Zentralkomitees durch Werner Felfe der Stand der Beziehungen zur Bundesrepublik nach der Honecker-Reise wie folgt bilanziert: „Die DDR will die gemeinsamen Festlegungen im Kommuniqué Zug um Zug mit Leben erfüllen und die eingegangenen Verpflichtungen ohne Einschränkungen verwirklichen. [...] Mit dem Verlauf und mit den Ergebnissen des Besuches Erich Honeckers in der BRD wurde vor aller Welt der völkerrechtliche Charakter der Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten bekräftigt."[37] Honecker fügte in seinem Schlusswort hinzu, dass es in den Beziehungen zur BRD um die Durchsetzung der friedlichen Koexistenz ginge.[38]

Der DDR ging es letztlich um ihr staatliches und völkerrechtliches Renommee, weniger um die konkrete, für die eigene Bevölkerung erlebbare Ausgestaltung der deutsch-deutschen Beziehungen.

Konzeptionell hatte sich die DDR-Deutschlandpolitik nach dem Honekker-Besuch kaum weiterentwickelt. Sie blieb auch in den zwei Jahren bis Oktober 1989 trotz erheblicher Veränderungen in den internationalen Beziehungen nach dem Amtsantritt Gorbatschows ihren tradierten Strukturen und Denkschemata verhaftet.

Die Gesprächs- und Verhandlungsebenen änderten sich nur geringfügig. Honecker blieb der entscheidende Mann in der Politik gegenüber der Bundesrepublik. Er führte persönlich die wichtigsten offiziellen Gespräche in Berlin, auf Jagdschloss Hubertusstock am Werbellinsee oder während der Leipziger Frühjahrs- und Herbstmessen. Auf inoffizieller Ebene ließ er Staatssekretär Alexander Schalck und Rechtsanwalt Wolfgang Vogel agieren. Der Rektor der ZK-Akademie für Gesellschaftswissenschaften, Otto Reinhold, pflegte im Auftrage Honeckers seinen informellen Gesprächskontakt mit Außenminister und Vizekanzler Hans-Dietrich Genscher. Auf diplomatischer Ebene wurden die jeweiligen Ständigen Vertretungen in Bonn und Berlin tätig, wenngleich ihr Aufgabenbereich gemessen an den Aktivitäten Schalcks und

35 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Von Hubertusstock nach Bonn, S. 344 f.
36 Vgl. die Vermerke über diese Gespräche in: Heinrich Potthoff: Die „Koalition der Vernunft", S. 662 ff. und 669 ff.
37 5. Tagung des ZK der SED. 16. Dezember 1987. Berlin 1987, S. 19 f.
38 Vgl. ebd., S. 100 f.

Vogels eher untergeordnete Bedeutung hatte.[39]

Überdies hatte sich der seit September 1951 auf der Grundlage des Berliner Abkommens betriebene innerdeutsche Handel zumeist unspektakulär weiterentwickelt und erreichte in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre ein Volumen von jährlich etwa 15 Milliarden DM. Die Bundesrepublik war hinter der Sowjetunion zum zweitgrößten Handelspartner der DDR geworden. Unter den westlichen Handelspartnern der DDR rangierte die BRD mit großem Abstand auf dem ersten Platz. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre gewannen neben dem klassischen Warenaustausch zwischen beiden deutschen Staaten neue Formen der Kooperation von Unternehmen aus der DDR und der Bundesrepublik an Bedeutung. Einer Analyse des in Westberlin ansässigen Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) zufolge war die Kooperationsquote von Unternehmen der BRD mit DDR-Betrieben im Vergleich zu denen der Bundesrepublik mit anderen Ostblockstaaten am größten.[40] Dennoch ging bereits zu diesem Zeitpunkt auch im innerdeutschen Handel die Dynamik verloren. Die nominalen Umsätze stagnierten auf zumindest für die DDR relativ hohem Niveau. Preisbereinigt, also unter Abzug der konjunkturell bedingten Preissteigerungen, war jedoch bereits seit 1986 das Austauschvolumen rückläufig. Hinzu kam, dass seit 1985 der kumulierte Passivsaldo der DDR wieder jährlich in einer Größenordnung zwischen 500 Mio. und 700 Mio. DM wuchs. Nach Auffassung des langjährigen Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission der DDR, Gerhard Schürer, wäre es ab 1986 angesichts der zunehmenden Schwierigkeiten in der DDR-Volkswirtschaft, ihrer Innovationsträgheit sowie der immer akuter werdenden Zahlungsprobleme notwendig gewesen, vor dem Hintergrund weltpolitischer Veränderungen und der Entspannungs- und Abrüstungspolitik Gorbatschows für die DDR-Volkswirtschaft und ihre Außenbeziehungen nach neuartigen Lösungsvarianten mit Hilfe der Bundesrepublik zu suchen. Ab 1986 hätten Günter Mittag, Alexander Schalck und Außenhandelsminister Gerhard Beil mit kräftiger Unterstützung Honeckers solche Formen der Kooperation forciert.[41] Diese Kontakte seien vorwiegend mit Spitzenmanagern der westdeutschen Wirtschaft bzw. Vertretern der Unternehmerverbände betrieben worden. Weiteren Gesprächen über die Gewässerqualität der Elbe, den

39 Vgl. Hans Schindler: Deutsche Diplomaten in Deutschland – Fakten und Erinnerungen. In: Detlef Nakath: Deutschlandpolitiker in der DDR erinnern sich, S. 285 ff.

40 Vgl. Horst Lambrecht u. a.: Ost-West-Kooperation. Bestandsaufnahme und Ergebnisse einer Umfrage. Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Beiträge zur Strukturforschung, Heft 112, Berlin 1990, S. 50 ff.

41 Vgl. Gerhard Schürer: Gewagt und verloren. Eine deutsche Biographie. Frankfurt/Oder 1996, S. 245.

deutsch-deutschen Stromverbund, den Ausbau der Transitautobahn zwischen Berlin und Helmstedt sowie zum Projekt des Baus des Domhotels in Berlin maß Schürer Pilotcharakter bei.[42]

7. Die deutsch-deutschen Beziehungen 1988/89 vor dem Hintergrund dramatisch veränderter internationaler Rahmenbedingungen

Die internationalen Beziehungen, vor deren Hintergrund sich die deutsch-deutschen Kontakte seit dem Honecker-Besuch in Bonn entwickelten, veränderten sich im Vergleich zur ersten Hälfte der achtziger Jahre rasant. Die Bi-Polarität Europas und der Welt bekam deutliche Risse. Am 7. und 8. Dezember 1987 trafen KPdSU-Generalsekretär Michail Gorbatschow und USA-Präsident Ronald Reagan in Washington zu ihrer dritten Gipfelbegegnung zusammen. In der amerikanischen Hauptstadt unterzeichneten sie das INF-Abkommen, das für beide Supermächte den Einstieg in erste echte Abrüstungsschritte im nuklearen Mittelstreckenbereich bedeutete.

Parallel zu den Abrüstungsverhandlungen der Großmächte und zu den Bemühungen um deutschlandpolitische Fortschritte warfen interne DDR-Entscheidungen ab November 1987 erneut Schatten auf die Entwicklung der deutsch-deutschen Beziehungen. Ende November gingen Sicherheitskräfte gegen die unter dem Dach der Ost-Berliner Zionskirche agierenden unabhängigen Umwelt- und Friedensgruppen vor. Vor dem Bundestag erklärte die Ministerin für innerdeutsche Beziehungen, Dorothee Wilms, am 9. Dezember 1987, die Bundesregierung werde nicht darauf verzichten, „Unrecht als das, was es ist, beim Namen zu nennen“[43]. Am 17. Dezember 1987 zog sie dennoch eine insgesamt positive Bilanz der Entwicklung der Beziehungen: 20 Städtepartnerschaften waren vereinbart, und bei weiteren 14 sei die Bereitschaft der DDR signalisiert worden. Außerdem gab es 1,2 Millionen Reisen von Besuchern aus der DDR unterhalb des Rentenalters und 3,8 Millionen Besuchsreisen von Rentnern. In der Gegenrichtung hätten 5,5 Millionen Besuche stattgefunden. Diese positiven Entwicklungen in den innerdeutschen Beziehungen seien der Erfolg einer Politik der Berechenbarkeit und des Dialogs, der Festigkeit in den Grundsätzen und der Zusammenarbeit in der Praxis.[44] Die von Bundeskanzler Helmut Kohl zu Beginn seiner Kanzlerschaft

42 Ebenda, S. 246.
43 Vgl. Der Tagesspiegel, 10. Dezember 1987.
44 Vgl. Zahlenspiegel Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik. Ein Vergleich. Hrsg. vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen. Bonn 1988, S. 113 und 123.

angestrebte und seit 1983 auch praktizierte Kontinuität in den Beziehungen zur DDR verbunden mit neuen Elementen in den kommerziellen Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten hatten Früchte getragen.

Am 1. März 1988 beauftragte der Ältestenrat den Bundestagspräsidenten, Phillip Jenninger, Möglichkeiten für eine Aufnahme offizieller Kontakte zur DDR-Volkskammer zu prüfen. Am Rande der Leipziger Frühjahrsmesse traf der SED-Generalsekretär mit dem Westberliner Regierenden Bürgermeister, Eberhard Diepgen, und dem nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten, Johannes Rau, zusammen. Diepgen war bereits vier Wochen zuvor, am 11. Februar 1988, von Honecker im Gästehaus des DDR-Staatsrates in Berlin-Niederschönhausen zu einem ausführlichen Gespräch empfangen worden.[45] Den Aufzeichnungen der Diepgen-Begleitung zufolge wurden in diesen Gesprächen zahlreiche bilaterale Themen wie Gesamtberliner Verkehrsprobleme, Fragen des Umweltschutzes sowie der grenzüberschreitende Reiseverkehr debattiert. Honecker sprach dabei auch die Kontakte der jüdischen Gemeinden in Ost- und West-Berlin an. Er bat Diepgen, „Herrn Galinski wissen zu lassen, dass er die Kontakte der beiden Gemeinden sehr begrüße".[46] Diesen Kontakten maß Honecker aus zwei Gründen besondere Bedeutung bei. Zum einen beabsichtigte die DDR-Führung anlässlich des 50. Jahrestages der nazistischen November-Pogrome von 1938 unter der Leitung der „Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum", mit dem Wiederaufbau der im Krieg schwer zerstörten größten Berliner Synagoge zu beginnen. Andererseits spielten auch außenpolitische Überlegungen eine Rolle: Honecker strebte eine Verbesserung der Beziehungen der DDR zu den USA an und wollte dies unter anderem mit Unterstützung jüdischer Organisationen erreichen.

Erich Honecker und Helmut Kohl hatten in einem Briefwechsel vom 14. Dezember 1987 und 23. März 1988 das Washingtoner Abkommen begrüßt und als „Meilenstein in den Ost-West-Beziehungen" gewürdigt.[47] Auf die deutsch-deutschen Beziehungen eingehend, fügte der Bundeskanzler in seinem Brief vom März 1988 hinzu: „Die positive Entwicklung des Jahres 1987 mit Ihrem Besuch in der Bundesrepublik Deutschland hat mich in der

45 Vgl. SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/1/678. Vgl. außerdem das von Senatsrat Gerhard Kunze für Diepgen angefertigte Gesprächsprotokoll in Heinrich Potthoff: Die „Koalition der Vernunft", S. 697 ff.

46 Honecker empfing am 6. Juni 1988 den Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, zugleich Westberliner Gemeindevorsitzender, Heinz Galinski. Vgl. SAPMO - BArch, DY 30/J IV/927.

47 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Countdown zur deutschen Einheit. Berlin 1996, S. 62 ff und 80 ff.

Auffassung bestärkt, dass es gute Chancen gibt, unsere Beziehungen auf allen Gebieten zu verstetigen und auszubauen."[48] Kohl ergänzte: „Wir wollen den Frieden sicherer machen, aber wir wissen, dass es wirklichen Frieden nicht geben kann, ohne dass die Rechte der einzelnen Bürger für ein Leben in Humanität und Freiheit gewährleistet sind."[49]

FDP-Präsidiumsmitglied Otto Graf Lambsdorff kritisierte bei seinem Gespräch mit Honecker am 4. Februar 1988 das Vorgehen der DDR gegen oppositionelle Bürger und befürchtete Auswirkungen auf die beiderseitigen Beziehungen.[50] Honecker wies die Äußerungen zurück. Die DDR hätte entsprechend den Gesetzen gegen die „Provokationen" am Tage der Liebknecht-Luxemburg-Demonstration „rigoros vorgehen" können und fügte hinzu: „Wenn man an ruhigen Beziehungen zwischen der DDR und der BRD interessiert sei, dann dürfe man nicht in alte Denkweisen zurückfallen."[51] Der SED-Generalsekretär war nicht bereit, den angesichts der sowjetischen Perestroika-Politik stärker in die Öffentlichkeit drängenden oppositionellen Gruppen mehr Spielraum zu gewähren. Dies machte er bei jeder Gelegenheit deutlich. Sein Anti-Perestroika-Kurs stieß jedoch auch innerhalb der SED auf Ablehnung und verengte überdies die Möglichkeiten der DDR im deutsch-deutschen Verhältnis.

In den Beziehungen zwischen beiden deutschen Staaten liefen die Gesprächskontakte indes weiter. Im Frühjahr 1988 besuchten neben Diepgen und Rau auch Bernhard Vogel, Volker Rühe, Alfred Dregger und Hans-Jochen Vogel den SED-Chef. Ihnen folgten im zweiten Halbjahr Oskar Lafontaine, Martin Bangemann und Wolfgang Schäuble.

Rühe stellte in Auswertung seines Gesprächs mit dem SED-Generalsekretär vor CDU-Funktionären in Hamburg am 30. Mai 1988 fest, „dass ein Gespräch mit Honecker angenehmer und konstruktiver sei als ein Gespräch mit der britischen Regierungschefin".[52]

Parallel dazu intensivierte DDR-Staatssekretär Schalck-Golodkowski seine Gesprächskontakte zu westdeutschen Spitzenpolitikern. Mit Kanzleramtsminister Wolfgang Schäuble und dem Bayerischen Ministerpräsidenten und CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß versuchte er in der Frage der Regelung des Grenzverlaufs auf der Elbe sowie bei der Neufestsetzung der Transitpau-

48 SAPMO - BArch, DY 30/J IV 2/2A/3108.
49 Ebenda.
50 Vgl. Heinrich Potthoff: Die „Koalition der Vernunft". S. 689.
51 Ebenda, S. 693.
52 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Coundown zur deutschen Einheit, S. 106.

schale Fortschritte zugunsten der DDR zu erzielen. Am 5. Mai 1988 reiste Schalck in die Bundesrepublik und traf mit beiden Politikern zu intensiven Gesprächen zusammen. Schalcks Gesprächsvermerke über diese Begegnungen belegen das große wirtschaftliche Interesse der DDR an der Weiterentwicklung der Beziehungen zur Bundesrepublik. Der DDR-Unterhändler teilte seinen Gesprächspartnern mit, dass die DDR seit Anfang 1988 mit der Airbus Industrie verhandele und zwei Flugzeuge bereits fest bestellt habe. Außerdem übergab Schalck an Kanzleramtsminister Schäuble ein „Nonpaper" der DDR zur Neufestsetzung der Transitpauschale für den Zeitraum 1990 bis 1999.[53] Die alte Regelung war auf der Grundlage des Transitabkommens am 16. November 1978 für die Jahre 1980 bis 1989 abgeschlossen worden und sah jährliche Zahlungen der Bundesrepublik an die DDR in Höhe von 525 Mio. DM vor.[54] Hinzu kam eine am 31. Oktober 1979 vereinbarte Pauschalabgeltung der Straßenbenutzungsgebühren in Höhe von jährlich 50 Mio. DM.[55] Schäuble machte im Gespräch mit Schalck deutlich, dass aus der Sicht der Bundesregierung zwar eine „bedeutende Erhöhung der jetzt geltenden Transitpauschale denkbar" sei, lehnte jedoch die DDR-Forderung von jährlich 930 Mio. DM als „unrealistisch" ab.[56] Schäuble und Strauß äußerten jedoch gegenüber Schalck, dass sie sich für eine Aufstockung der Pauschalzahlungen an die DDR einsetzen wollten.

Im Ergebnis ihrer Bemühungen unterzeichneten beide Seiten am 5. Oktober 1988 das Protokoll über die Festlegung der Transitpauschale gemäß Artikel 18 des Transitabkommens. Danach sollte die Pauschale für die Jahre 1990 bis 1999 jährlich 860 Mio. DM betragen. Gleichzeitig wurden die Straßenbenutzungsgebühren auf 55 Mio. erhöht.[57] Damit hätten der DDR ab 1990 jährlich 340 Mio. DM mehr als im Zeitraum zuvor an materiellen Leistungen aus dem Transitverkehr zur Verfügung gestanden. Die Vereinbarungen vom 5. Oktober 1988 über die Transitpauschale sowie die Straßenbenutzungsgebühren waren bis zur Wende in der DDR im Herbst 1989 die letzten größeren Verträge, die beide deutsche Staaten miteinander abgeschlossen haben.

---

53 Vgl. Ebenda, Dokument 11, S. 90 ff.

54 Vgl. Dokumentation zu den innerdeutschen Beziehungen. Abmachungen und Erklärungen. Bonn 1989, S. 98.

55 Vgl. Beziehungen der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland und zu Berlin (West), S. 109 f.

56 SAPMO - BArch, DY 30, vorl. SED 42168.

57 Vgl. Innerdeutsche Beziehungen. Die Entwicklung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik 1980 - 1986. Eine Dokumentation. Bonn 1986, S. 139 ff.

Bundeskanzler Helmut Kohl nahm auf die neue Regelung der Transitpauschale in einem Schreiben an Erich Honecker vom 19. Oktober 1988 Bezug. Er betonte darin: „Die Regelungen für die Transit- und Straßenbenutzungspauschale haben auch eine langfristig stabilisierende Wirkung für die Entwicklung der Gesamtbeziehungen; ich gehe davon aus, dass davon die Lösung anderer anstehender Fragen günstig beeinflußt wird.“[58] Kohl wies auf den im November 1988 vorgesehenen Besuch Schäubles bei Honecker hin[59] und fügte zur Notwendigkeit von weiteren deutsch-deutschen Vereinbarungen auf dem Gebiet des Umweltschutzes hinzu: „Nach meiner festen persönlichen Überzeugung stehen hier alle Staaten in Europa ungeachtet ihrer politischen und gesellschaftlichen Systeme in einer besonderen Verantwortungsgemeinschaft gegenüber dieser Generation wie gegenüber kommenden Generationen. Ich hielte es für einen großen Gewinn, wenn die beiden Staaten in Deutschland in diesem Bereich der Zukunftssicherung eine beispielgebende Funktion für unseren Kontinent ausüben würden.“[60] Auf seinen bevorstehenden Besuch in Moskau vom 24. bis 27. Oktober 1988 und die Gespräche mit KPdSU-Generalsekretär Gorbatschow ging der Bundeskanzler nicht ein.

Nach dem Tod von Franz Josef Strauß waren auch seine Nachfolger an der Fortsetzung der guten Sonderbeziehungen Bayerns zur DDR interessiert und nutzten die Anwesenheit des Vizekulturministers, Klaus Höpcke, am 15. Dezember 1988 in München, um dies vertraulich zu signalisieren. Während eines Empfangs suchte der frühere Strauß-Intimus Peter Gauweiler das Gespräch mit Höpcke und teilte diesem im Auftrag von Ministerpräsident Max Streibl zur Weiterleitung nach Berlin mit, dass die bayerische Staatsregierung „an der von Franz Josef Strauß in Gang gesetzten Zusammenarbeit mit der DDR festhalte. [...] Nach Auffassung der bayerischen Staatsregierung müsse allen politisch Vernünftigen an einer stabilen DDR gelegen sein.“[61]

Auch im ersten Halbjahr 1989 veränderte sich an der gewohnten Reise- und Gesprächsdiplomatie zwischen beiden deutschen Staaten kaum etwas. Fünf Ministerpräsidenten von Bundesländern kamen in die DDR. SPD-Chef Hans-Jochen Vogel führte am 25. Mai 1989 sein achtes Gespräch mit Erich Honecker.[62] Der letzte hochrangige Politiker, der mit dem SED-Generalse-

58 SAPMO - BArch, DY 30/IV 2/2035/87.
59 Eine Niederschrift des Gesprächs Honeckers mit Schäuble vom 10. November 1988 vgl. in: Heinrich Potthoff: Die „Koalition der Vernunft“, S. 818 ff.
60 SAPMO - BArch, DY 30/IV 2/2035/87.
61 SAPMO - BArch, DY 30/42332/2.

kretär persönlich sprach, war am 4. Juli 1989 Kanzleramtsminister Rudolf Seiters.

Unterdessen hatte sich die Lage in der DDR zugespitzt. Die Fälschung des Ergebnisses der Kommunalwahlen vom 7. Mai 1989 war für viele Bürger der letzte Anstoß, Wege zu suchen, um die DDR verlassen zu können. Über Ungarn oder die BRD-Botschaften in Prag und Warschau sowie die Ständige Vertretung der Bundesrepublik in Berlin versuchten DDR-Bürger ihre Ausreise zu erzwingen.

Als die Situation in den Botschaften zu eskalieren drohte, wandte sich Bundeskanzler Kohl am 14. August 1989 mit einem Brief an den SED-Generalsekretär und forderte die DDR auf, „zu konstruktiven Lösungen beizutragen". Kohl forderte Honecker auf, die Ursachen für die Perspektivlosigkeit vieler junger Menschen in der DDR zu beseitigen.[63] Der Ton dieses Briefes unterschied sich in starkem Maße von der sonst üblichen diplomatischen Zurückhaltung im Schriftverkehr zwischen beiden Politikern. Es folgte ein ergebnisloser Besuch von Kanzleramtsminister Rudolf Seiters am 18. August 1989 im DDR-Außenministerium.[64]

In der DDR-Führung gab es zu diesem Zeitpunkt weder die Bereitschaft noch die Fähigkeit zur Änderung der Politik. Honecker lag nach einer Gallenoperation im Krankenhaus und war handlungsunfähig. Interimsparteichef Günter Mittag wagte in Abwesenheit Honeckers keine Entscheidung von politischer Tragweite zu treffen. Später schrieb Mittag über diese Situation: „Vorschnelle Reaktionen in der Öffentlichkeit galt es zugunsten überlegten Handelns in dieser äußerst komplizierten und in gewisser Weise auch unübersichtlichen Situation zu vermeiden. Auch um den Preis, dass es eine Zeitlang keine öffentliche Reaktion der Führung gab, was in der Partei zu Recht negativ empfunden wurde. Das hing natürlich auch mit der Abwesenheit Erich Honekkers zusammen, der sich vorbehalten hatte, diesbezügliche Entscheidungen selbst zu treffen."[65]

---

62 Der SPD-Vorsitzende Hans-Jochen Vogel war am 28. Mai 1983 erstmals zu einer Unterredung mit Honecker nach Ost-Berlin gereist. Seit diesem Gespräch traf er einmal jährlich mit dem SED-Generalsekretär zusammen.

63 Vgl. Gerd-Rüdiger Stephan (Hrsg.): „Vorwärts immer, rückwärts nimmer!" Berlin 1994, S. 95 f.

64 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Countdown zur deutschen Einheit, Dokument 37, S. 197 ff.

65 Günter Mittag: Um jeden Preis. Im Spannungsfeld zweier Systeme. Berlin/Weimar 1991, S. 46 f.

In seiner Antwort auf den Kohl-Brief sah Honecker die Ursachen für die Ausreisewelle nach altem Muster ausschließlich außerhalb der DDR: „Die Lösung des entstandenen Problems kann deshalb nur darin bestehen, von seiten der Bundesrepublik Deutschland dafür Sorge zu tragen, dass die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik unverzüglich die Vertretungen der Bundesrepublik Deutschland verlassen.“[66] Honecker wertete Kohls Bemerkungen über mögliche Auswirkungen auf die deutsch-deutschen Beziehungen wie in der Zeit des kalten Krieges als „Einmischung in die souveränen Angelegenheiten eines anderen Staates“ und als der „Gestaltung gutnachbarlicher Beziehungen zwischen beiden Staaten nicht dienlich“.[67]

Honecker und Mittag waren offenbar der Ansicht, dass die Sowjetunion in ihrer Haltung zu den Botschaftsflüchtlingen der gleichen Meinung sei wie die SED-Führung. UdSSR-Außenminister Eduard Schewardnadse nannte die Vorgänge in einem Brief an seinen DDR-Amtskollegen Oskar Fischer vom 1. September 1989 „Exzesse“, die „durch Versuche einer nicht geringen Zahl von DDR-Bürgern, illegal in die BRD zu gelangen, hervorgerufen“ worden seien. Der sowjetische Außenminister fügte hinzu: „Unsere Einschätzungen des Charakters und der Ursachen dieser Erscheinungen stimmen mit dem überein, was darüber in der DDR gesagt und geschrieben wird.“[68] In der DDR herrschte allerdings Sprachlosigkeit. Zu den Botschaftsflüchtlingen wurde weder in den Medien noch in den politischen Führungsgremien des Landes diskutiert. In der Bevölkerung allerdings und auch an der SED-Basis brodelte es. Fast alle DDR-Bürger und auch der übergroße Teil der SED-Mitglieder waren über die Sprachlosigkeit und Handlungsunfähigkeit ihrer Führung empört. Parteiaustritte nahmen zu diesem Zeitpunkt bereits erhebliche Größenordnungen an.

Einzig Rechtsanwalt Wolfgang Vogel pendelte in dieser Zeit häufig zwischen Bonn und Ost-Berlin und auch Schalck versuchte, seine Gesprächskontakte zu nutzen, um Schadensbegrenzung zu betreiben.

Politisch bemerkenswert war in dieser Phase lediglich eine Begegnung Richard von Weizsäckers mit einer Delegation des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels zu Leipzig am 7. September 1989. Der Bundespräsident empfing auf der Terrasse der Villa Hammerschmidt in Bonn unter anderem den stellvertretenden DDR-Kulturminister, Klaus Höpcke, und den Präsidenten des DDR-Schriftstellerverbandes, ZK-Mitglied Hermann Kant. Die

66 Gerd-Rüdiger Stephan (Hrsg.): „Vorwärts immer, rückwärts nimmer!“, S. 108.
67 Ebenda.
68 Ebenda, S. 113.

DDR-Delegation weilte anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Bücher aus der Deutschen Demokratischen Republik“, die im September 1989 in Köln gezeigt wurde, in der Bundesrepublik. Bei dem Zusammentreffen wurde laut einer Gesprächsnotiz von Höpcke das brennendste Thema im deutsch-deutschen Verhältnis jener Zeit, die Ausreiseproblematik, ausgeklammert. Lediglich die Information des Bundespräsidenten über die beabsichtigte Auszeichnung des Prager Bürgerrechtlers und späteren Präsidenten Tschechiens, Vaclav Havel, mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels hatte Höpcke nach Berlin zu übermitteln.[69]

Andere deutschlandpolitische Aktivitäten waren in der unmittelbaren Vorwendezeit in der DDR nicht mehr möglich und sicherlich auch nicht sinnvoll. Bis zum Beginn der offiziellen Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag der DDR am 6. und 7. Oktober 1989 wollte das SED-Politbüro die Ausreiseproblematik vom Tisch haben. Es sollte ihre letzte Jubelfeier der gewohnten Art werden.

Die oppositionellen Demonstrationen am 6. und 7. Oktober sowie die erste große Montagsdemonstration in Leipzig am 9. Oktober 1989 zwang auch die SED-Führung zur Reaktion. Am 18. Oktober 1989 entband das Politbüro Erich Honecker sowie die ZK-Sekretäre Günter Mittag und Joachim Hermann von ihren Funktionen. Politbüromitglied Egon Krenz wurde für 49 Tage Nachfolger Honeckers als Partei- und Staatschef, bis am 3. Dezember 1989 SED-Politbüro und Zentralkomitee geschlossen zurücktraten.[70]

---

69 Vgl. Detlef Nakath/Gerd-Rüdiger Stephan: Countdown zur deutschen Einheit. Dokument 40, S. 204 ff.

70 Vgl. Gerd-Rüdiger Stephan: Die letzten Tagungen des Zentralkomitees der SED 1988/89. Abläufe und Hintergründe. In: Deutschland Archiv, H. 3/1993, S. 296 ff. Außerdem Hans-Herman Hertle/Gerd-Rüdiger Stephan: Das Ende der SED. Die letzten Tage des Zentralkomitees, Berlin 1997, S. 461 ff.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 101–115*

Hans-Otto Dill

Alexander von Humboldt – Reiseschriftsteller, Lateinamerikanist, Sozialwissenschaftler

Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 12. November 2009

Zu seinem 150. Todestag 2009 wurde Alexander von Humboldt in vielen Neueditionen, Biographien und Einzelstudien zum letzten Vertreter der Einheit von Natur- und Sozialwissenschaft und literarischer und wissenschaftlicher Kultur sowie Vorläufer der Globalisierung und der Wissens- und Informationsgesellschaft stilisiert.

Das greift jedoch zu kurz. Die Vita des 1769 in Berlin Geborenen erweist die Vielseitigkeit seiner Interessen und Neigungen. Er erwarb bei seinen Hauslehrern Kunth und Campe profunde Allgemeinbildung, war Schüler in Chodowieckis Malakademie, studierte Kameralistik in Hamburg, Geologie und Mineralogie in Freiberg, verschiedene Natur- und Sozialwissenschaften in Frankfurt und Göttingen und war Bergrat in Franken.

Weltberühmt wurde er durch seine Amerika-Reise 1799-1804 samt nachfolgenden Publikationen. In Lateinamerika gilt er als der Zweite Entdecker, nachdem ihn der kubanische Gelehrte Luz y Caballero zum *segundo descubridor de Cuba* proklamiert hatte. Onomastisch besteht eine magische Beziehung zwischen ihm und dem ersten Entdecker: Seine Marzahner Mutter entstammte der italienischstämmigen Hugenottenfamilie de Colomb (von Kolumbus).

Die welteinmalige Besonderheit der Reise bestand außer in ihrer ungewöhnlichen zeitlichen und räumlichen Erstreckung darin, dass er sie unter Verausgabung seines elterlichen Erbes in Expeditionen und Publikationen sowie für den Unterhalt seines Mitreisenden Botanikers Bonpland privat finanzierte. Im Unterschied zur heutigen kommerzialisierten Natur- und ideologisierten Sozialwissenschaft war er finanziell und also geistig unabhängig.

Während die amerikareisenden Spanier, Portugiesen, Franzosen und Italiener, die Weltumsegler Cook und Krusenstern mit militärischer Bedeckung fuhren, Feldforschung nur auf Reede, im Hafen, in Küsten- und Flussuferzo-

nen betrieben, explorierte er Urwälder und Gebirge des Landesinnern. Damit verzichtete er auf den Komfort der Passagiere erster Klasse wie der *Gentleman guest* Darwin mit Dienstboten und *Captain´s dinner*. Er befuhr 1200 km Orinoco, Magdalena und Amazonas im schwankenden Kanu, durchwanderte 1200 Kilometer Urwald zu Fuß unter Vernutzung von 16 Paar Stiefeln, bestieg den damals mit 6000 m als höchsten Berg der Welt geltenden Chimborazo bei ewigem Schnee und Minusgraden im blauen Gehrock ohne Seilschaft und Sauerstoffmaske, übernachtete in primitiven Eingeborenenhütten oder in der Hängematte unter freiem Himmel, unter Kannibalen, Vulkanausbrüchen, Erdbeben, Mückenplagen und Epidemien. Diese Reise wäre auch heute, mit Mobilfunk, Rücktrittsversicherung und Helikopter-Notdienst, ein Risikosportunternehmen. Doch geht es mir nicht um sein Abenteurer- oder Heldentum, sondern darum, dass er Natur und Mensch in ihrer unzivilisiertesten, brutalsten Realität direkt erlebte, was wesentlich seine soziale und wissenschaftliche Sensibilität formte und seine Themenwahl bestimmte.

Synkretismus von Literatur und Wissenschaft

Arago und Darwin monierten an seinem Tagebuch die romantisierende Darstellung. Doch er verband bewusst wissenschaftliche Begrifflichkeit und literarische Gestalt. Damit wollte er laut Ottmar Ette für breite Volksmassen verständlich schreiben und so Wissen demokratisieren. Mehr noch als diesem pädagogischen Motiv entsprach seine Schreibweise dem literarischen Genre des Reisetagebuchs, das sich bei der Wiedergabe von Fakten und realen eigenen Erlebnissen ästhetischer Mittel wie Anekdoten, Metaphern und farbiger Landschaftsmalerei bedient.

Humboldts früher Reisegefährte Georg Forster begründete dies Genre mit seiner *Reise um die Welt* über seine Weltumsegelung mit James Cook. Forsters Vater Johann Reinhold, ebenfalls Teilnehmer der Cook-Expedition, schrieb eine *Allgemeine Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten des Nordens* (1783). Humboldts Freund Adalbert von Chamisso, Poet und Biologe, verfasste einen autobiographischen Weltumsegelungsbericht. In Humboldts Umgebung spielte also Reiseliteratur eine große Rolle. Von seinen Vorbildern, Forsters aufklärerischem Diarium und Chateaubriands romantischem Journal seiner Nordamerikareise, unterschied ihn sein Bemühen, „scientistisch“ wahr zu sein. Zu seiner von Goethe beeinflussten Literarizität kamen seine eigenen Illustrationen als Maler und Zeichner und seine Förderung der Amerikareisen von Rugendas und Bellermann, mit Delacroix und Géricault, Begründer der Tropenmalerei.

Neben diesen stark literarisierenden Diarien schrieb er in Diktion, Begrifflichkeit und Methode rein wissenschaftliche Werke: *Kosmos*, *Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente der Eingeborenen Völker Amerika* und das Sklavenkapitel seines Kuba-Buches.

Komplementarität von Natur- und Sozialwissenschaft

Charakteristisch für Humboldt ist die Komplementarität von Natur- und Sozialwissenschaften. Er, der eine „naturwissenschaftliche Weltanschauung" an den Universitäten forderte, begründete sowohl Naturwissenschaften (Pflanzengeographie, Vulkanologie, Klimatologie*),* als auch Lateinamerika betreffende Sozialwissenschaften wie Ethnologie, Komparative Kosmologie, altamerikanische und lateinamerikanische Literatur-, Sprach-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Er erkannte die orale Literatur der Urwaldindios bereits als solche, wozu die professorale Lateinamerikanistik erst nach dem 2. Weltkrieg imstande war. „Aus heutiger Sicht wird deutlich, wie eng und letztlich untrennbar bei Humboldt die Erkenntnisse und Methoden des Historikers mit denen des Ökonomen, Ethnographen, Anthropologen und Soziologen verschmelzen", so Kossok (1969: 3).

Er war der erste transdisziplinäre Forscher nicht nur innerhalb der Natur- bzw. der Sozialwissenschaften, sondern in der Verbindung zwischen diesen beiden Hauptgruppen von Wissenschaftsdisziplinen. Im Reisejournal ist jede besuchte Lokalität Kreuzungspunkt natürlich-ambientaler und soziokultureller Objektbereiche. Mittels Kombination natur- und sozialwissenschaftlicher Deutungsmuster erklärte er als erster und bislang einziger die Unterschiede zwischen den Hochkulturen der Maya, Inka und Azteken einerseits und dem niedrigen Zivilisationsstand der „tropischen Urwaldindios andererseits. Er nennt letztere

„(...) die indolentesten, faulsten Menschen in Bezug auf Arbeit. (...). Aber diese Indolenz, von der wenig philosophische Personen so viel geschwatzt haben (...) kündet so wenig von Stupidität in ihnen wie der Müßiggang unserer großen Herren oder unserer Gelehrten, die nicht die Erde beackern, die niemals zu Fuß gehen und sich hinten und vorn bedienen lassen (…). Diese (Indios) bewegen sich nur dann, wenn Notwendigkeit und Bedürfnis sie dazu aufstachelt. Und welches Bedürfnis hat der Wilde im Urwald, wenn er von den Früchten der Bäume und den Bananen ernährt wird, die fast ohne sein Zutun wachsen?" (Humboldt 2003: 256)

Marx schrieb ähnlich, die „indolenten (...) freien niggers von Jamaica" begnügen sich, „das für ihren eigenen Konsum Notwendige zu produzie-

ren und als den eigentlichen Luxusartikel (...) die Faulenzerei selbst betrachten," denn Surplusarbeit über das Notwendige hinaus wurde erst später allgemeines Bedürfnis (MEW 23: 225).

Für Humboldt war der Hauptmotor der Zivilisierung des Urmenschen, also der Kulturgeschichte, der Zwang der *terrestrischen Naturbedingungen:*

„Noth zwingt zur Arbeit, Kälte ist Noth, und die Untermischung kalter unfruchtbarer Erdstriche„(…) hoher Plateau´s mitten unter die fruchtbarsten Tropenländer, hat gewiß den größten Einfluß auf (die) Menschenkultur in Amerika gehabt. So wie einzelne Menschenhorden, ausgestoßen, gezwungen, die Tropenlande zu verlassen, in nördlicheren Gegenden zu einer Kultur gelangt sind, welche sie in der zu keiner Arbeit anreizenden /alles von selber darbietenden Tropenwelt nie gewonnen hätten (…), so (haben) diese Horden, im Norden gebildet (…), die Palmenwelt (...) wiederaufgefunden, und von der Höhe herabsteigend (…) haben sie ihre Kultur und Bedürfnisse den ärmeren, ursprünglich unthätigeren Nachbarn aufgedrängt. Solchen Einfluss auf Menschenglück und Menschenbildung hat die Unebenheit der Erdfläche, dies ist der moralische Einfluss der Berge!" (Humboldt 2003: 96f.)

Die moderne Anthropologie erklärt ähnlich die Entstehung des *homo sapiens sapiens* aus der Aufwölbung des äthiopisch-kenianischen Hochlandes mit nachfolgender Zweiteilung Schwarzafrikas in die tropischen Regenwälder im Westen und das Wald-Savanne-Gemisch im Osten als "wichtiger Faktor für die Entstehung der Hominiden, die sich durch Werkzeugproduktion (...) den veränderten Bedingungen und Klimasprüngen anpassen mussten." (Lanius 2009: 13f.). Die Indios Amerikas verließen laut Humboldt ihre tropische Heimat ebenfalls wegen eines Klimawandels, indem sie in die gemäßigten Gebirgszonen der Anden bzw. des mexikanischen Hochlands umsiedelten, ihre Existenz statt durch nomadisierendes Jagen und Sammeln durch Sesshaftwerden und Agrikultur fristen mussten,

„(so ...) dass vor der Conquista in den Ländern, wo kalte und heiße Erdstriche abwechseln (Neu-Granada, Mexiko, Peru), die Einwohner zu höherer Geisteskultur gelangt waren als in den heissen, einförmigen Ebenen (...), wo die Natur unerzwungen alles von selbst erzeugt, und wo die Gebirge nicht hoch genug sind, um ihre Bewohner zur Arbeit und zur Bekleidung zu zwingen." (Humboldt 2003: 97)

Für Humboldts Vordenker Herder konnte die europäische Zivilisation samt subsequentem Kapitalismus nur im atlantischen Nordwesten aufkommen, wo der von ihm erwähnte Wechsel warmer und kalter Jahreszeiten den Menschen außer zu Bekleidung und Textilindustrie auch zur Vorratsbildung

als antediluvianischer Form von fixem Kapitel zwang. Die Ursache der imperialen Überlegenheit des Abendlandes sah Humboldt also in den Naturbedingungen, nicht in angeborener Superiorität. Damit leistete er einen bislang nicht gewürdigten Beitrag zur Frühgeschichte Amerikas und der menschlichen Zivilisation.

Zu den von ihm aufgegriffenen sozial-naturwissenschaftlichen Problemen gehört die Umweltzerstörung, die erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts allgemein thematisiert wird. Die europäischen Einwanderer beschuldigt er, den Regenwald mit sinistren Folgen massiv abzuholzen:

„Zerstört man die Wälder; wie die europäischen Siedler aller Orten in Amerika mit unvorsichtiger Hast tun, so versiegen die Quellen oder nehmen doch stark ab. Die Flußbetten liegen einen Teil des Jahres über trocken und werden zu Strömen, sooft im Gebirge starker Regen fällt. Da mit dem Holzwuchs auch Rasen und Moos auf den Bergkuppen verschwinden, wird das Regenwasser in seinem Ablauf nicht mehr aufgehalten, statt langsam durch allmähliches Versickern die Bäche zu speisen, zerfurchen es in der Jahreszeit der starken Regenniederschläge die Berghänge, schwemmt das losgerissene Erdreich fort und verursacht plötzliche Hochwässer, welche nun die Felder verwüsten.“ (Humboldt, zit. nach Osten 1999: 79)

Das Humboldtsche Zusammendenken von Sozial- und Naturwissenschaft zeigen auch seine *Pittoresken Ansichten der Cordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas,* in denen er Homologien zwischen den von ihm als Naturwissenschaftler beschriebenen andinischen Bergen und Felsen und der von ihm als Kunstwissenschaftler untersuchten indigenen Architektur und Skulptur statuiert. Letztere drücken in ihrer Überdimensionalität ihm zufolge die Habituierung des Indio an den Anblick der gewaltigen Natur aus.

Laut Humboldt schufen Inkas und Azteken keine *Kunstwerke,* sondern *Monumente*. Kunstcharakter schrieb er dagegen griechischen Tempeln und Statuen zu, doch nicht wegen ihrer Europäizität, sondern wegen der Polisdemokratie und Freiheit der Individuen, die das kunstspezifisch Spielerische, Ludische und Dekorative gestatteten, während er den indianischen Werken die Unfreiheit der theokratischen Diktaturen sowie die rigide funktionale Subsumtion unter religiös-rituelle Zwecke anmerkte. Die altperuanische Theokratie und mexikanische Monarchie, schreibt er,

„(…) haben dazu beigetragen, den Monumenten, dem Kultus und der Mythologie zweier Bergvölker (Inka und Azteken, HOD) jenen trüben, dunklen Charakter zu verleihen, der im Gegensatz zu den Künsten und den süßen Fiktionen der Völker Griechenlands steht.“ (Humboldt 2004: 16).

Humboldts Unterscheidung zwischen indigener Monumentalität und griechischer Kunst ist also keine *phänomenologische* eurozentristische Inferioritätszuweisung an erstere, sondern *funktionale* Differenzierung zwischen zwei verschiedenen politischen Regimes mit unterschiedlichen historischen Entwicklungsniveaus. Europäer mit den gleichen Naturbedingungen wie die Griechen, aber ohne deren Demokratie haben wie die Indios laut Humboldt ebenfalls nur *Monumente*, aber keine *Kunstwerke* wie die Hellenen hervorgebracht – eine subtile funktionale Differenzierung zwischen Monument und Kunst.

Humboldt als Begründer der Sozialgeschichtsschreibung Lateinamerikas

Humboldt sehe ich als Begründer der empirischen Sozialgeschichtschreibung Lateinamerikas an, vor allem der Kolonialismusforschung, zu einer Zeit, da man den Kolonialismus als zivilisatorische Tat Westeuropas apologisierte. Er nahm die laut Ette zweite Beschleunigungsphase des abendländischen Modernisierungsprojekts – der Globalisierung – als weltherrschaftliche Kolonialexpansion Englands und Frankreichs wahr. Wie für Herder und Kant war Europa auch für ihn Synonym für Kolonialismus. Weder in der heutigen Europaeuphorie noch in der Globalisierungsmythologie, die beide Kolonialismus nur als geographische Erstreckung des Okzidents betrachten, wird Humboldts massive Europaschelte erwähnt.

Ein Merkmal europäischen Kolonialismus sieht er im *Genozid* an nichteuropäischen Völkern. Als Archäologe folgt er seinen Spuren: auf den Kanarischen Inseln betrachtet er die Guanchen als erste Opfer spanischer Kolonialexpansion im 14. Jahrhundert, als deren Fortsetzung er den Völkermord an den Kariben sieht. Er notiert: „Traurig die Reste von Menschensiedlungen, Obstbäume etc. (...) schöne ausgegrabene Statuen: so hat man die Indianer ausgerottet, in Minen, als Lastthiere und als ärmste Klasse“ (Humboldt 2003: 143).

Wie Herder denunziert er den europäischen Kolonialismus als Verursacher der Rückständigkeit der Kolonien, weil er deren Eigenentwicklung verhinderte:

„(...) die Idee der Kolonie selbst (ist) eine unmoralische Idee (…), eines Landes, in welchem der Gewerbefleiß, die Aufklärung sich nur bis zu einem bestimmten Punkt entwickeln dürfen, jenseits dieser Grenze würde sich eine zu starke, wirtschaftlich zu selbständige Kolonie unabhängig machen (...)“ (Zit. nach Osten 1999:121)

Wichtiger Teil seiner Sozial- und Wirtschaftsgeschichtsschreibung Lateinamerikas ist die Darstellung der Negersklaverei. Ihr Anblick empöre einen „überall, wohin europäische Kolonisten ihre sogenannte Aufklärung und ihre Industrie gezogen haben“ (Humboldt 1995: 47). Zur Praxis, Sklaven die Initialen ihres Herrn einzubrennen, schreibt er „So behandelt man Menschen, die anderen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens ersparen.“ (ibd.: 80)

Im *Politischen Essay über die Insel Kuba* belegt er statistisch die hohe Mortalität der Sklaven. Das entsprechende Kapitel wurde bei der USA-Übersetzung wegen der Auseinandersetzungen über die Sklaverei zwischen den Nord- und Südstaaten unterschlagen. In seinem Protest gegen diese Kastrierung in der *New York Daily Times* vom 12. August 1856 schrieb er: „Diesem Teil meines Werkes messe ich mehr Bedeutung bei als irgendeiner meiner astronomischen Beobachtungen, Experimente über die magnetische Intensität oder Statistiken” (Humboldt 2001: 268). Diese Polemik beeinflusste Lincolns Entschluss, die Sklaverei aufzuheben. Der Rassist Napoleon fertigte Humboldt einmal beleidigend ab – „Humboldt, Sie sind Botaniker, meine Frau botanisiert auch!“–, weil ihm dieser wegen dessen Gegnerschaft zur Sklaverei verhasst war. Er besetzte die Karibik 1802-1804 und ließ Zehntausende durch die Revolutionsgesetze von 1791 befreite Schwarze guillotinieren bzw. in die Sklaverei zurückkartätschen.

Auch ist für Humboldt, den Physiokraten und Schüler von Adam Smith, die Sklaverei unrentabel:

„Hier (in Ecuador, HOD) sind die einzigen Faulpelze die Weißen. (...) Überall Arbeit, auch spinnende und strickende Indianerinnen. Wie sehr würde diese Industrie doch zunehmen, wenn die Indios dadurch stimuliert werden würden, dass sie die Früchte ihrer Arbeiten genießen könnten. Aber ach! Sie sind Sklaven, ohne Freiheit, ohne Eigentum und ohne Produktionsinstrumente“ (Humboldt 2003: 217).

Den Anstoß für seine Kritik des Kolonialismus gab meiner Ansicht nach sein Tegeler Lehrer, Joachim Heinrich Campe, nachmals Pädagoge am Dessauer Philanthropicum, mit Washington und Schiller Ehrenbürger der Französischen Revolution. Er hatte bei seiner Übersetzung und Bearbeitung von Defoes *Robinson Crusoe* Zwischentexte eingefügt, in denen Schulkinder das Abschlachten gefangener Indios durch Robinson kritisch hinterfragen. Mit Sicherheit erzog er seinen Zögling Alexander im gleichen antikolonialistischen Geist.

Zu Humboldts Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Lateinamerikas gehört auch der Verweis auf die Enteignung der Indios von ihren Äckern:

„So haben die vornehmen Familien in Popayán und vorher die Jesuiten durch tausenderlei Ränke die Indianer (…) um ihre Äcker bringen können, und diese unglücklichen Indianer, die alten, rechtmäßigen Herren des Landes, sind auf die höchsten und kältesten Bergrücken verwiesen, wo der Reif ihre Kartoffeln und Kohl und Zwiebeln tötet, während sie auf ihren ehemaligen Gütern im milderen Klima die schönsten Weizenähren blühen sehen.“ (Humboldt 2003: 143)

Es folgt die für sein komparatistisches Denken typische Europa-Analogie:

„Aber so in allen Weltteilen: Unser deutscher Adel sind die Barbaren, welche in der Völkerwanderung vom Schwarzen Meer eindrangen, und die ehemaligen rechtmäßigen Besitzer sind unsere unglücklichen Bauern, welche man in Mecklenburg von ihren Gütern vertreibt“ (ibd.: 143).

Demzufolge wären die Bauern Mecklenburgs und Lateinamerikas die rechtmäßigen Eigentümer ihrer Ländereien und Bodenreformen legale Restituierungen. Heute wird allerdings die Vertreibung und Enteignung der Indios im brasilianischen Amazonas, der Mapuches in Chile sowie der Maya und Tojolabales in Mexiko fortgesetzt.

Humboldt begründete ferner die Forschung zur Lage der arbeitenden Klasse in Lateinamerika. Er schreibt über eine Textilfabrik:

„Man (...) behandelt die unglücklichen Indianer und andere Farbige, die dort arbeiten, schrecklich. Die Fabriken scheinen Gefängnisse. Der Torwächter, der an einen Gefängnisschließer erinnert, öffnet uns das Tor, das immer mit Schlüssel verschlossen bleibt. Es gibt nichts Schmutzigeres, Stinkenderes, Finstereres, Ungesunderes als die Werkhallen. Grosse Haufen menschlicher Exkremente mitten auf dem Hof. Die Männer sind alle nackt und mager, niedergedrückt. Man sperrt sie die ganze Woche über ein, und trennt sie von ihren Frauen. Die Peitsche tanzt auf ihrem Rücken.“ (Humboldt 2003: 361).

Die juristisch freien Arbeiter seien realiter Sklaven, weil sie nie den Lohnvorschuss abarbeiten können und stets Schuldner der Fabrikanten ohne Kündigungsrecht bleiben. Diese *Schuldknechtschaft* wurde erstmals in den Bergarbeitererzählungen Baldomero Lillos *Sub terra* 1904, hundert Jahre nach Humboldt, thematisiert und existierte bis etwa 1950 in Chile, Peru und Ecuador weiter.

Ähnlich beschreibt Humboldt technologisch und sozialpolitisch die Schwerstarbeit der Ruderer auf Orinoco und Magdalena und den Werktag kolumbianischer Bergleute. Besonders erwähnt er die menschlichen *caballos*,

Pferde genannte Träger, die, oft auf allen vieren die Steiger auf ihrem Rücken durch die Stollen transportieren. Humboldt, der sich niemals von anderen Menschen tragen ließ, weil es der Menschenwürde widerspräche, sagte zu seinem *caballo*: pass auf, schnall deinen Tragstuhl auf meinen Buckel, und ich trage dich durchs Bergwerk – „der Mensch machte große Augen und dachte, ich sei verrückt", Humboldt 2003:133). Am Ende gingen bzw. krochen Humboldt und das *Pferd* durch die Stollen.

Diese Ansichten und Verhaltensweisen sind für das Jahr 1800 etwas völlig Neues, sehen lateinamerikanische Verhältnisse nicht nur im Geist der Aufklärung, sondern im Vorgriff auf den Vormärz, das Junge Deutschland, auf Büchners *Wozzek* und Heines *Die schlesischen Weber*. Diese Sensibilisierung hatte er durch seine empirische Kenntnis der Lage der Bergarbeiter in Franken erworben, auf welche Biermann und in jüngerer Zeit Gayet und Krütz verwiesen. Gayet schreibt vom Bergrat Humboldt: „Er interessiert sich auch näher für die soziale Lage der Bergarbeiter (...) Sein soziales Gewissen ließ ihn nie ruhen" (Gayet 2006; 61). Er habe sich mit „unvorstellbarer Arbeitsenergie" für die Verbesserung ihres Loses eingesetzt, denn das Leben der Arbeiter sei damals sehr gefahrvoll und ihre Gesundheit wegen der Verhältnisse in den Minen erschreckend schlecht gewesen. Ähnlich äußert sich Krütz, der Humboldt einen „Revolutionär" nennt (Krütz 2000: 46). Ohne die vorherige Sensibilisierung im deutschen Bergbau wäre Humboldt an den Sozialverhältnissen in der Neuen Welt so achtlos vorübergegangen wie Darwin (vgl. Darwin 2004, Engel 2007) oder Graf Keyserling (1919) in ihren südamerikanischen Tagebüchern.

Indem sie dieses soziale Engagement Humboldts herausstellten, hätten DDR-Forscher laut Nicolaas Rupke diesen kurzerhand als „berühmtesten sozialistischen Naturwissenschaftler vereinnahmt". Diese Behauptung ist reine Erfindung Rupkes: die Berliner und Leipziger Forscher machten ebenso wenig wie Gayet und Krütz aus Humboldt einen Sozialisten. Im Gegenteil: der repräsentative DDR-Lateinamerikanist Kossok bezichtigte Humboldt, nicht einmal ein „Revolutionär jakobinischen Formats wie sein Freund und Vorbild Georg Forster geworden zu sein" (Kossok 1969: 2), Kein seriöser, schon gar kein dogmatischer SED-Historiker hätte zudem Humboldt als Sozialisten hingestellt, da dieser Begriffe wie Kapitalismus, Sozialismus, Ausbeutung, Klassenkampf weder kannte noch benutzte und nie an den bestehenden Gesellschaftsordnungen zweifelte.

Ich meinerseits vermute jedoch anders als Rupke und Kossok eine starke Nähe Humboldts zum Sozialismus, aber in anderer Begrifflichkeit als diese,

die unter Sozialismus nur den marxistisch-kommunistischen Typ verstehen. Humboldt schrieb seinerzeit: „Die Annalen der Geschichte erinnern an große Revolutionen, Eroberungen und andere Geißel, aber sie lassen uns nur weniges über das mehr oder minder klägliche Schicksal der ärmsten und zahlreichsten Klasse der Gesellschaft“ wissen (Humboldt 2003: 140 f). Hier zitiert er in wegen der Zensur anonymisierter Form wörtlich Saint-Simon, der die Arbeiter “la classe la plus pauvre et la plus nombreuse“ nannte. Humboldt hatte Sympathien für Saint-Simons utopischen Sozialismus, ebenso wie Varnhagen, sein engster Freund und Gesinnungsgenosse, dem er selber nach eigenem Eingeständnis „blindlings“ folgte (Humboldt 1860: 271; vgl. Varnhagen „Über den Saint-Simonismus“, in: Varnhagen von Ense 1984: 85-89). Offenkundig empfand er auch Solidarität für den (nichtmarxistischen) aus Preußen ausgewiesenen Sozialisten Lassalle, dessen Schriften er kannte, und für dessen Bleiberecht er sich – vergeblich – einsetzte.

Hierfür ist der frühe Einfluss seines Präzeptors, des Jakobiners Georg Forster zu veranschlagen, der mit ihm 1790 ins revolutionäre Paris fuhr, wo Humboldt mit der Handkarre Erde zum Bau des Tempels der Freiheit heranschaffte, wie er am 5. Januar 1791 in einem Brief schrieb[1].

Im Allgemeinen wird die subversive, regierungs- und systemkritische Haltung Humboldts infolge oberflächlicher Lektüre seiner Lateinamerikaberichte und in Unkenntnis seiner bekenntnishaften Briefe an Varnhagen – deren Publikation der Herausgeberin Ludmilla Assing nicht zufällig juristische Verfolgung bescherte – ignoriert oder bagatellisiert, so durch den von Rupke beifällig zitierten Konetzke („he was neither a revolutionary nor a republican”, Rupke 2005: 139).

Von aufklärerischer Toleranz zur modernen Alteritätsthese

Seine Analyse des Kolonialismus führt ihn notwendig zur Verurteilung des Eurozentrismus. Er vermied den europerspektivischen Terminus „Entdekkung“, und korrigierte: „besser gesagt (infolge) des ersten Einfalls der Spanier“ (Humboldt: 2003: 12). Im Geiste von Holbach-Dumarsais´ *Essai sur les préjugés* polemisiert er gegen die europäischen Vorurteile gegenüber Lateinamerika, gegen Hegels Behauptung, die Menschen, Pflanzen und Tiere des „geschichtslosen“ Amerika seien rachitisch, da dort keine Rinder, Pferde und

1 Le spectacle des Parisiens, leur ressemblement national, celui de leur temple encore inachevé pour lequel j´ai transporté moi-meme du sable, tout cela flotte dans mon ame comme un rêve. (zit.nach Gayet 2006: 37).

anderes Großvieh existieren. Auf Hegel gemünzt ist die Bemerkung: auf ihn wirke „das Behaupten rein falscher Tatsachen und Ansichten über Amerika freiheitsraubend und beängstigend“ (zit. nach Osten 1999:180). Hegel hatte sich seine Desinformationen bei dem holländischen Abbé Corneliusz de Pauw angelesen, der in seinen *Recherches philosophiques sur les Américains* (1768/69) – wie der Schotte Robertson in *History of America* (1777) und der Franzose Raynal in *Histoire philosophique et politique des deux Indes* (1777) – Amerika als inferior diskriminierte. Humboldt betont daher polemisch die Größe Amerikas im Unterschied zum zwergenhaften Europa oder stellt beide gleich:

„Was ich auch Romantisches und Grandioses (in Europa, HOD) gesehen habe, alles findet sich in den Kordilleren versammelt. Jahrhunderte würden nicht genügen, die Schönheiten zu betrachten und die Wunder zu entdecken, welche die Natur dort über zweitausendfünfhundert Meilen erstreckt hat (...)“ (Humboldt 2004: Schlussseite).

Er kritisiert namens der aufklärerischen Toleranz jeden Fanatismus: „Die Europäer sind außerhalb ihrer Länder so barbarisch wie die Türken und schlimmer, weil fanatischer“ (Humboldt 2003: 272). Für Humboldt, der auf Lateinamerika bezogen schrieb, „dass von allen existierenden die christliche (Religion) diejenige ist, unter deren Maske die Menschen am unglücklichsten werden;“(ibd.: 802), ist Lateinamerikas tragische Geschichte das unheilvolle Werk der Kolonisierung durch katholische Missionen mit ihrem Autoritarismus, ihrer blutigen Unterdrückung der Indios[2], obwohl er auch Mönche kannte, „welche mehr thun, als den Indianern den Unsinn der christlichen Mythen aufzudrängen“ (ibd.: 94/95).

Seine Solidarität galt den diskriminierten Juden: er pflegte freundschaftlichen Verkehr mit Rahel Varnhagen, den Mendelssohns, nahm an der Bestattung von Moses Mendelssohn teil, setzte sich für Heinrich Heine und Giacomo Meyerbeer ein und verhinderte ein Gesetz zur Rücknahme der Judenemanzipation. Als Vorkämpfer religiöser Toleranz und entschiedener Gegner von Rassismus und Antisemitismus wurde er deshalb mit Recht nach Holocaust und faschistischem Rassenwahn im Nachkriegsdeutschland eine moralische Instanz.[3] Manfred Osten (1999: 19) schreibt ihm mit Recht eine

2 Dabei übersah er das humanitäre Jesuitenregime in Paraguay sowie die Tatsache, dass die schärfsten Kritiker des Kolonialismus hochstehende Kleriker, der protestantische Superintendent Herder und der katholische Bischof Las Casas, waren.

3 Rupkes Metabiographie lastet bei der Gegenüberstellung der Humboldtbilder beider Nachkriegsdeutschlands der Ostseite einen kleinen Exnazi, Herbert Scurla, freier Schriftsteller

Biographie zu, „die uneingeschränkt auch heute noch als Paradigma taugen könnte gegen jede Form von Sklaverei, Rassismus und Fremdenhass“.

Leider wird Humboldts Toleranzgebot bis heute von der herrschenden Globalisierungs- Politik nicht beherzigt. Herta Däubler-Gmelin, ehemalige Bundesministerin der Justiz, schrieb, das BRD-Grundgesetz sei durch den Paragraphen 16a samt innenministerieller Durchführungsbestimmungen zu einem „Monster an Fremden-, Migranten- und Asylantenfeindlichkeit“ geworden (Däubler-Gmelin 2ß09: 24).

Humboldt überführte die religiös-philosophische Toleranz der Aufklärung in ethnokulturelle, in die Anerkennung der *Alterität* anderer Völker und Kulturen und ihres Rechts auf Anderssein, und nahm so heutige Debatten vorweg:

„Nichts ist schwieriger, als Nationen zu vergleichen, die in ihrer gesellschaftlichen Vervollkommnung verschiedenen Wegen gefolgt sind. Die Me-

---

und Blockparteimitglied, als faschistisches Erbe mit Verallgemeinerungscharakter an, wogegen er im Westen ein „entnazifiziertes“ Humboldtbild des „Judenfreunds Humboldt“ herauskehrt. Unerwähnt bleibt, dass im deutschen Osten eine jüdische, ins Exil getriebene Intelligenz (Abusch, Seghers) oder von den Nazis zum Tode verurteilte Hitlergegner wie der Kossok-Lehrer Walter Markov das Humboldtbild bestimmten. Unerwähnt auch, dass im Westen Deutschlands, wo als ranghöchster Beamter Hans-Maria Globke, der NS-offizielle Kommentator der Nürnberger Rassengesetze, wirkte, in Humboldtforschung und Hispanistik notorische Altnazis und Antisemiten in akademischen Ehren standen. Der von Rupke zustimmend gegen Kossok zitierte Kölner Humboldtforscher Konetzke diente sich während des Holocausts den Nazis durch „eindeutig völkische Tendenz“ an, zog „alle Register einer antisemitischen Sprache“ bei seiner „wohlwollenden Schilderung antijüdischer Maßnahmen der Westgoten“ (Sáez-Arance 2005: 25, 27f.). Der bis in die 90er Jahre als Humboldtherausgeber aktive Meyer-Abich baute ein „negerfreies“ Tropeninstitut in der Dominikanischen Republik auf, zu dessen Absicherung er die Entsendung von SS -(!), und Arbeitsdienstmännern verlangte (Brahm 2005: 42): Das von Rupke zitierte Humboldt-Lob durch Heuss wirkt schal, insofern der damalige Bundespräsident für die Ermächtigungsgesetze Hitlers im Reichstag stimmte und sich rühmte, das Führerprinzip bereits vor 1933 im *Werkbund* eingeführt zu haben. Der als Humboldtianer apostrophierte Physiker Heisenberg wurde von seinem dänischen Freund Niels Bohr verdächtigt, aus Ehrgeiz dem Hitlerstaat dienende Projekte zu betreiben (s. Röseberg 1985: 237).

Statt des stumpfen Kommisskopfes Faupel, Direktor des Berliner Ibero-amerikanischen Instituts, der 1945 Selbstmord beging, hätte Rupke dessen für die NS-Auslandsarbeit verantwortlichen Stellvertreter Joachim von Merkatz erwähnen sollen, unter Adenauer Minister und Träger hoher Franco-Auszeichnungen.

Wie soll man ein solches totales metabiographisches Verschweigen der braunen Vergangenheit prominenter BRD-Humboldtianer moralisch und wissenschaftlich bewerten? Sein Bespötteln der Humboldtverehrung durch den Juden Abusch, der die DDR-Verfassung lobte, weil sie den Rassismus kriminalisierte, wirkt vor dem Hintergrund des Holocaust geschmacklos, und man fragt sich, warum der Holländer den DDR-Marxismus als Ersatz für arische NS-Genealogie apostrophiert, wo doch nicht dort, sondern in Westdeutschland die Arisierer Karriere machten?

xikaner und die Peruaner dürfen keinesfalls nach Prinzipien aus der Geschichte der Völker beurteilt werden, die unsere Bildung unablässig in uns wachruft. Sie sind ebenso sehr von den Griechen und Römern entfernt, wie sie den Etruskern und Tibetanern nahe stehen." (Humboldt 2004: 15)

Das Aztekenvolk habe ein Recht darauf, schreibt er,

„(…) dass man es für fortgeschrittener einschätzt als Pauw, Raynal und selbst Robertson (...), denn sie nennen barbarisch jedes Stadium des Menschen, das sich vom Kulturtyp entfernt, den sie sich nach ihren eigenen System-Ideen gebildet haben; für uns aber können solche tiefen Unterscheidungen zwischen barbarischen und zivilisierten Völkern nicht existieren." (zit. nach Labastida 1999: XII)

Sein Beharren auf der Gleichwertigkeit der Drittweltländer gegenüber dem Okzident ist Ergebnis seiner in Lateinamerika empirisch gewonnenen Erkenntnis von der anthropologischen Einheit und Gleichheit des Menschengeschlechts. Diese begründet er mit der heute allgemein verbreiteten These von der gemeinsamen afrikanischen Herkunft aller Menschen und mit der Gleichheit der indianischen, antiken und biblischen Ursprungs-Mythen sowie mit dem prinzipiell ähnlichen Verlauf der Geschichte aller Völker. Die Unterschiede zwischen Okzident und Lateinamerika ergeben sich für ihn daraus, dass dieselben Etappen, die der Westen bis zur Moderne durchlief, in Amerika in zeitlicher Verzögerung eintraten, weshalb dort archaische Zeiten mit der Moderne koexistieren. Die ersten Lateinamerikareisenden entdeckten an den Eingeborenen Züge, die die Griechen laut Humboldt den Menschen der Vorzeit beilegten. Bei ihrer Lektüre glauben wir, schreibt er, „wie durch die seit langem vergangenen Zeiten zu wandern, denn die amerikanischen Horden sind in ihrer primitiven Einfachheit für Europa eine Art Antike, der wir wie unseren Zeitgenossen gegenüberstehen." (Humboldt 1975: 373) Das spanische Kolonialreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts vergleicht er dagegen mit dem europäischen Mittelalter und Beginn der Neuzeit, „weil es in allem der Unwissenheit und Finsternis des 16. Jahrhunderts gleicht" (ibd., 242). Zu diesen historischen Unterschieden kommen die kulturellen, die Humboldt wie oben beschrieben auf die Verschiedenheit der natürlichen Ambientes zurückführt. Das alles veranlasste ihn zur Anerkenntnis sowohl der substantiellen Gleichheit der Menschen aller Ethnien als auch ihres Andersseins.

Humboldts Fundamentalkritik am kolonialistischen Europa und seine Vision einer Welt gleichberechtigter Völker ohne Rassismus und Eurozentrismus sollten Hauptinhalte der Globalisierung werden, will man ihn als ihren Vorläufer in Anspruch nehmen.

Benutzte Literatur

Brahm Felix; (2005): „Das Deutsch-Dominikanische Tropenforschungsinstitut 1937-1940.“ In: *Der Nationalsozialismus und Lateinamerika*. Berlin: IAI, H.1,, Bd. 12,. 39-47

Däubler-Gmelin, Herta (2009): „Kommentar in *Kunst und Kultur,* 3, S. 24

Darwin, Charles (2004): *Charles Darwin`s notebooks from the voyage of the Beagle*. Cambridge; Cambridge University Press

Engels, Eva-Marie (2007): *Charles Darwin.* München: C. H. Beck

Ette, Ottmar (o. J.): *“*Das Mobile des Wissens Alexander von Humboldts Foren der Kultur und das Humboldt-Forum“, *in:* Stiftung Zukunft. Berlin. Zukunftsmodell, Humboldt-Gespräche 1, Potsdam

Gayet, Mireille (2006): *Alexandre de Humboldt Le dernier savant universel*. Paris : Vuibert-Adapet

Hartke, Werner (1969): Vorwort zu: *Alexander von Humboldt, Festschrift aus Anlaß seines 200. Geburtstages,* Berlin; Akademie Verlag, XI-XIV

Humboldt, Alexander von (1860) (Hg. Ludmilla Assing): *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense* (2. Aufl..) Leipzig: Brockhaus

Ders. (1975) *Südmerikanische Reise.* Berlin: Safari Verlag

Ders. (1999): *Über die Freiheit des Menschen. Auf der Suche nach Wahrheit* (Hg. Manfred Osten) Frankfurt-Main /Leipzig: Insel Taschenbuch

Ders. (2001): *The Island of Cuba* (Trad. J. S. Thrasher). Princeton: Markus Wiener Publishers. (Introduction: Luís Martínez Fernández)

Ders.: (2003) (Hg. Margot Faak): *Reise auf dem Magdalena. durch die Anden und Mexico*. T. 1. Berlin: Akademie Verlag

Ders. (2004): *Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente der Eingeborenen Völker Amerika.s.* Frankfurt/Main: Eichborn

Kossok, Manfred (1969): „Alexander von Humboldt und der historische Ort der Unabhängigkeitsrevolution Lateinamerikas.“ In: *Alexander von Humboldt wirkendes Vorbild für Fortschritt und Befreiung der Menschheit.* Berlin: Akademie Verlag, 1-26

Krütz, Otto (2000): *Alexander von Humboldt. Wissenschaftler, Weltbürger, Revolutionär.* München: Callweg (2. Aufl.)

Labastida, Jaime (1999): *Humboldt Ciudadano universal*. México; siglo XXI editores

Lanius, Karl (2009): „Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?“, In: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 102,, 7-42

Marx, Karl (1974): Grund*risse der Kritik der Politischen Ökonomie.* Berlin: Dietz Verlag

Meyer-Abich. Adolf (1995)*: Einführung zu:* Humboldt, Alexander von*: Vom Orinoko zum Amazonas. Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents* (9., unveränd. Aufl.): Wiesbaden: Heinrich Albers Verlag, 8-28

Röseberg, Ulrich (1985): *Niels Bohr- Leben und Werk eines Atomphysikers*. Stuttgart; Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft

Rupke, Nicolaas A. /(2005): *Alexander von Humboldt. A Metabiography*. Frankfurt am Main: Peter Lang

Sáez-Arance, Antonio (2005); *"*Das Frühwerk Richard Konetzkes und der Nationalsozialismus*"*. In: *Der Nationalsozialismus und Lateinamerika*, Berlin: IAI, H.1, Bd. 12, 23-34

Schwarzhaupt Hoffmann, Gabriele (1984): „Vigencia de Alexander von Humboldt°. In: *Academia* 19, Santiago de Chile. 217-244 ,

Starbatty, Jürgen (1990): Nachwort zu: Alexander von Humboldt: *Die Reise nach Südamerika.* Göttingen: Lamuv, 354-359

Varnhagen von Ense, Karl August (1984): *Kommentare zum Zeitgeschehen.* Leipzig: Reclam

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 117–144*

Winfried Engler

Transitive oder intransitive Zeichen

Theorien postmoderner Tiefenlosigkeit [1]

Vortrag vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 11. März 2010

Ein Merkmal postrevolutionärer Weltmodelle ist seit 1789 die Neujustierung von Kategorien und Kriterien in immer kürzeren Intervallen. Die Geisteswissenschaften verfolgen diese Tendenz bei den sich konstituierenden, noch nicht etablierten positivistischen Sozialwissenschaften seit Auguste Comte, der französischen Rezeption von Evolutionsmodellen seit Charles Darwin und der Physiologie, die seit Claude Bernard mit klinischen Methoden die Charakterkunde als Passepartout nicht nur der literarischen Moralistik entwertet. Neue Prinzipien orientieren die Debatte, *Poetizität* oder *Literarizität* und *Theorie* ersetzt kunstphilosophisch fundierte Normativität, die seit der Aristoteles- und Horazrezeption unangefochten gilt, bis die Kulturrevolution als Emanzipation und damit Vollendung der politischen Revolution gefordert wird.[2] Strittig werden dadurch Teilaspekte wie der Bezug des Akts der Codierung eines Textes zur pragmatischen Decodierung, ferner die Aufmerksamkeitsleistung des Adressaten, der, soweit er unterrichtet ist, sowohl den Kontext der Entstehung des ihm vorliegenden Werks als die historische Situation seines aktuellen Lesevorgangs abstimmt, um durch die Lektüre Textsinn zu konstituieren.[3]

1 Überarbeiteter Text des Vortrags vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften, angereichert um wertvolle Hinweise aus der Diskussion.

2 Tzvetan Todorov figuriert mit der Anthologie russischer Formalisten, *Théorie de la littérature* (1965), als relevante Referenz, um die Hermeneutiklastigkeit theoretischer Ansätze zu neutralisieren und durch die Bindung der Literarizität an Aussageintentionen Autor, Figur, Adressat, Text, Architext und Kontext zu thematisieren. Namentlich Gérard Genette (*Palimpsestes*, 1982) betreibt die Ausdifferenzierung dieses Projekts.

3 Zu diesem Problem der „Horizontverschmelzung“ siehe Hans Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt a.M. 1970, 185 ff. Zum späteren Jauß der „Horizontvermittlung“ siehe kritisch Joachim Küpper: *„Grenzen der Horizontverschmelzung. Überlegungen zu Hermeneutik und Archäologie*“, in: Werner Helmich et al. (Hrsg.): *Poetologische Umbrüche. Romanistische Studien zu Ehren von Ulrich Schulz-Buschhaus*, München 2002, 428–451, hier 434.

Orientierungsinstanz Zola

Der erste Schriftsteller, der seine Anthropologie radikal modernisiert („la formule de la science moderne appliquée à la littérature“) und zur Beglaubigung des „roman expérimental“ umfangreiche Metatexte liefert, ist Zola. Fiktion und Theorie entwickeln von nun an ungleiche, indessen gleichwertige Diskurse; Robbe-Grillet steht seit den 1950er Jahren dafür. Dass Zola die fast zeitgleich von Flaubert praktizierte ironisierte Mimesis als Schock illusionsloser Erzählform mit illusionsbelasteten und illusionsbelassenen Figuren nicht fortschreibt, versteht sich, da sein Großprojekt, Pandämonium des *Second Empire*, durch wechselseitige *mise en abyme* Bilder der Erkrankung einer Sippe und einer politischen Clique als Stationen eines operettenhaften Reichs des Untergangs ineinander projiziert; signifikantes Verb der Perversion ist „décomposer“. Es ist den biologischen und ethischen Diskursen der komponierenden Instanz wie der Figurenperspektiven unterlegt. Im Stil Balzacs erzählt und kommentiert in ungebrochener Allwissenheit ein Erzähler. Seine Stimme verbürgt über die Wahrscheinlichkeit hinaus Authentizität der erzählten Welt und bestätigt, anscheinend naturalismuswidrig, dass Eros und Thanatos zeitentbunden wirken, weil immer noch Chronos den Mythos nicht regiert. Die Zeitlosigkeit der Mythen und die historisch unverwechselbaren Zeitpunkte der naturalistischen Anthropologie vertragen sich. Wenn in *Nana* (1880) am 15. Juli 1870 der Schlusspunkt der erzählten Zeit gesetzt ist, bestimmt dieses Datum den historischen Tag der pseudoparlamentarischen Bewilligung letzter, verspielter Kriegskredite. Der Inszenierung des Todes der Nana, deren Werk vollbracht ist,[4] wird die blasphemische Konnotation entzogen, wenn simultan, und mit leitmotivischer Insistenz auf den letzten Seiten, der fanatisierte Straßenpöbel, Proletarier und Kleinbürger, der von der Madeleine zur Bastille am Grand Hotel, wo die Tote liegt, vorbei zieht, das imperiale Kriegsziel herausschreit: „ À Berlin“! Das Zolapublikum von 1880 lebt mit der bitteren nationalen Erfahrung, dass 5 Milliarden Kriegsreparationen nach Berlin fließen,[5] und ein Kaiser, in Versailles proklamiert, dort resi-

4 Siehe Zola: *Nana*. Chronologie et introduction par Roger Ripoll, Paris 1968, 422: „Son œuvre de ruine et de mort était faite, la mouche envolée de l‘ordure des faubourgs, apportant le ferment des pourritures sociales, avait empoisonné ces hommes, rien qu‘à se poser sur eux. C‘était bien, c‘était juste, elle avait vengé son monde, les gueux et les abandonnés.“

5 Zur Rolle der Bankiers Gerson Bleichröder, des Vermögensverwalters Bismarcks, und Alphonse de Rothschild beim Transfer sowie der vorzeitigen Abwicklung der Kriegsschuld (1873 statt 1874) siehe Pierre-Paul Sagave: *Berlin–Paris 1871*, Frankfurt a.M. 1971, 152 ff.

diert, während Napoleon III. in preußische Gefangenschaft gefallen ist und nach seiner Entlassung an den Folgen einer Operation stirbt. Zolas Weltdarstellung, Bildfolgen, die illustrieren, warum der Operettenstaat überstürzt vom Spielplan genommen wird, vervollständigt das Krankenblatt des Regimes um Episteme, die der Fiktion eigen sind.[6]

Vorläufig zum letzten Mal in der Narrativik wird damit von Zola der bevorstehende Eintritt der Literatur in die Krise ihres eigenen Wirklichkeitsbegriffs aufgehalten, während seine jüngeren Zeitgenossen, Proust und Gide, intensive Flaubertleser, bereits die Erzählbarkeit vorgängiger Wirklichkeit problematisieren.[7] Mit genuinen epistemischen Systemen, die ein fragloses Abbilden und Ausdeuten bezweifeln, konstituiert und legitimiert sich die literarische Postmoderne gezielt als Negativierung des dominanten naturalistischen Modells, in dem Balzacs Ästhetik der erzählbaren Gesellschaft bewahrt ist. Durch die Ontologisierung der Sprache setzen Meinungsführer der Postmoderne da an, wo Zeichen weniger als Produkte denn als Elemente eigener Produktivität stehen.

Noch fehlt auf der Agenda um 1900 der zunächst innerhalb der Sprachwissenschaft privilegierte und die Sprachgeschichte desorientierende methodische Gegensatz von Diachronie und Synchronie, der im Verlauf der produktiven Rezeption von Saussure alle kommunikativen Tätigkeiten zur Disposition stellt. Etablierte Episteme werden generell für wertlos erklärt, sobald die neue Disziplin, die Semiotik, die Literatur und in Folge die um das Prinzip Objektivität bangende Geschichtsschreibung mit dem ontologischen Problem konfrontiert, ob die komplexe Welt ohne Weiteres im Text aufgehe oder ob nicht die Zeichenoberfläche der Texte die Welt sei.[8] Roland Barthes,

---

6 Siehe dazu insgesamt Marc Föcking: *Pathologia litteralis. Erzählte Wissenschaft und wissenschaftliches Erzählen im französischen Roman des 19.Jahrhunderts*, Tübingen 2002. Zu *Nana* den intensiven Kommentar von Rita Schober: „*Nana, die Astarte des Zweiten Kaiserreichs*“, in: Brunhilde Wehinger (Hrsg.): *Plurale Lektüren*. FS Winfried Engler, Berlin 2007, 110-149; zu 145: Barthes (siehe unten Anm. 61) definiert „l‘effet de réel“ nicht, wie R. Sch. annimmt, als symptomatische Wirkung.

7 Siehe, mit unterschiedlicher Demonstrationsabsicht und Beweiskraft, Douwe Fokkema: *„Questions épistémologiques“*, in: Marc Angenot et al. (Ed.): *Théorie littéraire*, Paris 1989, 325–351, hier 330 ff.; Jean Grondin: *Einführung in die philosophische Hermeneutik,* Darmstadt 2001, 26 ff.; Joachim Küpper: *„Giacomo Leopardis L‘Infinito und Friedrich Hölderlins Die Eichbäume. Zu einer paradoxen Konstellation in der Lyrik der europäischen Romantik“*, in: *Comparatio*, Jg. I, H. 2, 2009, 207–230, hier 208.

8 Zu den Folgen für die Historiographie siehe Jörn Stückrath/Jürg Zbinden (Hrsg.): *Metageschichte. Hayden White und Paul Ricœur*, Baden-Baden 1997.

Jacques Derrida[9] und Michel Foucault denken dieses Modell, das erstens grundsätzlich für autonom angenommene Autorensubjekte dekonstruiert und den strukturalistischen Grundsatz, wonach die Sprache ein verabredetes System von Zeichen sei,[10] dadurch relativieren, dass Diachronie nicht Synchronie auslöscht, wohl aber Abfolgen ohne Telos, „Genealogien" der Gleichzeitigkeit abschnittsweise ihren geschichtlichen Punkt anweist. Als dilemmatisch bleibt die Erfahrungstatsache, dass Signifikanten nicht auf Signifikate fixiert bleiben, wodurch eine historisch verursachte semantische Dynamik anzunehmen ist.[11]

Geschichtsphilosophische Aufmunterung erfährt diese Neuausrichtung, obwohl sie auf den ersten Blick nicht die Beglaubigung der Oberflächenstruktur intendiert, durch die massive französische Rezeption von Friedrich Nietzsche, der wegen der stereotypen Wiederholung des Satzes, Vergewisserung der Vergangenheit leiste einzig die vorgenommene Deutung, da die Interpretation Gewesenes zum vorstellbaren, verhandelbaren Ereignis macht.[12] Suggeriert wird fortan auch unter Berufung auf Nietzsche eine vor allem für die Romanästhetik folgenschwere Konfiguration der Perspektivierung dargestellter Zeiträume, weil der Faktor der Interessenlage Sicht und Stimme der Textinstanz sowie der Rede fiktionsinterner Textsubjekte steuert.[13] Literatur und Literaturwissenschaft entwickeln in dieser Apologiesituation ihren eigenen *discours de la méthode*, der die herkömmlicherweise der Inhaltsebene eignende Inventur und Mimesis auf poetische Möglichkeiten ihrer (Er)fassung als Signifikanten verlagert, um die Zersetzung apriorischer Materialien und Stile[14], d.h. um die Jahrhundertwende 1900 die Vernichtung realistischer und naturalistischer Hinterlassenschaften für vollzogen zu erklären.

---

9 Zu Derridas Interpretation der Aussagetypen Nietzsches als Belegen einer unaufhebbaren Ambivalenz und Vereitelung von Systembildung im Denkstil Hegels siehe Peter V. Zima: *Die Dekonstruktion*, Tübingen 1994, 46 ff. Siehe zuvor Sarah Kofmann: *Lectures de Derrida*, Paris 1984, und Zimas Kommentar, 49.

10 Zu Walter Benjamin und Derrida siehe Zima, Anm. 9, 82 ff.

11 Ebd., 42.

12 Siehe Tilman Borsche: *„Die Fakten der Geschichte. Geschichtsphilosophische Überlegungen im Anschluss an Friedrich Nietzsche"*, in: Jürgen Trabant (Hrsg.): *Sprache der Geschichte,* München 2005, 43–53.

13 Borsche (Anm. 12), 49 f. zitiert die kontroversen Interessenlagen, die Bilder der Französischen Revolution für exklusiv gültig vorstellen (Nietzsche: *Jenseits von Gut und Böse*). Für die Rezeption dichterischer Werke gilt generell, dass der Zugriff auf einen Text je danach ausfällt, ob beispielsweise im Falle des historischen Romans das providentielle Geschichtsbild von Victor Hugo als Konstante idealisiert oder das Konzept einer Sinndeutung entgegengestellt wird, die Geschichte als Zufallsprodukt oder wiederum als Klassenkampf deutet.

14 Siehe Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie. Gesammelte Schriften 7*, hrsg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M. 1970, 31.

Weiterer methodischer Annäherung an derartige Projekte sei ein Aspekt der Valenzgrammatik vorgeschaltet, unter welchen Voraussetzungen „écrire“[15] in der Literatur transitiv oder intransitiv fungiert.[16] Ohne die Ausweitung dieser Materialdebatte hätte Jacques Lacan (1901–1981) nicht die sprachliche Strukturiertheit von Träumen auf der Grundlage ihrer selbsterstellten Grammatik denken können.[17]

Mutig oder nur mutwillig werden immer weitere epistemologisch gerahmte Fenster geöffnet, die auf Kosten der Semantik wie der Pragmatik sich auf die Zeichenhaltigkeit kaprizieren und am dreistufigen Schema *Signifikant, Signifikat, Referent* dazu neigen, das dritte Element zu eskamotieren.[18]

---

15 Wenigstens kursorisch sei an den Status des „Schreibers“ im *Poema de Mío Cid* erinnert. Das Epos trägt folgendes *explicit*: „ Quien escrivio este libro ¡del Dios paraiso, amen! /Per Abbat le escrivio en el mes de mayo /en era de mill e .cc xlv años“ (v. 3731 ff.). *Poema de Mío Cid*. Edición de Colin Smith, Madrid 1990, 268. Dass 1245 nach moderner Zeitrechnung 1207 ist, sei hier nicht von Belang, auch nicht die mögliche Lesart, dass im Pergament ein drittes C für *centum* abgeschabt wurde, also 1345 zu lesen wäre, kritikwürdig ist die Setzung von „escribir“als transitivem Verb und zwei Mal im Tempus der unbestreitbaren Vergangenheit. Per Abbat ist fähig, ein Buch zu schreiben, d.h. einen gültigen Text herzustellen. Fähige Schreiber wurden gebraucht, als seit dem späten 15. Jahrhundert der mündliche Bestand von anonym entstandenen Balladen („romances“) und Liedern („canciones“) gesammelt, registriert und zum Druck eingerichtet wurde. Der Status der Dichter bleibt dabei unbekannt, im Unterschied zum Status kompetenter Herausgeber. Sie garantieren den Text und gliedern die Bestände nach Sinn und Form.
Darauf rekurriert, ohne den Vorgang aufzurufen, im 20. Jahrhundert die Disziplin der Intertextualität, wenn Julia Kristeva das theoretische Interesse an die thematische und stilistische Verflechtung, den Intertext, knüpft, der sich autonom generiert und deswegen mit dem Autorensubjekt als Korrelat den geschichtlichen Punkt der individuellen Produktion für obsolet erklärt.

16 Diese Überlegungen zur Grammatik sind weit weniger spektakulär als Derridas Streitfrage, ob und mit welcher Konsequenz das geschriebene das gesprochene Wort vernichtet, und sie werden von seiner deklamatorischen Apologie einer „Urschrift“ nicht berührt (*De la grammatologie*, Paris 1967; *La Dissémination*, Paris 1972); dazu Zima (Anm. 9), 35 ff. sowie Klaus W. Hempfer: *Poststrukturale Texttheorie und narrative Praxis*, München 1976, 14 ff. Hempfer kritisiert Derridas konzeptuelle Unschärfen bei der von Saussure abgehobenen Relation von Graphie und Phonie.

17 Siehe Bettina Lindorfer: *Roland Barthes. Zeichen und Psychoanalyse*, München 1998, 114. Foucault stellt Lacans Leistung deswegen heraus, weil seine Studien des Unterbewussten ergeben, dass der Sinn vermutlich nichts weiter als eine Oberflächenwirkung ist. Siehe Clemens Kammler: *Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werks*, Bonn 1986, 58.

18 Siehe auch Michel Otten: „Sémiologie de la lecture“, in: Maurice Delcroix und Fernand Hallyn (Hrsg.): *introduction aux études littéraires. méthodes du texte* {sic}, Paris 1987, 340–350, hier 341.

Zwei Eintragungen: Surrealismus und Strukturalismus

Vorgelegt wird eine Skala mit zwei zeitnahen Eintragungen des frühen 20. Jahrhunderts, Surrealismus und Strukturalismus. Entsprechend lautet die These, dass ein seit der Rezeption von Saussure nachhaltiger Poststrukturalismus, hingegen kein Postsurrealismus die epistemische Situation revolutioniert, wiewohl in beiden Fällen kanonisiertes Wissen ersetzt wird. Übersetzt in Koordinaten von Diskursen setzt der Surrealismus eher auf Transitivität, der Strukturalismus eher auf Intransitivität, der eine auf Heteronomie, der andere auf Autonomie des Textes. Dabei ist einzuräumen, dass zwischen epistemologischen Referaten, Programmschriften oder Theorieprojekten so lange nicht definitiv unterschieden werden kann, als kein paradigmatischer Konsens über den theoriefähigen Anteil hypotaktischer oder parataktischer Sequenzen besteht. Postmodern steht jedenfalls die Hypotaxe unter dem Verdacht, den transparenten Hintersinn zu retten. Denken und Schreiben in Parataxen ist dem Thema einer Ontologie der Oberfläche, der „substitution théorique et polémique du texte à l'œuvre" angemessen. Barthes nennt es rhapsodisches Schreiben.[19] Es wäre, darin stimmt ihm Derrida zu, geeignet, die Metaphysik jeglicher Identität zu zerstreuen - des kreierenden Subjekts, des Werks, der Wahrheit.[20]

Sartre, ein Exkurs

Da theoretische Probleme bekanntlich glatter zu entknoten sind als praktische, sei der historischen Redlichkeit halber hier in einem Exkurs Sartre aufgerufen. Seine Antwort auf die 1948 selbst gestellte Frage**,** *Qu'est-ce que la littérature***,**[21] ist lapidar und pragmatisch. Da bürgerliche Schriftsteller, die sich seit 1789 aus der gesellschaftlichen Verantwortung stehlen und das ethische Ziel der Literatur verfehlen, konstruiert Sartre eine ideale Situation, praktisch eine Romantheorie, über dem Prinzip Freiheit. Freiheit ist seiner literarischen Epistemologie zugleich Voraussetzung und Ziel. In Freiheit produziert, im Bewusstsein der Freiheit als Kulturgegenstand rezipiert, wobei gilt: „Il n'y a d'art que pour et par autrui",[22] als Denkmal der Freiheit vom

19 Roland Barthes: *Œuvres complètes I 1942–1965*, édition établie et présentée par Éric Marty, Paris 1993, 1167.

20 Derrida scheint, wenn Zima (Anm. 9, 45) richtig zu verstehen ist, Hegels Aufhebung des Systems zum semiotischen Problem umzuwidmen. Die „clôture" ist metaphysische Idealisierung, wobei der Begriff das Zeichen und dieses wiederum das Ding nihiliert. Tatsächlich denkt Derrida „Aufhebung" als „Aufbewahrung" und ambivalent als „Annullierung".

21 Jean-Paul Sartre: *Situations, II*, Paris 1948, 55– 330.

22 Ebd., 93. „L'œuvre d'art est valeur parce qu'elle est appel." 98.

engagierten Publikum getragen, ist solche Dichtung demokratische Kunst. Dabei setzt Sartre die Transitivität der subversiven Literatursprache voraus: „Écrire, c'est à la fois dévoiler le monde et le proposer comme une tâche à la générosité du lecteur."[23]

Auf zweifache Weise verweigert sich Sartre Ziellinien der Postmoderne: Seine Argumentation ist, wenn der ganze Text als ein logischer Satz gelesen wird, hypotaktisch angelegt und dadurch Zeugnis einer Orientierungsinstanz; postmoderner Denk- und Schreibstil dagegen konkretisiert sich parataktisch, aperçuhaft, akkumulierend, selbstkorrigierend, inkohärent, ambivalenzgesteuert und lässt Pragmatik nicht zu. Sartre konstruiert, ausgehend vom Prinzip Freiheit im Hinblick auf die freie Wahl gesellschaftlicher Verantwortlichkeit, einen Pakt zwischen Autor und Leser. Dieses Abkommen tritt in Kraft, wenn die Inhaltsästhetik identifikatorische Lektüre aktiviert; der Leser identifiziert sich mit Konfliktlösungen, billigt ihre Grundsätze und setzt sie im Idealfall in gesellschaftliche Praxis um. Ein solcher Pakt ist in der Postmoderne nicht angestrebt. In dieser Dimension der Literarisierung des Lebens treffen sich Sartre und Aragon.

Postmoderne

Postmoderne ist, wenn die Frequenz der Begriffsverwendung ein hinreichender Grund ist, konzeptionell unstrittig geworden und Kategorie einer Epochenschwelle. „Assoziativ, ja gleichsam symbiotisch"[24] verbunden mit dem Namen Jean-François Lyotard, ist der Gegenstand, für den der französische Philosoph in seiner 1979 erschienen Schrift *La condition postmoderne* und vier Jahre später in *Le différend* die Wasserscheide einzeichnet.[25] Seine These, die Postmoderne beginne, als die Kohärenz der Moderne, d.h. Spielregeln der Wissenschaft, Literatur und Künste zur Praxis und Legitimation ihres Status ausgesetzt werden und Stilpluralismus auf der Basis von Ambivalenzen sie ersetzt, illustriert er am Versiegen der großen, geschichtsphilosophischen Erzählungen. Die Moderne beklagt ihr Aussetzen, die Postmoderne begrüßt die ideologische Bereinigung. Lyotards einleitender Diskurs in *La condition postmoderne* nennt „récit" und synonym „grand récit" Regelsysteme des Wissens sowie „métarécit" geschichtsphilosophische Aussagen über eine Zä-

23 Ebd., 109.
24 Siehe Christine Weber: *Philosophien der Differenz zwischen Sprache und Schrift. Affinität und Divergenz im Denken Lyotards und Derridas*, Essen 2009, 115.
25 Zur definitorischen Breite Zima (Anm. 9), 230 ff.

sur im späten 19. Jahrhundert, als die Naturwissenschaften sich weigern, unkritisch die Rede von Weltmodellen, „Fabeln", zu tradieren. Delegitimierung[26] bildet die Bruchstelle für den Konsens, der solange bestand, als der aufgeklärte Geist für die Weltenharmonie, die Lyotard pathetisch den globalen Frieden nennt, eintrat. Themen der großen Erzählungen, die die Auseinandersetzung der Philosophie seit Hegel konnotieren, sind „la dialectique de l'Esprit, l'herméneutique du sens, l'émancipation du sujet raisonnable".[27] Die Metaerzählung erörtert außer Erträgen der Erkenntnistheorie die Abhängigkeit von Transzendentalien wie Gerechtigkeit und Wahrheit vom jeweiligen gesellschaftlichen Kontext, der sie erfindet, legitimiert, anwendet und abnutzt. Solange die Grundvoraussetzung der großen Erzählung, die Metaphysik, keines Beweises bedarf, ist Wissen auch ästhetisch kohärent aufgehoben und werden der Gemeinschaft tradierbare Weltmodelle als Synthesen bereit gehalten.[28]

Der Nihilismus der Postmoderne, der Lyotard und nicht allein ihn veranlasst, auf Nietzsche[29] und dessen Erklärung der Selbstvernichtung eines universalistischen Wahrheitsanspruchs zu rekurrieren, verordnet der Axiomatik seit Descartes' die totale Atomisierung.[30] *Taxis* und *Lexis* werden neu justiert. Aus Lyotards Hypothese, dass *die* Erzählung, wobei die genolektale Spannweite nicht problematisiert wird, die vollkommene Form der schriftlichen Wissensvermittlung darstellt,[31] wird die Sorge angesichts der Zerstäubung verständlich: „La fonction narrative perd ses foncteurs (...). Elle se disperse en nuages d'éléments langagiers narratifs, mais aussi dénotatifs, prescriptifs, descriptifs etc, chacun véhiculant avec soi des valences pragmatiques *sui generis*."[32] Der Prozess der „dissémination des jeux de langage" drückt aus,

26 Jean-François Lyotard: *La condition postmoderne*, Paris 1979, 63 ff.
27 Ebd., 7.
28 Weber (Anm. 24), 132. Die Verallgemeinerung von Lyotards These wird allerdings problematisch, wenn er große Erzählungen aus der oral überlieferten Indianerkultur zum Beispiel nimmt (Lyotard, Anm . 26), 42. Zu theoretischen Konstellationen, von denen die Theoriephilologie profitiert, siehe David E. Wellbery: „*Zur literaturwissenschaftlichen Relevanz des Kontingenzbegriffs*", in: Klaus W. Hempfer (Hrsg.): *Poststrukturalismus – Dekonstruktion – Postmoderne*, Stuttgart 1992, 161– 169, hier 163.
29 Lyotard (Anm. 26), 65.
30 Zu Nietzsche ist anzumerken, dass auch er über die sprachliche Hintergehbarkeit von Prinzipien nachdenkt und eine akademische Preisfrage anregt: „Welche Fingerzeige gibt die Sprachwissenschaft, insbesondere die etymologische Forschung, für die Entwicklungsgeschichte der moralischen Begriffe ab?" *Werke in drei Bänden.* Hrsg. Karl Schlechta, München 1966, Bd. 2, 797.
31 Lyotard (Anm. 26), 38.
32 Ebd., 8.

wozu Lyotard Wittgenstein aufruft, in welcher Korrelation die gesellschaftlichen Träger der dissonanten Artikulation ihre Identität einbüßen. „Le lien social est langagier, mais il n'est pas fait d'une unique fibre."[33] Das Verstummen der Metadiskurse steht für die Zersplitterung der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Praxis sowie ihrer Lehre (Kap. 12). Damit verallgemeinert sich die Episteme der postrevolutionären Konkurrenzgesellschaft. Die Gegenüberstellung der Universitätsidee Humboldts und der 1968 geforderten Interdisziplinarität als universitärer Effizienzgarantie bestätigt tatsächlich den begrüßten Tod der Großen Erzählung und problematisiert darüber hinaus als Paradigmenwechsel die Autorität jeder Aussage in Textform. Davon handelt künftig der „petit récit;"[34] sein Gegenstand ist der performative Aspekt von nicht-essentialistisch begründeten Aussagen, die weder der Metaphysik noch dem Imaginären der Fabel zuzuschlagen sind. Positiv verzeichnet wird ihr Verzicht auf jede ideologische Isomorphie.[35] Ein postmodernes Konzept des Kontingenten schützt nicht mehr den Zufallsmythos als Instrument der Fortuna, enthüllt vielmehr ein Wechselspiel zwischen der Arbitrarität der Wortzeichen und der momentan gültigen Struktur selbstbezüglicher Systeme. [36]

Kriterien der Postmoderne wären die radikale Desorientierung, Enthierarchisierung und Delegitimierung jeder älteren Codierung. Die Postmoderne fördert die Gleichstellung jeder Aussageart, solange diese eine horizontale oder vertikale Differenz im Kulturraum verspricht. Eine unterschwellige Rückkoppelung an die Sprachenpolitik der Fünften Republik zeigt sich in die Favorisierung der verpönten sieben Regionalsprachen bis hinauf zu Prüfungsfächern im Baccalauréat. Das Französische ist zwar die in der Verfas-

33 Ebd., 67.

34 Ebd., 98. Lyotard analysiert die Kontroverse Luhmann–Habermas, wobei er außer dem systemischen Ansatz auch den Konsens als soziale Rettung verwirft.

35 Ebd., 108: „Les jeux de langage seront alors des jeux à information complète au moment considéré."

36 Gravierende Grenzen zwischen einer klassischen, d.h. grundlos für zeitlos erklärten Moderne, die in der Französischen Revolution ihre Gründungsmythologie verankert, und der späteren Epoche Postmoderne werden relativ, wenn außer Acht bleibt, was die romantischen Auflösung des normativen Denkens und Dichtens leistet. Die Romantik, voran Stendhal und Hugo, die Kulturrevolution betreiben, verweisen die Klassik in die Literaturgeschichte und verweigern ihr aus politischen Gründen die überzeitliche, in Schulbüchern festgeschriebene Gültigkeit, auch darum, weil Französisch nicht mehr die Sprache des Königs wie von 1539 bis 1789, sondern der Ausdruck der Revolution und der Patrioten ist. Der Patriot spricht französisch und nicht eine der sieben, z.T. politisch verwerflichen Regionalsprachen (Flämisch, Bretonisch, Baskisch, Katalanisch, Okzitanisch, Italienisch, Alemannisch). So will es Paris und setzt das Projekt mit der Schulreform in den 1880er Jahren verspätet durch.

sung geschützte Sprache der Republik, der Einheitsstaat lässt seit dem Ende des 20. Jahrhundert jedoch historisch erhaltene Vielfalt zu. Philosophisch wie politisch gilt das paralogische Legitimationsmodell, das Differenzen der Diskurse voraussetzt.[37]

Ähnlichkeiten dieser kulturpolitischen Toleranz mit postmoderner Sprachphilosophie reduzieren sich auf wenige Schnittmengen. Denn das postmoderne Credo ist Selbstlegitimierung, die die Gebrauchssprache nicht antastet, der Literatursprache jedoch inhaltlich wie stilistisch ein „anything goes" zubilligt.[38]

(1) Surrealismus und die Enttäuschung eines Erwartungshorizonts

Der Surrealismus als das aufregendste kulturrevolutionäre Ereignis der Zwischenkriegszeit hat keine tiefgreifende Theoriediskussion ausgelöst. Dabei ist das *Manifeste du surréalisme* von 1924 normverletzend und zugleich innovativ wie kein vergleichbarer zeitgenössischer Thesenanschlag. Der Futurismus setzt die aggressive Geräuschkulisse der hochtechnisierten Welt des Straßen– und Luftverkehrs an die Stelle schöner Harmonie und liefert dem italienischen Faschismus ein Sammelsurium von Schlagworten; der Dadaismus ist Ausdruck purer Lust an der Zerstörung der wilhelminischen Kultur.[39]

André Bretons doktrinäre Definition des Surrealismus im Stil eines Lexikonartikels im vorderen Teil des Manifests fixiert als Merkmale dieser Innovation den psychischen Automatismus, durch den *mündlich, schriftlich oder in welchem Medium auch immer* das Diktat psychischer Prozesse aufgenommen wird. Ästhetische ist ebenso wie moralische Kontrolle ausgeschlossen. Der Surrealismus Bretons legitimiert sich durch die Allmacht des Traumes und der Assoziationen, die dieser auslöst.

Der Surrealismus ist insofern die experimentelle Implosion eines im 19. Jahrhundert dominanten Weltbildes, als er Widerspruch gegen positivistische Verfahren einlegt, die Symptome an der empirischen Außenfläche der Realität als sekundäre Phänomene registriert, die den Blick nach Innen eröff-

37 Genau über diese Analogie geht Weber hinweg (Anm. 24, 140). Sie weist jedoch nach, dass Lyotard das Prinzip Differenz nur noch aphoristisch abhandeln kann, weil nicht das Ich zum erkenntnistheoretischen Zweifel fähig ist, wie Descartes vorausgesetzt hat, sondern der Diskurs an sich deshalb zweifelhaft wird, weil Sätze von Satzregelsystemen abhängig sind, d.h. für sich genommen noch keine Proposition leisten. 142 f., 153.

38 Siehe Klaus W. Hempfer: „*Diskursmaximen des Poststrukturalismus*", in: *Zeitschrift für Semiotik* XV, H. 3-4,1933, 319-331, hier 326.

39 Siehe insgesamt Wolfgang Asholt/ Walter Fähnders (Hg.): >> *Die ganze Welt ist eine Manifestation*<<. *Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste*, Darmstadt 1997.

nen. Die Literatur lernt dabei von der medizinischen Beobachtung psychischer Abnormitäten und erfindet dazu eine erzählbare Soziologie. Balzac ist darin der europäische Meister, denn er konstruiert eine reziproke Milieutheorie als Korrelation von Zeitraum und Protagonist, durch die die Figur sich als Subjekt und Objekt in seiner prekären Lebenswelt darstellt.[40] Festzuhalten ist, dass Balzac sowohl vom surrealistischen wie vom strukturalistischen Literaturmodell in lautstarken Nachhutgefechten zur negativen Größe stilisiert wird, 1924, da offizielle Romanfeindlichkeit ausgegeben wird, seit den 1950er Jahren, als die Suspendierung der Inhaltsästhetik der *Comédie humaine* einer avantgardistischen Narrativik Platz schafft, die plakativ als *Nouveau Roman* auf den Markt gebracht wird.

In seiner Selbsttheoretisierung verwirft der Surrealismus die dem bürgerlichen Realismus, der philologisch nie präzise definiert wird, angelastete literarische Epistemologie, akzeptiert hingegen lustvoll, dass das Ich chaotischer Dynamik des Unbewussten als Beute anheimfällt. Beim Surrealisten sind Träume gut aufgehoben, nicht, um sie zu zergliedern und zu deuten. Dies trennt sein Experiment von der Autorität in der Wiener Berggasse, weil der Wissenschaftler verstehen und erklären will, wie sich das Es und Ich zueinander und beide zum Überich verhalten. Der Surrealist verweigert sich Freuds Maxime, *dass Ich werden soll, wo Es war*, weil die Traumwelt dabei ihre Mysterien einbüßt.[41] Breton hat nie verstanden, warum Freud als Aufklärer des Unbewussten vorgeht und diese Dimension liquidiert, und Freud wiederum blieb die spontane Niederschrift oder Zeichnung von Trauminhalten durch die *écriture automatique* unverständlich.[42] Von Interesse und kostbar ist für

40 Dazu auch Winfried Engler: „*Honoré de Balzac, Le Père Goriot (1834) und Illusions perdues (1837-1844)*“, in: Friedrich Wolfzettel (Hrsg.): *19. Jahrhundert. Roman*, Tübingen 1999, 109-156; Ders.: „*Erfindung einer Mythologie der Moderne - Histoire oder histoire(s) im Verständnis von Balzac und Zola*“in: ZfSL CXIV, 2004, 18–40.

41 Zu diskursrelevanten Subjekttheorien von Nietzsche, Freud, Lacan u.a. siehe Wladimir Krysinski: „*subjectum comparationis: les incidences du sujet dans le discours*“, in: *Théorie littéraire* (Anm. 7), 235–248. Krysinski notiert auch, wie Jacques Lacan Freuds Satz übersetzt wissen wollte: „Là où s‘était, là dois-je advenir“und fügt den Kommentar von Catherine Clément an („*Le moi et la déconstruction du sujet*“, in: *Encyclopædia Universalis*, XI, 1978).

42 Die Forschung nennt Walter Benjamin den „denkenden Surrealisten“ (Peter Bürger (Hrsg.): *Surrealismus*, Darmstadt 1982, 2). Sein Essay, „Der Sürrealismus. Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz“ von 1929 (*Angelus Novus*, Suhrkampausgabe 1966, 200–215) hätte das Zeug zu einer Literaturtheorie, wenn nicht die Parataxe angehäufter Aperçus die theoretische Stringenz verfehlte. Dabei erkennt Benjamin scharfsichtig, dass der Surrealismus, wie André Breton ihn 1924 im ersten surrealistischen Manifest dargestellt hat, mit einer „Praxis brechen wollte, die dem Publikum die literarischen Niederschlä-

Breton die Manifestation des autonomen Es, wobei er bekümmert feststellt, dass Freuds Traumdeutung[43] prophetische Träume nicht thematisiert.[44]

Von diesen Querelen abgesehen, enthält das Surrealismusprojekt bereits elementare Argumente für die Ausarbeitung postmoderner Theorien auf strukturalistischer Basis, in Sonderheit den antibourgeoisen Affekt der Entindividualisierung, wenn die träumende Person als vom Unterbewussten überwältigt dargestellt wird, was dann Sartre motiviert, den Surrealismus in die Nähe des Quietismus zu rücken,[45] ferner die Leugnung eines dem Kanon geschuldeten Codex, endlich der hierarchisierten Praxis nach Kunstarten, Gattungen und Formen – also bedingungslose Traditionsvernichtung. Entscheidend indessen ist die noch fehlende Fokussierung auf die Materialoberfläche des Textes. Dies ist umso bemerkenswerter, als die gerade von den Surrealisten geförderte Symbiose der Künste, das anzunehmende Interesse an der Materialität des Farbstrichs bei den Impressionisten und der kubistischen Verformung den Transfer analoger epistemischer Teilsysteme, die das Wortzeichen aus mimetischen Zwängen entlassen, verspätet erst und im Zuge strukturalistischer Kunsterklärungen seit den 1950er Jahren Theorieformate initiieren.

---

ge einer bestimmten Existenzform vorlegt und diese Existenzform selber vorenthält" (Bürger, 18). Im selben Atemzug notiert Bürger, dass die Surrealisten, als sie die Schwelle, die Wachen und Träumen scheidet, eingeebnet haben, ihre Erfahrungen mit Phantasmen und magischen Wortexperimenten, die diesen entspringen, offen legten, dazu jedoch keine Metaebene einrichteten. Indirekt verteidigt Adorno in der *Ästhetischen Theorie* (Anm. 14, 18) Benjamins induktives Verfahren, Aspekte eines zeitgeschichtlichen Bereichs durch Anreihung kontemplativer Fragmente festzuhalten.
Adorno selbst verzeichnet in der *Ästhetischen Theorie,* dass die surrealistische *écriture automatique* weder vollständig unter die Inhaltsästhetik noch die Formalästhetik fällt, da sie weder die abbildende noch die diskursive Behandlung von Stoffen als Aufgabe vornimmt. Er vermerkt ferner, dass Untersuchungen, die sich an die surrealistische Traumdeutung (die sich durch ihre Reduktion von Freuds Ansatz, den Otto Rank seiner Theorie von *Traum und Dichtung*, 1914 zugrunde legt, spontan abhebt) anlehnen und psychoanalytische Analysen betreiben, die Trampelpfade biographistischer Methoden, die das 19. Jahrhundert entwickelt hat, nicht immer vermeiden. Beispielhaft sei, worauf Adorno nicht eingeht, Jean Starobinskis Rousseau-Buch genannt (*La transparence et l'obstacle*, 1957), wo, an einer wahrscheinlich extrem ergiebigen Biographie, Rousseaus Denken im Einklang mit seiner Existenz präsentiert wird. Dabei muss gewürdigt werden, wie Starobinski die Kapazität Rousseaus, Obsessionen als Faktoren seiner persönlichen Entwicklung zu transzendieren, beurteilt.

43 Französische Übersetzungen interpretieren die Programmatik des Titels: *La science du rêve* (1929), *La signifiance du rêve* (1957), *Interprétation du rêve* (1965). Belege bei Lindorfer (Anm. 17), 120.

44 Siehe Jean Starobinski: *„Freud, Breton, Myers",* in: Bürger (Anm. 42), 139–155, hier 143.

45 André Breton: *Manifestes du surréalisme,* Paris 1970, 23: „L'esprit de l'homme qui rêve se satisfait pleinement de ce qui lui arrive." Sartre (Anm. 21), 215 ff.

Ein Einzelereignis erweckt zunächst spektakuläre Aufmerksamkeit, 1932 der Widerruf des prominentesten Surrealisten, Louis Aragon.[46] Ein Jahr vor dem Surrealistischen Manifest provoziert Aragon mit dem Artikel *„Le manifeste est-il mort? Manifeste"* (*Littérature*, 1.5.1923) die Selbstprogrammierung und bereitet darauf vor, dass der Surrealismus weder ein literarisches Konzept noch eine neue Kunstrichtung konstituiert.[47] Aragon, der wie Eluard unter dem Eindruck der Kolonialpolitik der Dritten Republik im Maghreb und in Übereinstimmung mit Zielen der noch jungen Kommunistischen Partei (PCF) ein politisches Engagement der Poesie als Gelegenheitsdichtung durchsetzt, lehnt Bretons doktrinäre Romanfeindlichkeit[48] ab. Aragon, der die Überlegungen Sartres von der Literatur als der Inkarnation solidarischer Freiheit vorwegnimmt, verspricht sich von der Erzählbarkeit der Klassenkonflikte seit dem Ersten Weltkrieg einen Appell an das Romanpublikum, das zweifellos unterhalten sein, gleichzeitig durch Empathie mit der Konfliktlage in der Fiktion sich und sein Milieu verändern will. Aragon konzipiert dieses Projekt, das er mit dem Zyklus *Les communistes* (1949–51) inhaltsideologisch abschließt, unter dem politischen Eindruck des Reichstagsbrands.[49] Er eröffnet es 1934 als Tetralogie, *Le Monde réel*, deren zweitem Band, *Les Beaux Quartiers* (1936), er seine Romanidee als Nachwort anfügt.[50] Er erklärt den Titel des Zyklus als Aufarbeitung seiner Überzeugungen, bis er das „Nebelhafte" hinter sich lässt. Die erzählte Welt widmet er Elsa Triolet, „der ich verdanke, aus meinem Nebel heraus den Eingang zur wirklichen Welt gefunden zu haben, für dies es sich zu leben und zu sterben lohnt".[51]

Dieser Abgesang auf den 1924 politisch standpunktlos entworfenen Surrealismus, durch den zudem eine Replik auf die Schmähgedichte, die Victor Hugo in *Les Châtiments* gegen den Usurpator Napoleon III. gerichtet hat, als Aufbau eines Intertexts vernehmbar ist, hat die französische Literaturgeschichte umgeschichtet. Denn das junge Nachkriegspublikum, dem Maurice

46 Aragon tritt 1927 dem PCF bei, begegnet 1928 Elsa Triolet, bricht mit Breton 1932, veröffentlicht 1934 *Les Cloches de Bâle* als ersten Band von *Le Monde réel*. Siehe auch Robert S. Short: *„Politik der surrealistischen Bewegung 1920–1936"*, in: Bürger (Anm. 42), 341–369.

47 Siehe Karlheinz Barck: *„Latenter Surrealismus manifest. Manifeste des Surrealismus als Medien seiner Internationalisierung"*, in: Asholt/Fähnders (Anm. 39), 296–309.

48 Ebd., 15.

49 Zur Genese siehe Aragon: *Œuvres romanesques complètes* I, éd. Daniel Bougnoux, Paris 1997, 1264.

50 Zum Romancier Aragon siehe u.a. die Beiträge von Bernard Lecherbonnier und Roman Jakobson in: *L'Arc 53 – Aragon,* o.J. {1973}.

51 Siehe zur Vorrede von 1964 Aragon (Anm. 49), 689–713, 1277–1282.

Nadeau 1945 seine faktenreiche *Histoire du Surréalisme* vorlegt, nimmt mit Verwunderung zur Kenntnis, dass der gefeierte Romancier Aragon, die kommunistische Stimme der Résistance, die strikte Instanz in den Prozessen zur Aufarbeitung des Vichy-Regimes – dass diese nationale Ikone und der Surrealist der 1920er Jahre ein und derselbe sind. Auch im Dialog der politischen Biographien treffen sich Aragon und Victor Hugo in ihrem Pathos des Widerstands, Delacroix wäre erneut der ideale Maler: Dichtung führt die Résistance.

(2) Der Strukturalismus in seinen Transformationen

Transpositionen des Sprachstrukturalismus der Genfer Schule in Prag, Kopenhagen und an amerikanischen Universitäten leisten den methodologisch unvergleichlichen Zugewinn, den Manfred Bierwisch[52] ausweist. Wissenschaftliche Begriffe sind seitdem gültig nur unter der Voraussetzung einer Theorie. Wissenschaftliche Aussagen werden als Hypothesen konstruiert, wobei das Prinzip der Selbstbegründung gilt.

Als Philippe Sollers im Herbst 1968 in der Reihe seiner Zeitschrift *Tel Quel* die Sondernummer mit dem Titel *Théorie d'ensemble* vorstellt, genügt ihm der Hinweis, dass Barthes, Derrida und Foucault postmoderne Texttheorien verantworten, da sie voraussetzen, dass Sprache nicht ungeprüft als Instrument, das Eindeutigkeit und semantische Tiefe der Textbotschaft garantiert, zu handhaben ist. Dafür gibt es zwei Gründe, zum einen die strukturalistische Erfindung von der Willkürlichkeit des Zeichens, zum anderen die Kapitulation der revidierten Produktionsästhetik vor der Aufgabe, universelle und festgeschriebene Bedeutungssysteme, Mythen des Alltags oder der Mode, fortzuschreiben ohne ihre Zeichengestalt, die sprachliche Materialität der Phänomene in Rechnung zu stellen. Begriffliche Unschärfen entstehen durch den simultanen und synonymieverdächtigen Einsatz der Begriffe „langage", „parole" und „écriture".[53] Für den Theoretiker der Epochisierung, Lyotard, beginnt Postmoderne dort, wo das große Ganze aufgibt. Die je aktualisierte sprachliche Gestalt, der Idiolekt, variiert nach der professionellen Diskursabsicht der Historiker, Ethnologen, Linguisten oder Politi-

52 Beitrag im *Kursbuch 1966*, 77–152, zit. nach Schiwy (Anm. 54), 43 ff.

53 Siehe zu Jacques Derrida: *De la Grammatologie* (1967) und Roland Barthes: *Le Degré zéro de l'écriture* (1970) die kategorialen Einwände von Klaus W. Hempfer: *Poststrukturale Texttheorie und narrative Praxis*, München 1976, 13 ff.

ker.[54] Barthes ist von dieser Rückführung jedes singulären Objekts und Ereignisses in Zeichenvorräte der Sprache fasziniert.[55]

Seit den 1960er Jahren stellen sich, verbunden mit der Korrektur phänomenologischer Thesen seit Nietzsche, der Persönlichkeitsanalyse Freuds und des linguistischen Strukturalismus zwei wiederkehrende Fragen:

(1) Welcher Grad der Vermitteltheit ist anzunehmen, wenn Wörter für Sachen stehen sollen; (2) gelten für poetische und diskursive Texte analoge Verfahren und Erklärungen der Produktions- und Rezeptionsseite? Die Überlegungen werden obsolet, falls sich das sprachliche Zeichen als sein eigenes Subjekt herausstellt.

1967 greift Roland Barthes (1915–1980) mit dem Aufsatz *„Le discours de l'histoire",* dem Entwurf seiner Texttheorie,[56] die den französischen Auftakt des *linguistic turn* markiert und die „unhintergehbare Sprachlichkeit der Geschichtsschreibung" thetisch macht, in die Debatte ein. In dieser Phase seiner Reflexion, die er später modifiziert, wirft Barthes der Historiographie vor, zwei Illusionen verfallen zu sein, erstens der Annahme, Sachen existierten unabhängig vor und von den Signifikanten, und zweitens der seit Aristoteles inhaltsästhetisch beglaubigten Mimesisbestimmung der Sprache, wobei von Anfang an die bedeutungsstiftende Macht des Diskurses übersehen wird.[57] Die Hypothese, Sachen stünden erst als Wörter dem *imaginaire* zur Verfügung, ergänzt Barthes um die Hypothese, das Ausgedrückte („l'énoncé") sei nicht Produkt der „énonciation" sondern selbst Produktivität.[58] Damit bestätigt er eine Grundannahme der Tel Quel-Gruppe, der Hempfer den Vorwurf der Verwechslung von Beschreibungs- und Objektebene macht.[59]

Beispielhaft analysiert Barthes Texte von Machiavelli, Augustin Thierry und Jules Michelet, um nachzuweisen, dass der Florentiner die Strategien ge-

---

54 Überlegungen von Foucault, in: Günther Schiwy: *Der französische Strukturalismus,* Reinbek 1969, 81.

55 Ehe Roland Barthes sich über Sprache und Literatur äußert, analysiert er derartige Ideologien (*Mythologies*, 1957; S*ysteme de la Mode*, 1967); siehe Schiwy (Anm. 54, 77 ff.

56 Dessen Rang Jürgen Trabant (Anm. 12) hervorhebt, XI ff. Von Barthes siehe zudem seinen Artikel, „*Théorie du texte*" in: *Dictionnaire des genres et notions littéraires.* Préface de François Nourissier, Paris 1997, 811–822.

57 Siehe Bettina Lindorfer: *„Der Diskurs der Geschichte und der Ort des Realen. Roland Barthes' Beitrag zum linguistic turn der Geschichtsschreibung"*, in: Trabant (Anm. 12), 87–105, hier 91.

58 „Le texte travaille quoi? La langue. Il déconstruit la langue de communication, de représentation ou d'expression {...} et reconstruit une autre langue {....}." Artikel „Théorie du texte" (Anm. 56), 815.

59 Hempfer (Anm. 38), 33.

schichtlichen Handelns, Thierry am Bild der Merowinger durch erschöpfende Aufzählung typischer Aspekte das Frühmittelalter als Epoche limitiert und Michelet symbolhaltige Substrate der Nationalgeschichte herausstellt.[60] Diese drei Aspekte, die ihre eigenen Möglichkeiten der Wirkungsabsicht enthalten, sind der *écriture* der Geschichtserzählung des Historikers wie der Geschichtenerzählung des Dichters gemeinsam. Daraus zieht Barthes den Schluss, dass nicht das Dargestellte, sondern der Modus der Darstellung Aufmerksamkeit einfordert. Empfangen wird der Appell, den die Machart eines Textes, Gemäldes, Fotos oder einer Skulptur aussendet. [61] Dadurch wird als Irrtum verzeichnet, dass das Sinnpotential eines Werks, das sein Erschaffer darin versenkt hat, ein für allemal finit und definitiv vorliegt und in der Rezeption sukzessiv zu entfalten ist. Abgesehen davon, dass die konterkarierende Ironie Flauberts[62] sich zu dieser Auslegung sperrig zu verhalten scheint, bereitet gerade sie, analog zu Nietzsche, von den *Telqueliens* wahrscheinlich nicht wahrgenommen, als rhetorische Inversion den methodischen Zweifel an mimesisgarantierter Realität im Text vor. Küpper zitiert Flauberts Leitsatz: aus der späten Korrespondenz (15.8.1878): „Avez-vous jamais cru à l'existence des choses? Est-ce que tout cela n'est pas une illusion? Il n'y a de vrai que les ‚rapports', c'est-à-dire la façon dont nous percevons les objets."[63] Michail Bachtins These des vielstimmigen Konzerts der Literatur, das Gérard Genette poetologisch ausdifferenziert (*Palimpsestes,* 1982), vervollständigt Barthes Reflexionen um nichthintergehbare Geschichtsfaktoren, die Intertextualität über die bloße Spekulation hinaus als Vernetzung in Zeiträumen ausweist. Davon ist später wieder die Rede.

Vorausgesetzt, die Inbezugsetzung von Werken, nicht produzierenden Instanzen, gewähre Einsichten, wie sie die traditionelle Literaturgeschichte in den Lehrbüchern nicht eröffnet, dann aktualisiert sich jede Lektüre und Interpretation stets an ihren historischen Punkt. Mit der geleisteten Rezeption macht sich Geschichte stark, als Punkt des Werks und Punkt der Disposition, den Text in die Hand zu nehmen.[64] Sie infiziert in einem weiteren Schritt die

60 Siehe Barthes (Anm. 19), 417–427, hier 424.

61 Wenn Barthes (Anm. 19, 1425) der Photographie als einzig nicht vorcodierter Botschaft die Qualität zuspricht, "sa réalité est celle de l'avoir-été-là", so theoretisiert er dieses Konzept in der Phase vor der elektronischen Bearbeitbarkeit von Lichtbildern und Filmen und unabhängig von der Simulacrum-These Baudrillards.

62 Siehe Joachim Küpper: „*Mimesis und Botschaft bei Flaubert*", in: *Romanistisches Jahrbuch* LIV, 2003, 180–212.

63 Küpper (Anm. 62), 201.

64 Siehe den Eintrag „Théorie de l'intertextualité"von Pierre-Marc de Biasi in: *Dictionnaire des genres* (Anm. 56), 371–378.

Bestimmungen der Produktion und der Inventur, wenn gefragt wird, welche Kriterien, je nach der Relevanz der „énonciation“ oder des „énoncé“, über die Aufnahme in den Intertext entschieden haben, und darüber, wann und warum Einzeltexte oder ganze Serien, z.B. Kriminalromane, bevorzugt abgerufen werden? [65]

Mit der Einführung dieser Dialektik von Aufnahme und Abfrage beobachtet Barthes, und dieser Zugewinn ist originell, wie die Produktivität des Textes namentlich erzählender Prosa, kontingente, dabei relevante Miniseequenzen stilisiert, z. B. eine Gerätschaft, die die erzählte Welt für einen Augenblick stillstehen lässt, ohne durch das beschriebene Detail die Romanhandlung symbolisch aufzuladen, wie Balzac und Zola es unternommen haben. Barthes nennt diese entpragmatisierende Konfiguration „l‘effet de réel“.[66] Es sind (was schon Diderot aufgefallen ist) zufällige Details wie ein Barometer über einem Piano oder der Anweisungscharakter eines Rezepts („Orangensalat mit Rum“), wodurch solche Deskriptionen, die scheinbar keiner Interpretation bedürfen, Wahrscheinlichkeit eines narrativen Ganzen vortäuschen. Mehr aber auch nicht. Die Rekurrenz dieses „effet de réel“ löst im Gegenteil jede Normativität, die Gattungen und Kunstformen hierarchisiert, auf.

Derrida, dessen Strategie die Frage voraussetzt, „comment penser le dehors d‘un texte“,[67] greift Barthes‘ Grundsatz auf und pointiert ihn blasphemisch, wenn alles Heil einzig im Zeichenverbund liegt: „Il n‘y a pas de horstexte.“[68] Positiv gewendet klassifiziert Barthes 1971,[69] wobei er Flauberts Kriterium der „rapports“ überspringt, die lesbare Wirklichkeit als immer schon codiertes Gebilde; „il n‘y a pas de réalité qui ne soit déjà de l‘écriture“.[70] Barthes schätzt nicht von ungefähr Maurice Blanchot für dessen Meta-

65 Einigermaßen verräterisch sind die wenigen Belege des Stichworts „Intertextualité“ im Angenot (Anm.7).

66 Barthes (Anm. 19), 426. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, dass Barthes das klassische strukturalistische Modell insoweit reduziert, als er die Signifikanten direkt an Fakten anschließt und in diesem Referenzprozess das Signifikat eskamotiert. Anzumerken ist indessen, dass Barthes nicht den ästhetischen Optimismus, den Flaubert als „mot juste“ bezeichnet, diskutiert. Denn Flaubert aktualisiert ohne weiteres die humanistische Lizenz vom Übergang rhetorischer in poetische Normierung und tangiert aus seiner Interessenlage das Problem Nichtfiktionalität / Fiktionalität.

67 „*La différance*“, in: Philippe Sollers (Éd.):*Théorie d‘ensemble*, Paris 1968, 65.

68 *De la grammatologie*, Paris 1967, 227; Hinweis bei Trabant (Anm. 12), XII.

69 Siehe Lindorfer (Anm. 57), 93.

70 Barthes (Anm. 19, 426 f.) weist 1967 zum Schluss seines Artikels darauf hin, dass sich mit der Ablösung der Ereignisgeschichte durch die Strukturgeschichte der Streit um die Fiktionalität der Geschichtserzählung erledigen wird.

pher, die Statue verherrliche den Marmor,[71] denn entsprechend sublimiert die *Nomenklatura* als Anordnung unendlich vieler Zeichen die *langue.*

Die dezidiert mimesisresistente Erzählweise im *Nouveau Roman* bestätigt Barthes' Hypothese; drei seiner Kommentare verschaffen seit den 1950er Jahren Alain Robbe-Grillets irregulärer Schreibweise breite Resonanz.[72] Seine Rezension des zweiten Romans von Robbe-Grillet, *Le Voyeur* (1955), betitelt Barthes mit „Littérature littérale". Wortwörtlich konzentriert sich Robbe-Grillets Text auf empirische Phänomene, wozu die erzählte Welt eine eigene Struktur annimmt. Sind die mitgeteilten Dinge, die ins Blickfeld einer Figur geraten, zunächst kontingent verzeichnet, markieren im weiteren Textaufbau Wiederholungen bestimmte Motive, so als würde eine Spur gelegt. Die Dinge bevölkern, besser: möblieren den Zeitraum der Fiktion, jedoch anders als die symbolhaltigen Innenwelten bei Balzac, und sie sind da, wenn sie gesehen werden und abwesend, wenn sich der Blick abwendet. Doch dieser kühle Blick einer Figur auf die umgebende Dingwelt konstituiert nicht, wie es im Roman seit Rousseau möglich wurde, eine Seelenlandschaft. Zola gestaltet als topische Korrespondenzlandschaft Situationen von Lantiers Eintritt in die Welt der Bergwerkmaschinerie und entsprechend seinen Weggang. Bei Robbe-Grillet ist der Text die einzige Wirklichkeit, im Zeichen symbolischer Tiefenlosigkeit, die gerade darum genuines Interesse weckt.[73] Alle epistemischen Systeme der Postmoderne legitimieren, wenn es dem Erwartungshorizont des Adressaten entspricht, das Vergnügen an der tiefenlosen Oberfläche der Texte.

Barthes stellt fest, dass sich Romane von der Machart Robbe-Grillets nicht nacherzählend zusammenfassen lassen, es sei denn, man belässt es als Synopse bei dem Satz, ein Handlungsreisender namens Mathias, der Uhren verkauft, ermordet wahrscheinlich während seines Aufenthalts auf einer Insel ein Mädchen. Das zu beweisende Verbrechen findet im Text buchstäblich nicht statt, der fragliche Zeitraum ist ausgespart, weil der Handlungsreisende als beobachtende Instanz sich nicht selbst als Zeuge seiner Untat in den Blick nimmt.[74] Fern jeder juristischen Lizenz, sich nicht selbst belasten zu müssen, wird einem ästhetischen Gesetz Genüge getan, wodurch aus Sicht und Stimme der fiktionalen Beobachterinstanz die alles entscheidende Leerstelle se-

71 *Espace littéraire* (1955), zitiert nach Rita Schober, *Von der Wirklichen Welt in der Dichtung,* Berlin/Weimar 1970, 21.

72 Roland Barthes: *Essais critiques,* Paris 1964 („*Littérature littérale*", 63–70; „*Il n'y a pas d'école Robbe-Grillet*", 101–105; „*Le point sur Robbe-Grillet?*", 198–205).

73 Siehe Gerhard Regn in: Klaus W. Hempfer (Hrsg.): *Poststrukturalismus – Dekonstruktion – Postmoderne,* Stuttgart 1992, 52–74. Regn (55) erklärt Tiefenlosigkeit zur Fundierungskategorie der Postmoderne.

miotisch frei gehalten wird. Die Figur verschiebt im Zeitraum ihres Inselaufenthalts Zeichen in derart raffinierter Weise, dass Kontingentes detailgenau vorliegt und Notwendiges nichtig erscheint.[75] Wer als Romanleser durch Balzac und Zola geformt wurde, erwartet eine entgegengesetzte Episteme. „Chez Robbe-Grillet, au contraire, les constellations d'objets ne sont pas expressives, mais créatrices (...), en un mot, elles sont littérales."[76] Durch diese Zeichenqualität gewinnen sie die Kraft, den herkömmlichen Code narrativer Genolekte zu desorientieren, entkonditionieren und desinfizieren.[77] Maßnahmen geistiger Hygiene, die essentialistische Hinterlassenschaften betreffen, sind selbstverliehenes Signum der Postmoderne.

Robbe-Grillet selbst hat 1963 in einer Aufsatzsammlung, *Pour un nouveau roman*[78] Konturen seiner Romanidee aufgezeichnet.[79] Dass der Roman seinen Gegenstand neu wählt und den Schreibstil modernisiert, gehört freilich seit jeher zur Geschichte der Gattung. Originell ist, wie Robbe-Grillet dieser ästhetischen Selbstverständigung die Abrechnung mit kollektiv beglaubigten Weltmodellen voranstellt. „Or le monde n'est ni signifiant ni absurde. Il *est*,

74 Die Analyse dieses postmodernen Rückgriffs auf Phantasmata des kanonisierten Kriminalromans bleibt auf der literaturwissenschaftlichen Agenda. Robbe-Grillet (zuerst in *Les gommes* und zuletzt in *La reprise* – der Reprise des Debüts), Manuel Vázquez Montalbán, Umberto Eco oder Laura Mancinelli replizieren ludisch und klischeehaft auf Spannungskonstruktionen der Gattung. Nicht allein, dass ihre Dekonstruktionsverfahren mit Detektiven operieren, die nicht vom Fach sind, die den fremden Blick repräsentieren und verstörende Alterität konfigurieren, ausgewiesen wird beispielsweise in *Mares del Sur*, dass Pepe Carvalho resignierend feststellt, wie wenig die von ihm geleistete Aufdeckung des Verbrechens die auftraggebende Gesellschaft interessiert. Die eine Welt wird für die andere tiefenlos.

75 Barthes überlegt, ob diese Erzählform auf die Dauer Erwartungen des Lesers an die Entfaltung einer Anekdote enttäuschen kann und konstatiert insofern narrative Inkonsequenz, als bei Robbe-Grillet auffällig wiederholte Dinge im Text Symptomqualität annehmen – das Auge der Möwe, das als einzige Instanz die Fähigkeit des Textsubjekts, die Welt im Blick zu sichern, verdoppelt, Schnüre und Seile, die in Kreisen gelegt sind, ein Pfahl, der ein Mordinstrument assoziiert. Barthes unterstreicht die Innovation Robbe-Grillets, da die Geometrie der Dinge nirgends schlüssig expliziert, was sich sinnbildlich hinter den Signifikanten ereignen könnte oder wofür die optische Inventur der Sachen konnotativ steht.

76 Barthes (Anm. 72).

77 Zu Robbe-Grillets Kritik an Balzacs allgegenwärtiger Erzählinstanz, „qui voit en même temps l'endroit et l'envers des choses," siehe *Pour un nouveau roman*, Paris 1963, 147.

78 Mit ausdrücklichem Hinweis, dass hier keine Literaturtheorie entworfen wird, 12, und apodiktisch: „LE NOUVEAU ROMAN N'EST PAS UNE THÉORIE; C'EST UNE RECHERCHE", ebd., 144.

79 Jean Ricardou, der im Unterschied zu Robbe-Grillet die Tel Quel-Ideologeme vertritt, weckt mit seinem Titel Erwartungen, die er kaum einlöst: *Pour une théorie du nouveau roman*, Paris 1971, siehe dazu die Einwände gegen diese „Theorie" von Klaus W. Hempfer: *Poststrukturale Texttheorie und narrative Praxis*, München 1976, 47 ff., 69 ff.

tout simplement. (...) Autour de nous, défiant la meute de nos adjectifs animistes ou ménagers, le choses *sont là.* Leur surface est nette et lisse, intacte, sans éclat louche ni transparence“[80] . Getilgt werden ausdrücklich Nachwirkungen des psychologischen Romans, für den La Fayette steht, und des Gesellschaftsromans, den Balzac als vollständiges Bild der postrevolutionären Sozialdynamik inszeniert. Den Vorwurf gottähnlicher Allwissenheit, der Balzac gilt, wiederholt Robbe-Grillet konsequenterweise gegenüber Sartre, dessen Appell an die identifikatorische Einlassung in die Fiktion er verwirft.[81] Der neue Roman bezieht eine Dimension, die die positivistische Ontologie, wie Roland Barthes registriert, auf eine einseitige visuelle Vermessung der Welt reduziert. Robbe-Grillet notiert, „l‘homme regarde le monde, et le monde ne lui rend pas son regard.“[82] Mit dem Satz interpretiert der Autor seine Figur in *Le Voyeur*. Beide, Erzählinstanz und erzählte Figur bleiben Zeugen ohne essentialistischen Beistand.[83] Paradoxerweise verhält es sich so, dass das Textsubjekt, sei es der Erzähler von außen oder die Figur mit ihrer fiktionsinternen Perspektive, nichts *zu sagen, nur zu sagen hat*. Textwürdig bleibt einzig „cette manière de dire“, kompetente Praxis, Zeichengebilde zu verfertigen.[84]

Gérard Genette untersucht den signifikanten Gebrauch der Tempora in Robbe-Grillets Romanen seit *Le Voyeur* und begründet die Rekurrenz des Präsens mit der epistemisch gegebenen Koinzidenz gegenwärtiger, erinnerter oder imaginärer Szenen im jeweils bezeichneten Zeitraum.[85] Diese Dekonstruktion, die die Temporastruktur der Grammatik gegen Gradmesser der gefühlten Zeit ausspielt, überschreitet alles, was mit erkenntnistheoretischen Auseinandersetzungen mit der neuen Welt nach 1789 zu inventarisieren ist.[86]

Eben dazu äußert sich Michel Foucault (1926–1984). Nachhaltig ist sein Projekt für die epochale Stufung von Epistemen. Durch einen wissensarchäologischen Ansatz ergänzt er Roland Barthes.[87] Bereinigt wird indessen nicht

80 Robbe-Grillet (Anm. 77), 21.
81 Ebd., 39 ff.
82 Ebd., 65.
83 Der Verlust des Essentialismus und der Untergang der bürgerlichen Kultur sind parallel gesetzt, ebd. 154.
84 Ebd. ,153.
85 Gérard Genette: „Vertige fixé“/ „Erstarrter Taumel“, in: Winfried Wehle (Hrsg.): *Nouveau Roman,* Darmstadt 1980, 76–98, hier 80 f.
86 Michel Foucault: *les mots et les choses* {sic},Paris 1966, 378 ff.
87 Siehe Schiwy (Anm. 54), 21, 81.

das Dilemma, in welchem Verhältnis sich Ideologie, Erkenntnistheorie und Epistemologie arrangieren.[88]

Foucault hat seinen Kritikern alle Argumente geliefert, um ihn nicht als klassischen Literaturtheoretiker einzuordnen. Er selbst versteht sich als historisch denkenden Anthropologen, der den Nachweis führt, wie jede Aussage im Format der Rechtsprechung, Historiographie oder Dichtung von Sprachsystemen ihrer Epoche determiniert wird.[89] Wenn Sprachsysteme auch als wesenhaft instabil gelten, sind sie doch der Kapazität des Sprechers vorgeordnet. Foucaults Modell wird dadurch ambig, dass er den modernen Subjektbegriff durch das postmoderne Stigma des "Quasi-Subjekts" ersetzt, das jedoch weder restlos heteronom ist noch autonom handelt.[90]

Wie auch immer: Foucault konfrontiert das Prinzip Subjekt der Moderne mit dem Prinzip „Subjekt" der Postmoderne und liefert eine Fundierungskategorie durch den Wegfall der evidenten Absolutheit und Transzendenz.[91] Idealistische Evidenz im Satz, *ich denke, also bin ich*, hat in der postmodernen Erkenntnistheorie keinen Platz.[92]

Wenngleich der Schwerpunkt der Untersuchungen Foucaults, angelehnt an Nietzsche, fortwährend institutionelle Machtfragen anschneidet, die sich augenfällig mit der planmäßigen Isolierung von Kriminellen und Kranken seit dem 18. Jahrhundert stellen, wird er für die Literaturwissenschaft deswegen satisfaktionsfähig, weil er Möglichkeiten einer produktiven Rezeption des Sprachstrukturalismus ausweist.[93] Die Stimmigkeit seiner Gesamttheorie ist damit noch nicht festgeschrieben.

Mit *Les Mots et les choses* (Titel, den Gallimard gewählt hat, während der Autor selbst die deutsche Version, *Die Ordnung der Dinge,* vorzieht und er selbst als Untertitel *Une archéologie du structuralisme* vorgesehen hat[94]) löst Foucault 1966 einen Skandalerfolg aus. Als verstörend gilt, wie mit strukturalistischen Argumenten die teleologische Entwicklung der Humanwissenschaften bestritten wird und damit sowohl Sartre, der im Manuskript, nicht

88 Siehe Kammler (Anm. 17), 116.

89 Interview mit Madeleine Chapsal, 1966, übersetzt und abgedruckt in: Schiwy (Anm. 54), 203–207, mit der Erwiderung Sartres, 208–213.

90 Siehe Reiner Keller: *Michel Foucault*, Konstanz 2008, 96; zu französischen Reaktionen, u.a. von Luc Ferry, Karl-Heinz Geiß: *Foucault–Nietzsche–Foucault*, Pfaffenweiler 1993, 79ff.

91 Siehe Geiß (Anm. 90), 19 ff. Geiß argumentiert in der Richtung weiter, dass Foucaults Rückgriff auf Nietzsche sein Denken von einer essentialistischen Anthropologie löst.

92 Foucault (Anm. 86), 230 f.

93 Siehe Regn (Anm. 73), 54 f.

94 Siehe Hubert Dreyfus et Paul Rabinow: *Michel Foucault. Un parcours philosophique*, Paris 1984, 9.

mehr in der Buchversion, als vorgestriger Hegelianer attackiert wird, als überhaupt alle Meinungsführer und Weggefährten des Marxismus, darunter Louis Althusser, in die Bedeutungslosigkeit verschickt werden. Fest steht, dass sich Foucaults Kritik an der in Frankreich anhaltenden Konjunktur Hegels, Husserls, Heideggers, der Geschichtsphilosophie und der Daseinsanalyse der Existentialisten entzündet. Der philosophischen Kriegserklärung gleicht sich die ästhetische an, wenn Foucault dekretiert, unzeitgemäß seien disziplinäre Diskurse, Poetiken, die Gattungs– und Stilgrenzen differenzieren. Foucault negiert die gestaltspezifische Codierung und ersetzt sie durch einen allgemeinen Diskurs;[95] wobei zu vermuten ist, dass nicht punktuelle Historizität von Phänomenen, eher die Lähmung des Denkens und der kreativen Phantasie durch Regelpoetik, wie sie sich durch ihre langanhaltende Geschichte beglaubigt, sein Syndrom auslöst.

Regelwidrig, d.h. ästhetisch provokant, eröffnet Foucault seine Streitschrift. In der Vorrede zitiert er Jorge Luis Borges, der eine chinesische Enzyklopädie fingiert, die ein epistemisch irreguläres zoologisches Schema entwirft: Tiere sind demnach und in dieser Reihenfolge zu klassifizieren – weil sie dem Kaiser gehören, sie einbalsamiert sind, gezähmt wurden, Spanferkel sind, Sirenen, Fabelwesen, Straßenhunde, sich verrückt aufführen, zahllos sind, als Zeichnung mit feinem Pinsel aus Kamelhaar festgehalten werden, etc., die einen Krug zerschlagen haben, die von Weitem wie Fliegen aussehen.

Was in dieser Enumeration den eurozentrierten Vorstellungshorizont übersteigt, wird als widersinnig abgetan. Der Akzent auf diesem Vorurteil manifestiert die Wirkung des historischen Apriori des Wissens. Als skandalös angesehen wird die disparate Rubrizierung von Nichtvergleichbarem im enumerativen Textverlauf. Denn für sich betrachtet sind die lebenden und toten Dinge nicht schockierender als landläufige Motive der europäischen Phantasiewelten der Märchen oder gotischer Fratzen. Foucault interpretiert das Aufzählungsmodell von Borges als Unterminierung der Idiomatik und damit der Anordnung von Motiven, die entsprechend einer kulturellen Lizenz Einträge nach Identität und Analogie vornimmt.[96] Zwei methodische Schlüsse zieht er daraus, die Ausrichtung des Forschungsinteresses auf die Intransitivität des Diskurses sowie die Ausblendung des Referenten in der strukturalistischen

95 Zum diskursiven Feld bei Foucault siehe Joachim Küpper: „*Was ist Literatur*“, in: *Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft*, H. 45/2, 2001, 187–215, hier 194.

96 Foucault (Anm. 86), 9: Borges‘ Sprachpraxis ist heterotopisch. Im Unterschied zur Utopie verstört die Heterotopie, weil nichts an seinem Platz ist. Foucault setzt dazu Syntax und Grammatik metaphorisch und konnotiert die Voraussetzung der Klassifizierbarkeit von Weltmodellen.

Trias.[97]

Foucault schreibt für die drei Epochen der Renaissance, Klassik und Moderne eine „Analyse des Sprachgebrauchs in Diskursen". Für jede Epoche nimmt er eigene epistemische Paradigmen an[98]. Sie erzeugen, wobei offen bleibt, ob unterschwellig oder sogleich manifest, fortgesetzt das historische Apriori[99], dessen Veränderung *ex post* durch Diskursanalyse zu ermitteln ist; „ce qui est important, ce qui permet d'articuler en elle-même l'histoire de la pensée, ce sont ces conditions internes de possibilité".[100] Die Möglichkeit, Sprache zu ontologisieren, bewegt die Forschung.[101]

Demnach kennzeichnet die Renaissance die Episteme der Ähnlichkeit, etwa zwischen dem Auge und der entsprechenden Gestalt des Samenkorns einer Heilpflanze. Don Quijote scheitert, weil er im Kampf gegen Windmühlen die inzwischen entwertete Ähnlichkeitsrelation mit Riesen vorausgesetzt hat. Zentrale Episteme der Klassik ist Repräsentation. Repräsentation setzt voraus, dass Dinge nach widerspruchsfreien Schemata beobachtet, zerlegt und systematisch zu Komplexen zusammengefügt werden.[102] In der Moderne schließlich wird ein prekär gewordenes menschliches Vermögen zur globalen Welterkenntnis thetisch.[103]

---

97 Siehe Kammler (Anm. 17), 61.

98 Siehe Vittoria Borsò: „*Utopie des kulturellen Dialogs oder Heterotopie der Diskurse?*", in: Hempfer (Anm. 73), 95–117, hier 103 f.

99 Foucault (Anm. 86)). Als Leistung Cuviers gilt: „Tout l'apriori historique d'une science des vivants se trouve par là bouleversé et renouvelé" (287). Entsprechend: „Les dispositions grammaticales d'une langue sont l'a priori de ce qui peut s'y énoncer" (311).

100 Ebd., 287 f.

101 Siehe Kammler (Anm. 17), 66 ff.

102 Derart taxonomisch verfahren seit Montaigne die französischen Moralisten, zeitgenössische Dramatiker und Erzähler, die sich dieser Anthropologie anschließen. Die Rede ist in Maximen und Sentenzen vom Menschen schlechthin, wie er sich als Gattungswesen jederzeit und überall darstellt, wobei Themen der Theologie nunmehr als freies Räsonieren über die Lebensführung gehandelt werden.

103 Hier sei vermerkt, dass erst spät nachgewiesen wurde (Rainer Marx: *„Foucaults Irrtum", Frankfurter Rundschau* , 24. 4. 1999, bezieht sich auf Bildanalysen von Hermann Ulrich Asemissen, 1992), dass ausgerechnet das erste Kapitel, das zum Erfolg des Buches beigetragen hat, kunsttheoretische Fehlinterpretationen enthält. Foucault beschreibt in „Les suivantes" (19–31) das Gemälde von Velázquez, *Las Meninas* (1656), in der Absicht, das Wesen der klassischen Repräsentation zu exemplifizieren. Vom Kunsthistoriker muss sich Foucault vorhalten lassen, dass er das barocke Spiel mit Spiegelungen verkennt und seine Hypothese von der Unmöglichkeit eines Subjekts zur Selbstrepräsentation deswegen fraglich wird, weil das Gemälde einen Maler als Subjekt zeigt, der die Repräsentation des Hofstaats wahrnimmt und sich zu dessen Wiedergabe zum Objekt, das er in das Bild einbaut, macht. Foucault versucht aber nachzuweisen, dass die Episteme der Klassik diesen Anspruch noch nicht vorsieht.

Vor dem 18. Jahrhundert, so Foucaults Strategem, sind die gefährdete Existenz des lebenden, arbeitenden, erkrankenden Einzelnen und seine Lebensdauer kein Thema. Denn Descartes' erkenntnistheoretische Axiomatik gilt so lange, als in dieser Selbstbezogenheit primär das Wort, nicht der Sprecher souverän ist und der klar strukturierte Diskurs Evidenz leistet. Er operiert mit derartiger Verbvalenz, dass das Sein zum Objekt des Denkens erklärt wird. „Cogito, ergo sum" wird zum Beispielsatz wie das Wort ohne individuelle Kompetenz „la transparence des choses" garantiert.[104]

Im 19. Jahrhundert vollzieht sich ein Umsturz in der Weise, dass die Welt, weil sie aufhört, *die* Welt zu sein, sich nicht mehr restlos im Wort offenbart, vielmehr Wörter Dinge problematisch, u.a. fach- und sondersprachlich verschriften. Das seit dem 19. Jahrhundert wirkende Apriori, „interpréter et formaliser", enthüllt seine Schwäche ausgerechnet im Entwurf der romantischen Ästhetik, weil sie zumindest in der Lyrik Intransitivität der Literatur legitimiert, die immer weniger bezeichnet oder nachahmt und ihre Selbstbezüglichkeit ausbaut.[105] Dieser Parameter bagatellisiert die Leistung der die dynamische Gesellschaft erklärenden Narrativik von Stendhal bis Zola. Denn diese setzt, wie die Gebrauchssprache, auf Transitivität; der Prozess erklärt andererseits, warum Flauberts Erzählstil der Alternanz von „maximaler mimetischer Eindringlichkeit" und Konterkarierung dieser Textvaleur[106] nicht nahtlos in die genannte Autorenreihe passt.

Wenn Foucault mit der Kategorie der genealogischen Abfolge arbeitet, Abfolgen, die sich episodisch, inkongruent, jedenfalls nie teleologisch vollziehen, rekurriert er auf die Orientierungsinstanz der Postmoderne Nietzsche, nähert sich dessen Setzung geschichtlicher Abläufe als Metamorphosen, Zwischenfälle, Fehlgriffe, Übergänge und Untergänge an. Allerdings distanziert er sich von Nietzsches Sarkasmus, der im „Vorspiel einer Philosophie der Zukunft", *Jenseits von Gut und Böse,* den „historischen Geist"[107] dafür tribunalisiert, dass er zum „Karneval großen Stils, zum geistigsten Faschingsgelächter" und einer „aristophanischen Welt-Verspottung" strebt.[108] Foucault nähert sich der Katastrophentheorie in *Zur Genealogie der Moral* soweit an, als historische Veränderung durch „Selbstaufhebung" geschieht,[109] wobei er

104 Foucault (Anm. 86), 322.
105 Ebd., 313.
106 Siehe Joachim Küpper: „*Mimesis und Botschaft bei Flaubert*", in: *Romanistisches Jahrbuch* LIV, 2004, 180–212, hier 206.
107 Der Historiker, ob Nihilist oder Gutmensch, gehört vors Narrengericht, denn er ist „halb Pfaff, halb Satyr, Parfum Renan". Nietzsche (Anm. 30), 895.
108 Ebd., 686.

in die Nähe einer Aporie gerät, wenn er einerseits geschichtliches Handeln entpsychologisiert[110] und andererseits dem Inventar der in der Genealogie verzeichneten Strategien einen aus dem Wissen geborenen Willen zur Macht unterlegt.[111] Von Foucaults Ansatz her wird aporetisch, was bei Nietzsche topisch ist. Foucault kann zwar nicht hinreichend erklären, weshalb Comtes bedingungslose Ausgliederung der Metaphysik seit dem 19. Jahrhundert die fortgesetzte Rede von einer Metaphysik des Lebens, der Arbeit, der Sprache nicht verhindert, wohl aber konzentriert er sich auf die Deutung der Leitfunktion des gesellschaftlichen Faktums bei der Ermöglichung von Wissensformationen.

Drei simultane und von Foucault epistemisch gleichgeschaltete Domänen, die Biologie, Ökonomie, die bisher nie von dieser Analogie konzipiert worden ist, und Philologie („étude du langage"), formieren die neue Humanwissenschaft.[112] Ihre Oberflächen nehmen Projektionen auf. Im Falle der Reflexion über Diskurse entwirft Foucaults Methode eine anonyme, sprachkompetente Instanz, die „surface". Die Sprache („le langage") ist wie ein Bild, das auf diesem Oberflächenkonstrukt auftrifft. Hier kann abgelesen werden, welcher Sinn („un sens") menschlicher Praxis zufällt. Es bleibt also bei Nietzsches These von der Formation der Wissenskonfigurationen, und Foucault verdeutlicht seine Aussage dahin, dass unter der Voraussetzung des „représentable" die Wahrnehmung von positivem Sinn negativen Sinn nicht ausschließt.[113] Seine archäologisierende Anthropologie gipfelt schließlich in einer *Figura,* die sich in jansenistischer Aura bei Pascal[114] findet – dem enteigneten Menschen mit dem aberkannten Status eines Souveräns. Die fällige Exegese kommt nicht ohne metaphysische Zugriffe aus. Erfahrungen seiner Genealogie, Altlasten der Menschheitsgeschichte, enteignen den Menschen, bereichern ihn nicht, berauben ihn des Traums vom Goldenen Zeitalter und der Sehnsucht nach der allgemeinen Sprache vor der babylonischen Verwirrung oder der Schönheit des Urschreis der Menschheit, „Aimez-moi", mit dem, wenn man Rousseau glauben soll, harmonische und längst noch nicht

109 Ebd., 898. Zur Beschäftigung Foucaults mit der *Genealogie der Moral* siehe Kammler (Anm. 17), 65.

110 Siehe Dreyfus/Rabinow (Anm. 94), 161.

111 Zu Foucaults Aufsätzen über Nietzsche seit 1971 siehe Dreyfus/Rabinow (Anm. 94), 157ff.

112 Foucault (Anm. 86), 368. Foucault setzt für alle Sektoren, also auch die Ökonomie, die nämlich gültige Episteme voraus.

113 Ebd., 368 f., 372.

114 Siehe Blaise Pascal: *Pensées*. Éd. Louis Lafuma, Paris 1952, Fragment 220, Seite 161: „Ce sont misères de grand seigneur, misères d'un roi dépossédé."

entfremdete Gesellschaft eröffnet wird.[115] Foucault formuliert den Verlust mit dem Neologismus „deshistoricisé,“[116] der die Tragik erhellt. Alle Träume der Menschheit sind Universalien, die an dem Punkt sich auflösen, da der Einzelne, nicht mehr das Gattungswesen Mensch, im 19. Jahrhundert seine individuelle Geschichtlichkeit als Gefährdung erfährt, seit für ihn die Verheißungen, deren sich das Menschengeschlecht erinnert, entfallen. Er ist nicht mehr eingebettet in Geschichte als *Histoire,* sondern lebt seine jeweilige, offene Geschichte und erfährt, dass diese *histoire* auf der Basis von Beziehungen („rapports“) rapide und riskant verläuft.[117] „L‘homme est une invention dont l‘archéologie de notre pensée montre aisément la date récente. Et peut-être la fin prochaine.“[118] Ohne Nietzsches Mythos vom letzten Menschen oder Lyotard zu apostrophieren, denkt Foucault das Ende der Großen Erzählungen als Defizit einer Geborgenheit. Entsprechend konzentriert er sein Literaturbild auf Dichter wie Hölderlin, die Surrealisten, Bataille, Blanchot oder Kafka, da seine Skepsis bei ihnen die Verarbeitung eingebrochener und verworfener Strukturen des einzelnen Daseins, die nur noch in ihrer Rätselhaftigkeit und fragmentarisch zu vermitteln sind, thematisiert sieht.[119]

Epilog, kein Schluss

Profiteur postmoderner Umbrüche sind die Narrativik und mit ihr die Narratologie, während der kulturrevolutionäre, ursprünglich romanfeindliche Surrealismus in Bretons Manifest an zentrifugalen Projekten der eigenen Gruppe scheitert, seit politische Lyrik, invektivisch auf die französische Innen- und Kolonialpolitik der Dritten Republik gerichtet und als panegyrischer Beitrag zum Sozialistischen Realismus mit dem Denk- und Schreibstil der *écriture automatique* nicht zu rechtfertigen ist, und vollends seit Aragons Romane als Destruktion des Surrealismus wahrgenommen werden.

Wenn der Strukturalismus, *mise en abyme* literarischer Technik wie ihrer Technologie, ein eigenes Feld beansprucht, verbindet er, was über die herkömmliche poetologische Selbstverständigung hinausreicht, die Produktion auf der Objekt- und Metaebene mit der Ergründung epistemischer Koordinaten; der Zeitgeist, *Geist auf Zeit*, konditioniert mit der Zuständigkeit des Wis-

115 Zum postumen *Essai sur l‘origine des langues* siehe Jürgen Trabant, *Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache*, Frankfurt a.M. 1998, 153 ff.
116 Foucault (Anm. 86), 380.
117 Ebd., 38 f.
118 Ebd., 398.
119 Ebd. 395f.

sens das Schreiben, Lesen und überhaupt jede Weltaneignung. Vorstellbar wäre für Foucault wie Barthes das Paradox eines von der Linguistik bereits angedachten „structuralisme diachronique".[120] Roland Barthes erhebt den Entwurf zum Desiderat und erläutert an der Entgrenzung rhetorischer Topoi am Ende des 19. Jahrhunderts sowie der Neufassung der Wirkungen metasprachlicher Konnotation, wie Hjelmslev sie untersucht, die Notwendigkeit, Verfallsdaten jedes Code zu bestimmen. „Quels sont les signifiants de connotation? leur étendue? leur système?"[121] Fast zeitgleich mit Barthes' These (1965), eröffnet Foucault 1966 vor der Projektionsfläche genealogischer Umbrüche mit der Privilegierung der Trias Biologie, Ökonomie und Philologie eine epistemische Neubestimmung von Diskursen. Barthes dementiert ausdrücklich den Anspruch von Lukács und Brecht, einzig über die Konstellation von Sozialgeschichte und ideologischen Formationen den Kern von Literarizität zu entschlüsseln. Sein früherer Anspruch, Robbe-Grillet wortwörtlich zu lesen,[122] berechtigt ihn zur Feststellung, der Marxismus, den Philippe Sollers als Herausgeber von *Tel Quel* nie in Frage stellen lässt, versage vor dem „mystérieux" literarischer Diskurse. Als Gegenmaßnahme projiziert er das Konzept einer Literaturgeschichte, die über Ideen- oder Gattungsgeschichte hinaus eine bisher nicht intendierte Epochisierung, „une nouvelle intelligence de l'histoire"[123] konstruiert. Unter Berücksichtigung der Alternanz im „caractère stable et périssable des codes d'écriture" werden eigene Konfigurationen fällig. Damit leistete diese poststrukturalistische Literaturgeschichte, deren Denker mit der Tel Quel-Gruppe die Entkanonisierung der Erzählform Balzacs und Zolas betrieben und ihnen den apokryphen Status verpasst haben, im Idealfall die Aufhebung von Diktaten, die entsorgen, was als nicht zeitgenössisch und darum nicht zeitgemäß wahrgenommen wird.[124] 1971 zitiert Barthes beiläufig die Geschichtsphilosophie Vicos, dessen Konzept der sich in Spiralen vollziehenden Geschichte dieses Projekts geschichtsphiloso-

120 Barthes (Anm. 12), „*Réponse à une enquête sur le structuralisme*"(1965), 1353–1354.

121 Ebd., 1533.

122 Ebd., 934 (Text von 1961; Kritik an der adjektivischen Filmsprache in *L'Année dernière à Marienbad*).

123 Ebd., 1534. Früher notiert er, dass Michelet zwei geschichtsphilosophische Modelle ausgleicht, Herders Wachstumstheorie („Histoire-Plante") und Vicos Spirale. Ebd., 261. Zu Michelets aktiver Vicorezeption siehe Jürgen Trabant: „*Mon Vico, mon juillet, mon principe héroïque. Poetische Charaktere im historiographischen Diskurs Michelets*" in: Brunhilde Wehinger (Hrsg.): *Konkurrierende Diskurse*. FS Winfried Engler, Stuttgart 1997, 57–77 sowie Jürgen Trabant: *Neue Wissenschaft vom alten Zeichen: Vicos Sematologie*, Frankfurt a.M 1994.

124 Wie Stendhal in *Racine et Shakespeare* dieses Dilemma offen legt, bleibt exemplarisch.

phisch sichern kann.[125] Mit der Wiedereingliederung der Diachronie in das Sprachdenken, ohne die Barthes und Foucault die angenommenen Zeiträume der Sedimentierung von Wissen in der Sprache, der Sprachwerdung der Welt, nicht rechtfertigen können, wird nicht grundsätzlich aufgegeben, dass Zeichen über ihren Status eines Produkts hinaus produktiv wirken. Imaginäres wie Empirisches wären nichts, wenn sie nicht zur Sprache gebracht würden.[126] Der Prozess dieser Veranschaulichung wird primär innersprachlich verhandelt. Wenn Barthes epistemische Umschichtung an Dementis, die exemplarisch die Auflösung des Korpus an Topoi aufrufen, festmacht, bestätigen sie seine Vision, wonach alternierende Sprachformen aller Textklassen Rückschlüsse auf die Endlichkeit von Weltanschauungen eröffnen.

Wenn auch seit dem Tode von Barthes und Foucault vom Collège de France keine hegemonialen Lektionen zum Thema Wissen über Texte ausgegeben werden, ist der Nachdruck auf epistemischen Systemen, die das „individuelle und kollektive Subjekt" transzendieren",[127] nach wie vor geeignet, die Opposition von affirmierender oder unterminierender Inhaltsästhetik, die für Sartre die Entfaltung der französischen Literatur seit der Aufklärung regelt, neu zu beschildern. Vorentscheidungen der postmodernen Ästhetik sind ernst zu nehmen, wenn mit kunstphilosophischer Absicht das Zeichen als tiefenlos auszuweisen ist.[128] Was aber, wenn sich Oberfläche in Oberflächlichkeit erschöpft[129] oder, wie Baudrillard[130] annimmt, Bildoberflächen als Simulacra aufgelöst werden?

---

125 Barthes (Anm. 19), 1168.

126 Christian Kohlross (*Die poetische Erkundung der wirklichen Welt. Literarische Epistemologie 1800–2000,* Bielefeld 2010, 27) diskutiert von diesem Punkt aus die Erträge nichtempirischer Epistemologie *versus* philosophischer Erkenntnistheorie.

127 Siehe Borsò (Anm. 98), 105.

128 Barthes (Anm. 19), 1533. Gerhard Regn analysiert entsprechend einen Roman von Laura Manicelli, *I dodici abati di Challant (1981)*. „*Postmoderne und Poetik der Oberfläche*", in: Hempfer (Anm. 73), 52–74.

129 Ebd., 70. Für Regn ist sichergestellt, „dass die Ästhetik der Oberfläche sich nicht in bloßer Oberflächlichkeit erschöpft", weil die Reflexionsleistung solcher Texte erkenntnisfördernde Akte sind. Dies funktioniert, solange durch die Doppelcodierung postmoderner Texte (69) kein präreflexives, vergnügungssüchtiges Leseverhalten ins Spiel kommt.

130 Siehe J. Baudrillard: *Simulacres et simulation*, Paris 1981.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 145–168*

Armin Jähne

Mitläufer wider Willen oder Parteigänger Hitlers. Wilhelm Webers Berliner Jahre (1932–1945)[1]

Vortrag in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 14. Februar 2008

Wilhelm Weber, geboren 1882 in Heidelberg, ein Schüler von Alfred von Domaszewski,[2] wurde ebendort 1907 promoviert und 1911 Privatdozent. 1912 ging er nach Groningen, wo er den Lehrstuhl für Alte Geschichte übernahm. Weitere universitäre Stationen waren 1916 Frankfurt a. Main, 1918 Tübingen, 1925 Halle (Saale) und letztendlich 1932 Berlin. Er war der Althistoriker in Deutschland, der zu seiner Zeit die meisten Rufe erhielt. In Berlin trat er die Nachfolge von Ulrich Wilcken (1862–1944) an. 1945 erfolgte im Zuge der Entnazifizierung seine Entlassung.[3]

I.

Webers Berliner Jahre bedeuteten in sehr direkter Weise den Abschluss seiner universitären Laufbahn, nicht aber seiner wissenschaftlichen Arbeit, die er nach 1945 in eingeschränktem Maße und unter erschwerten Bedingungen fortführte. Mit dem Jahre 1945 endete auch jegliche Form seiner bis dahin mehr oder weniger aktiven gesellschaftspolitischen Einflussnahme. Weber kam als ausgewiesener, erfahrener und erfolgreicher Hochschullehrer nach Berlin, und auch hier wirkte der charismatische Mann, dessen Lehrveranstaltungen gut und auch gerne besucht wurden, ausgesprochen schulbildend. Aus der vielzähligen Schülerschaft insgesamt seien aus der älteren Generation stellvertretend zwei Antipoden genannt: Victor Ehrenberg (1891–1976), ab

1 Gehalten am 14. Februar 2008, gekürzt. Auf die Analyse der Publikationen Webers und seiner Lehrtätigkeit 1933–1945 wurde aus Platzgründen verzichtet.

2 St. Rebenich, Zwischen Anpassung und Widerstand? Die Berliner Akademie der Wissenschaften von 1933–1945, in: B. Näf (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus (Kolloquium Universität Zürich 1998), Mandelbachtal, Cambridge 2001, S. 214.

3 J. Vogt, Wilhelm Weber + , Nachruf in: Gnomon 21, 1949, S. 176–179.

1919 bei Weber in Tübingen (zuvor bei Eduard Meyer /1855–1930/),[4] und Fritz Taeger (1894–1960). Ehrenberg, weil deutscher Jude, musste 1938 mit tschechischem Pass aus Prag, wo er seit 1929 an der deutschen Universität Alte Geschichte lehrte, nach England emigrieren. Taeger wurde Professor in Marburg und zeigte sich gegenüber dem nationalsozialistischen Regime in Deutschland sehr konzessionsbereit.[5] Ein anderer, den Verhältnissen im 3. Reich ebenso angepasster Schüler Webers war Joseph Vogt (1895–1986), von 1940 an Professor in Tübingen.[6]

Das zeitnächste Urteil über den Hochschullehrer Weber findet sich in seiner Personalakte beim Sicherheitsdienst des Reichsführer SS. Dort wird registriert, dass Webers Vorlesungen an der Berliner Universität deshalb gut besucht waren, weil „die aktuelle Behandlung der althistorischen Probleme nicht nur diejenigen Hörer fesselt, welche Altertumswissenschaft oder Geschichte studieren, sondern auch Vorgeschichtler, Landes- und Siedlungshistoriker wie Kunstgeschichtler anzuregen imstande ist". Als Beispiel für eine gelungene Lehrveranstaltung Webers wird sein im Wintersemester 1939/40 gehaltenes Kolleg „Römisches Imperium und britisches Empire" angeführt. „Geschichtliches Wissen und Nachdenken der geschichtlichen Vorgänge wurden hier mit der Gegenwart verbunden und auffallende Analogien des Niedergangs des römischen Reiches mit demjenigen des Empire beobachtet".[7]

Webers Qualität und Leistung als Hochschullehrer betonen viele seiner Schüler. In diesem Sinne hat sich auch Victor Ehrenberg in seinen „Personal Memoirs" zu seinem Tübinger Lehrer bekannt, und er hat nach 1945 den freundschaftlichen Kontakt zu Weber wieder hergestellt, trotz der ihm zur Last gelegten nationalsozialistischen Vereinnahmung.[8] Der sehr kritische Karl Christ kommt ebenfalls nicht umhin, die charismatische universitäre Vermittlerrolle Webers anzuerkennen, und vermerkt die ihn umgebende, „zu höchstem Einsatz stimulierende Arbeitsatmosphäre", die von Studenten oder

4 G. Audring et al. (Hrsg.), Eduard Meyer–Victor Ehrenberg. Ein Briefwechsel 1914–1930, Berlin, Stuttgart 1990, S. 25, 28.

5 Besonders sein Werk: Das Altertum. Geschichte und Gestalt, Bd. 1–2, Stuttgart 1939.

6 V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike – Bemerkungen zur Forschungsgeschichte, in: B. Näf (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft, 2001, S. 75 unter Berufung auf W. Rueggs Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung vom 20. September 1949.

7 ZB 7079, PA Weber, Personeneinschätzung Weber, S. 4.

8 G. Audring et al. (Hrsg.), Eduard Meyer – Victor Ehrenberg, 1990, S. 25f., 29. Das von den Herausgebern benutzte Exemplar von Ehrenbergs „Personal Memoirs" befindet sich im Archiv der Research Foundation for Jewish Immigration in New York.

Doktoranden empfundene Freiheit zur „Entfaltung der eigenen Kräfte“ und den sie „beglückenden persönlichen Kontakt“ zum verehrten Lehrer und zu ihren Mitschülern.[9]

II.

In der Forschung ist man sich über Weber weitgehend einig. Er gilt heute als exponierter Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie, der pathetisch die neue Volksgemeinschaft beschwor und sich rasch an Faschismus und Nationalsozialismus anpasste (Losemann), der „entschieden für den Nationalsozialismus eingetreten sei“ (Demandt) und sich – quasi als ihr weltanschaulicher Erneuerer – „mit Verve um den Aufbau einer nationalsozialistischen Altertumswissenschaft bemühte“ (Rebenich), als „alter Nationalsozialist“ (Heiber), schlicht als „der Nationalsozialist W. Weber“ (Wolf) oder „passionierter Vermittler eines nationalsozialistischen Geschichtsbildes für die Antike“ (Christ).[10] Johannes Irmscher bezeichnet ihn gar – nicht zu Unrecht – als „üblen Sykophanten“.[11]

Die in der Forschung zur deutschen Altertumswissenschaften im Nationalsozialismus über Weber verbreitete *opinio communis* deckt sich mit der Personeneinschätzung Webers durch die SS. Dort wird ihm bescheinigt, dass er nicht nur zu den hervorragendsten Vertretern der Altertumswissenschaft zählt, „sondern auch einer der wenigen Gelehrten ist, welche diese Wissenschaft im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung zu pflegen sich

9 K. Christ, Römische Geschichte und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3: Wissenschaftsgeschichte, Darmstadt 1983, S. 128, 178; ders., Hellas. Griechische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft, München 1999, S. 255, 271.

10 H. Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966, S. 121 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 13); V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 48, 75f., 111f.; ders., Nationalsozialismus und Antike – Bemerkungen zur Forschungsgeschichte, in: B. Näf (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft, 2001, S. 73; G. Audring et al. (Hrsg.), Eduard Meyer – Victor Ehrenberg, 1990, S. 25f.; B. Näf, Zu den Forschungen über Antike und Altertumswissenschaften in der Zeit von Faschismus und Nationalsozialismus, in: ders. (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft, 2001, S. 51 (zitiert A. Demandt); St. Rebenich, Zwischen Anpassung und Widerstand? Die Berliner Akademie der Wissenschaften von 1933–1945, in: B. Näf (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft, 2001, S. 214; U. Wolf, Rezensionen in der Historischen Zeitschrift, im Gnomon und in der American Historical Review von 1930 bis 1943/44, in: B. Näf (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft, 2001, S. 425; K. Christ, Hellas,1999, S. 296.

11 J. Irmscher, Die klassische Altertumswissenschaft in der faschistischen Wissenschaftspolitik, in: H. Gericke (Hrsg.), Altertumswissenschaften und ideologischer Klassenkampf, Halle (Saale) 1980, S. 90 (MLU Halle-Wittenberg, Wiss. Beiträge 1985/35 /L 16/).

bemühen und Weber sie kulturpolitisch nutzbar zu machen versteht".[12] Nichts anderes wurde im April 1942 in einem Schreiben des SS-Sturmbannführers Turowski an den SD-Abschnitt Braunschweig gesagt: „Weber ist zwar nicht in der Partei, gehört aber zu den führenden positiven Kräften in der Altertumsforschung, der eine saubere kulturpolitische Linie verfolgt".[13] Damit könnten, was den Nationalsozialisten Weber betrifft, alle Zweifel ausgeräumt sein.

Die in der wissenschaftshistorischen Nazismusforschung vorherrschende Meinung über Weber zeichnet ein sehr schwarz gemaltes, holzschnittartiges Bild von ihm, ohne Übergänge. Auffallend ist, dass die jüngeren Kollegen Fritz Taeger, Joseph Vogt, Helmut Berve (1896–1979) oder Herrmann Bengtson (1909–1989) in ein viel günstigeres Licht gerückt werden. Selbst Fritz Schachermayer (1895–1987) und Franz Altheim (1897–1976) erfahren eine zurückhaltende und nachsichtige Behandlung. Eine gewisse Schonung lässt sich auch beim deutlich „brauneren" Richard Harder (1896–1957) erkennen,[14] Schüler des emigrierten Werner Jäger, und nicht selten der Widerpart Webers. Harder avancierte Ende 1940 zum Leiter der „Hohen Schule–Außenstelle München, Institut für Indogermanische Geistesgeschichte" und wurde im Mai 1941 an die Universität München berufen. Seit 1933 war er Mitglied der SA. Das Projekt „Hohe Schule der Partei", eine Art Universität der NSDAP, war im März 1937 Alfred Rosenberg unterstellt worden, sollte aber erst nach dem Kriege voll verwirklicht werden. Rosenberg gelang es indes, als Vorstufen der späteren Gründung einige „Außenstellen der Hohen Schule im Aufbau" einzurichten, u.a. das von Harder geleitete Münchener Institut. Ziel war es, die „Hohe Schule" zur „zentralen Stätte der nationalsozialistischen Forschung, Lehre und Erziehung" zu machen.[15]

Es drängt sich der Verdacht auf, dass Weber vor allem wegen seiner gut belegten und ihn eher belastenden Rolle in der Berufungspolitik und wegen bestimmter pronazistischer Äußerungen im universitären wie außeruniversitären Bereich zu einer Art von Sündenbock innerhalb der Altertumswissenschaften gemacht werden sollte und wurde. Erleichternd für diese Schuldzuweisung kam hinzu, dass Weber sehr früh – Ende 1948 – verstarb. Weber mit

12 ZB 7079, PA Weber, Personeneinschätzung Weber, S. 1f.
13 ZB 7079, PA Weber, Schreiben des SS-Sturmbannführers Dr. Turowski vom 29. April 1942 aus dem Reichssicherheitsamt an den SD-Abschnitt in Braunschweig.
14 Richard Harder: o. Professor Königsberg 1927, Kiel 1930, München 1940, Münster 1952.
15 Siehe dazu und zur Rolle Harders V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 139–151.

seiner Verortung im nazistischen System war aber unter seinen Zunftbrüdern und inmitten der damals aktiven deutschen Geisteswissenschaftler nicht einer unter allen, aber auch nicht einer unter wenigen. Er war einer unter vielen und stellte damit keine singuläre Erscheinung dar. Das führt zu der grundsätzlichen Frage: War Weber tatsächlich, wie allgemein angenommen, der besonders exponierte Nationalsozialist unter den deutschen Altertumswissenschaftlern oder bedürfen sein Verhältnis zum Nationalsozialismus und seine Einbindung in das System nicht doch einer stärkeren Differenzierung? War alles, was er tat, sagte oder schrieb, einzig nationalsozialistisch determiniert? Gab es für Webers nationalsozialistische Aktivitäten moralische, wissenschaftlich-sachliche und andere Grenzen oder stellte er sich dem deutschen Nazismus bedenkenlos zur Verfügung? Ist nicht auch bei ihm zwischen zeitbedingtem wissenschaftspolitischem und aktuell-politischem Engagement und einer wirklich konsequent nationalsozialistischen Gesinnung zu unterscheiden? Welches Ausmaß hatten seine Verstrickung in den Nationalsozialismus und die Tragweite seiner Mitverantwortung angenommen?

III.

Karl Christ hat 1971 in seiner Skizze „Zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte in Deutschland“ all jenen eine methodische Richtschnur in die Hände gegeben, die es sich – unabhängig von Zeit und Land – zur Aufgabe gemacht haben, das „Leben und Werk der maßgebenden Althistoriker“ zu erforschen, ihrem persönlichen Schicksal nachzugehen und deren politisches Engagement, soweit es vorhanden, zu hinterfragen. Das heißt, laut der Maxime Christ’s, die „Bedeutung der geistigen, religiösen, gesellschaftlichen und politischen Einflüsse auf die Formung der Persönlichkeit, auf die Wahl der historischen Perspektiven und Themen“ zu untersuchen. Speziell für Deutschland und die Auseinandersetzung mit den unter dem Naziregime tätigen Altertumswissenschaftlern verlangte er, „die Wechselverbindungen zwischen monarchistischen und imperialistischen Positionen und der Weimarer Republik und der Bewertung antiker Phänomene... wie generell das Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Antike“ zu analysieren.[16] Berücksichtigt werden sollte in diesem Zusammenhang auch der Hinweis Arnaldo

16 K. Christ, Zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte in Deutschland, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 22, 1971, S. 592f. (zit. nach V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, in: B. Näf (Hrsg.), Antike und Altertumswissenschaft, 2001, S. 79).

Momiglianos, die nazistischen Historiker in allen ihren Phasen des „vollen Nazismus, des Pränazismus und des Postnazismus“ kennenzulernen.[17]

Für Weber und alle anderen seiner Kollegen kämen für die pränazistische Phase, versteht man sie als rein zeitliche Kategorie, nur die Jahre von 1919 bis einschließlich 1932 in Frage. Wird sie inhaltlich betrachtet, könnte jeder der nazistischen Historiker zu unterschiedlichen Zeitpunkten in diese Phase eingetreten sein. Nun meint aber Johannes Irmscher, dass „von einer dezidiert nationalsozialistischen Altertumswissenschaft vor 1933 nicht die Rede sein“ kann.[18] Allem Anschein nach war auch keines der altertumswissenschaftlichen Ordinariate vor 1933 mit einem Mitglied der NSDAP besetzt worden.[19] Die meisten Fachvertreter hingen in der Weimarer Republik, die als missglücktes Gegenstück zur „Monarchie Bismarckscher Prägung“ betrachtet wurde, den politischen Kreisen der Konservativen, der Deutschnationalen oder der Deutschen Volkspartei an. „Der Nazipartei“, so noch einmal Irmscher, „brachte man zwar in ihren Zielen Verständnis entgegen, während man sich von ihren als unseriös empfundenen Methoden des politischen Kampfes zumeist distanzierte“.[20] Schon frühzeitig hatte der Mediävist Karl Friedrich Werner auf die „Verbreitung eines wenn nicht voll rassistischen, so doch geistesverwandten Gedankengutes“ in der deutschen Geschichtswissenschaft lange vor Hitler hingewiesen.[21] Keineswegs nur auf Deutschland beschränkt und immer auch vor dem Hintergrund immenser sozialer Gegensätze, geisterten das „Rassische“, „Völkische“, „Mythologische“, Machtverherrlichung und eine „Blut-und-Boden-Romantik“ seit dem Ende des 19. Jahrhunderts durch Europas Kulturwelt. Daraus konnte zweifelsohne schnell ein irrationaler Kryptofaschismus erwachsen,[22] aber ihn in den 1920er Jahren als gängig

17 Bei K. Christ, Neue Profile der Alten Geschichte, Darmstadt 1990, S. 290.

18 J. Irmscher, Die klassische Altertumswissenschaft in der faschistischen Wissenschaftspolitik, 1980, S. 77; und er fährt fort: „Die ‚Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes’ des Jenaer Rassentheoretikers Hans F. K. Günther, die dazu den Anstoß hätte geben können, ist von der Fachwissenschaft fast völlig unbeachtet geblieben“. Dazu V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 93f.; auch K. Christ, Hellas, 1999, S. 297.

19 K. F. Werner, Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1967, S. 43; dazu J. Irmscher, Die klassische Altertumswissenschaft in der faschistischen Wissenschaftspolitik, 1980, S. 91 Anm. 4; nach V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 77 befanden sich auch nach der faschistischen Machtübernahme keine Altparteigenossen unter den auf Lehrstühle gesetzten Althistorikern.

20 J. Irmscher, Die klassische Altertumswissenschaft in der faschistischen Wissenschaftspolitik, 1980, S. 76.

21 Bei V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 13f.

22 R. Hamann, J. Hermand, Stilkunst um 1900, Berlin 1967, S. 365.

für die deutsche Altertumsforschung anzunehmen, dürfte sicher überzogen sein.

Zwei Richtungen dominierten vor 1933 in der griechisch-römischen Altertumskunde: die dem Historismus und Positivismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts verpflichtete, die in Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf (1848–1931) ihre Ikone hatte und auf zahlreiche wissenschaftliche Großleistungen verweisen konnte, und jene, die unter dem Begriff des sogenannten Dritten Humanismus an den Namen Werner Jaeger (1888–1961) geknüpft war. Weber war kein Anhänger des Dritten Humanismus, scheint sich aber auch der historistisch-positivistischen Hauptströmung nicht voll zugehörig gefühlt zu haben, obwohl er mit ihr entwicklungsgeschichtlich stärker verbunden war. Nach 1933 zog er gegen beide Richtungen mit viel Eifer zu Felde.

Aus dem Dritten Humanismus führte, wie die konsequente Haltung Jaegers und sein vergeblicher Behauptungswille zeigen, [23] kein direkter Weg hinüber in das nationalsozialistische Welt- und Geschichtsbild. Einfacher verlief hingegen die Anpassung der historistischen Richtung, aber auch ihre Selbsteingliederung in das nationalsozialistische Ideengefüge war nicht allumfassend und nicht tiefgründig.[24] Einer, dem aus einer gewissen Opposition gegen die traditionelle Methodik altertumskundlicher Forschung die Hinwendung zur „nationalsozialistischen Wissenschaft“ und Wissenschaftspolitik leichter fiel, war Weber, und so trat er nach 1933 – mehr als andere, aber nicht sonderlich erfolgreich –g egen eine positivistische Analytik auf und für eine Erneuerung der Altertumskunde, namentlich der Alten Geschichte, im nationalsozialistischen Sinne – Bedeutung der Persönlichkeit und Macht der Idee – ein.[25]

---

23 J. Irmscher, Die klassische Altertumswissenschaft in der faschistischen Wissenschaftspolitik, 1980, S. 76f.; zu Jaeger, der nach einer Gastprofessur 1936/1937 in Schottland nicht nach Deutschland zurückkehrte, S. 79–81.

24 V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 75 (so Weber selbst), 84f., 89f., 176; J. Irmscher, Die klassische Altertumswissenschaft in der faschistischen Wissenschaftspolitik, 1980, S. 79; K. Christ, Hellas, 1999, S. 296f.

25 Für das Verständnis des nationalsozialistischen Neuen könnte folgende Aussage Taegers nützlich sein (1939): „Wir aber haben heute wieder den Mut, nach den tieferen Gründen zu fragen, weil wir in dem äußeren Ablauf, der für den Positivismus das Entscheidende war, nur eine Oberflächenerscheinung sehen, und wir werten, weil wir wieder an den Sinn des Lebens glauben und… von der Bedeutung der Persönlichkeit durchdrungen sind und die Macht der Idee kennen. Uns beirrt des seichte Geschwätz eines wurzellosen Relativismus nicht mehr“. Bei Christ, Hellas, 1999, S. 257f.

Was lässt sich über das politische Credo des pränazistischen Weber sagen? In der Einschätzung seiner Person durch die SS heißt es zum Schluss: „W. hat bereits anlässlich seiner 1919 in Tübingen gehaltenen Rede seine Gesinnung ausgesprochen und seitdem bis auf den heutigen Tag seinen Standpunkt beibehalten“. Auch andere messen dieser Rede – es ist Webers akademische Antrittsrede in Tübingen – eine Schlüsselrolle bei.[26] Er sprach damals „Zur Geschichte der Monarchie“. Derartige Reden waren nach der Niederlage im 1. Weltkrieg, nach Abdankung des Kaisers und Revolution keine Seltenheit. Sie waren zeitbedingt Ausdruck eines durch die Position des Verlierers und Geächteten bewirkten „nationalen Affektes“ oder einer dadurch hervorgerufenen nationalen Homogenisierung, mit denen, wie Christ richtig beobachtete, „entweder dezidierte Bekenntnisse zu Monarchie oder aristokratisch-elitäre Selbsteinschätzungen und Maßstäbe“ einhergingen, „während sowohl die universalen Verbindungen als auch die demokratischen Elemente zurückgedrängt wurden“.[27]

Webers an Beispielen aus der persischen und griechisch-römischen Geschichte sich orientierende Rede stellt insbesondere das idealisierte Herrschertum Hadrians als Sozial-, Wohlfahrts-, Friedens- und Kulturkaisertum gegen jede Art von schlechtem Herrscher, gegen Tyrannis und hohles Despotentum.[28] In der „Herrschaft des starken Mannes“ erblickte Weber „eine Form der Lebensgemeinschaft“, „ohne die der Menschenverband keine Lebenskraft hat“, denn „alles drängt auf das eine hin: ‚Nicht Menschheit, sondern Ü b e r m e n s c h ist das Ziel!’“.[29] Aber nicht der Übermensch schlechthin war das Ziel Webers, sondern, ganz im Sinne des Aristoteles, der Übermensch als aufgeklärter Monarch, als Friedensfürst, als sozial gerechter und eudaimonistischer Herrscher, nicht jedoch als Diktator. Weber beruft sich auf Jakob Burckhardt, dass bei Krisen, wie Deutschland sie nach dem verlorenen Kriege durchlebte, „die Anfänger nie die Vollender sind, obwohl jedermann am Anfang einer Krisis Überfluss an vermeintlich großen Männer erwartet; ich glaube auch dies“, so Weber, „dass diese Größen rasch vergehen, da sie nie ein allgemeines, nur das Programm und die Wut einer Partei darstellen. Weil es für alle Weltkrisen der 6000 Jahre gilt, die es Geschichte gibt, ist Burckhardts Wort erschütternd groß: ‚Inzwischen reift, von wenigen

26 ZB 7079, PA Weber, Personeneinschätzung Weber, S. 9; J. Vogt, Wilhelm Weber †, Nachruf, 1949, S.177; G. Audring et al. (Hrsg.), Eduard Meyer – Victor Ehrenberg, 1990, S. 25.
27 K. Christ, Römische Geschichte und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3, 1983, S. 200.
28 W. Weber, Zur Geschichte der Monarchie, Tübingen 1919, 7–10.
29 Ebenda, S. 26.

erkannt, zwischen gewaltigen Gefahren derjenige heran, welcher dazu geboren ist, die schon weitgehende Bewegung zu einem Abschluss zu führen, deren einzelne Wogen zu bändigen und sich rittlings über den Abgrund zu setzen...'" Er schließt mit dem Satz: „Wünschen wir und unserem Reich, dass der Erlauchte bald kommt!"[30] Webers feinsinnige Rede war der Lobgesang auf eine besondere, ideale Erscheinungsform der Monarchie und eine deutliche Absage an die Republik, den „reinen ‚Volksstaat'", dem gegenüber er sich voller Misstrauen zeigte. Angesichts des Sturzes dreier großer europäischer Monarchien, der Romanows in Russland, der Hohenzollern in Deutschland, der Habsburger in Österreich-Ungarn und von der heutigen Warte aus, muss Webers Standpunkt anachronistisch erscheinen und für überholt gelten, präfaschistisch war er nicht.[31] Als Weber diese Rede hielt, waren die NSDAP noch nicht gegründet und die Weimarer Republik gerade im Entstehen. Adolf Hitler hatte die politische Bühne noch nicht betreten.[32]

Einen anderen Geist als die akademische Antrittsrede atmete die am Sedanstag 1917, am 2. September, in Frankfurt im Ausschuss für Volksvorlesungen gehaltene Rede „Drei Jahre Weltkrieg". Nüchtern-sachlich beschreibt Weber die Segnungen der langen Friedensperiode nach dem Kriege von 1870/1871 für das deutsche Volk. Gleichzeitig aber bereitete sich ein neuer Krieg von völlig anderen Dimensionen vor: „der Krieg des Maschinenzeitalters mit seinen ungeheuerlichsten Möglichkeiten".

Suggerierte Weber einerseits Zuversicht, blieb er andererseits skeptisch. Ist an einen baldigen Frieden, da der Krieg unverändert weiter tobt, überhaupt zu denken? „Es sieht aus", so seine Hoffnung, „als seien allein noch Mächte imstande ihn zu bezwingen, die an innerer Kraft und äußerem Aufwand der Gewalt des Krieges gewachsen sind". Jene Mächte waren ihm „Stockholm[33] und das heilige Rom: der alte internationale Sozialismus und die katholische Kirche. Misslingt ihre Mission, verlieren sie nichts; befreien sie aber die Welt von dem Ungetüm Krieg, dann jauchzt eine Welt ihnen zu. Für dieses Ziel ha-

30 Ebenda, S. 27.

31 Vogts Meinung im Nachruf, 1949, S. 177, dass in dieser Rede „die Erscheinungsformen und geistigen Gehalte der Monarchie für W. zu erregenden Problemen geworden" sind, kann eigentlich zugestimmt werden.

32 Die zweite Korrektur der gedruckten Rede ist am 25. Januar 1919 erfolgt; am 5. Januar 1919 wurde die Deutsche Arbeiterpartei gegründet, die später in der NSDAP aufging (als NSDAP vom 24. Januar 1920); Hitler wurde am 12. Sept. 1919 Mitglied der DAP; die Weimarer Nationalversammlung trat am 6. Februar 1919 zusammen, die Weimarer Verfassung trat am 11. August 1919 in Kraft.

33 Bezieht sich auf die 1917 in Stockholm stattgefundene Konferenz zur Beendigung des 1. Weltkriegs, die aber ohne Ergebnis blieb.

ben Sozialismus und Kirche aus tiefer Überzeugung die uralten Ideen, die längst die ihrigen waren, sich in ihrer neuen Form angeeignet; ...Vernichtung des Krieges überhaupt, Freiheit und friedliches Zusammenleben der Völker, Völkerbund und Waffengang aller gegen den zukünftigen Störenfried des Glücks der Menschengesellschaft: es sind uralte Ideen des demokratischen Programms. Es sind Ideen von fanatisierender Kraft".[34] Die Monarchie, der Kaiser werden in dieser Rede mit keinem Wort erwähnt. Es fehlt auch jegliches nationalistisches Hurrageschrei, aber zu spüren ist ein unterschwelliger Argwohn gegen die Demokratie, der Weber die Lösung der Widersprüche von Krieg und Frieden, von Demokratie und Imperialismus nicht so recht zutraut. Während er aber in seiner Antrittsrede von 1919 auf das „große Individuum" hofft, den „Erlauchten", der fähig ist, das deutsche Reich aus der Krise zu führen, gab es in Webers Frankfurter Gedächtnisrede von 1917 einen solchen Führer bereits: den „ins Riesenhafte" gewachsenen Feldmarschall Paul von Hindenburg,[35] den er nach verlorenem Krieg, dann doch nicht mehr für groß und vertrauenswürdig hielt.

In einem Personalbogen, den Weber, wie Losemann meint, frühestens im Oktober 1934 ausgefüllt hat (wenn nicht später – A.J.), gibt er an, dass er sich bereits 1917/1918 als Redner der Deutschen Vaterlandspartei betätigt habe, die zu diesem Zeitpunkt sehr heterogen zusammengesetzt war.[36] Auch will er im April 1919 „Mitbegründer des nationalen Studentenbundes Tübingen" gewesen sein. Außerdem hat Weber eingetragen, dass er am 26. Oktober 1923 „in deutschnationaler Versammlung" eine „Rede für den Nationalsozialismus" gehalten habe. Dass Weber, trotz dieser Selbstdarstellung, die eher einen sich bewusst gebenden Opportunismus nach 1933 ausdrückt, ein „alter Nationalsozialist" war, scheint fraglich zu sein. So jedenfalls sieht es Losemann, dem ich mich anschließe.[37] 1947 behauptete er auf gleiche Weise, von seinem Vater als Marxist, der er nicht war, erzogen worden zu sein.[38] Der zeitnahe und mit der damaligen Situation vertraute J. Werner zählte 1945/46

34 W. Weber, Drei Jahre Weltkrieg, Frankfurt/Main 1917, S. 8f., 15–18, 20f., 29.

35 Ebenda, S. 31.

36 Sie wurde am 2. September 1917 in Königsberg gegründet. Ihr gehörten Vertreter der Wirtschaft, des Geisteslebens, der konservativ, deutsch-national, linksliberal oder nationalchauvinistisch gesinnten Kreise an; siehe H. Hagenlücke, Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreichs, Düsseldorf 1997 (für die Auskünfte zu den Parteien danke ich Herrn Prof. Gerhard Engel). In UA HUB Personalakte Wilhelm Weber ist davon nicht mehr die Rede.

37 V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 207 Anm. 14.

38 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Brief Webers an Brugsch vom 22. Juli 1947, letzte Seite.

Weber zu jener älteren Generation von Hochschullehrern, die sich 1933 unter zum Teil „beschämenden Begleitumständen gleichschalteten“ und – wie Weber auch – „unter Preisgabe der Gesinnung“ ihren Lehrstuhl behielten. „Der Mangel an bürgerlichen Tugenden in den ersten Monaten des Regimes“, beklagt Werner, „hat sich in der Folgezeit bitter gerächt“. [39]

Weber gehörte zu dem Kreis von Personen, die zwischen 1919 und 1933 politisch liberal bis konservativ gestimmt waren, denen die Weimarer Republik nicht passte, die den Friedensvertrag von Versailles als „nationale Schmach“ empfanden, die kommunistische Ideen strikt ablehnten, andererseits aber auch Distanz zur äußersten Rechten, den Nationalsozialisten, wahrten. Auf Weber und seinesgleichen trifft wohl am besten zu, was Friedrich Meinecke am 3. März 1933 in seinem Protestbrief an den Kollegen Lockemann schrieb. Lockemann gehörte zu den Organisatoren einer „Versammlung der deutschgesinnten preußischen Hochschuldozenten“, die am 25. Februar 1933 im Festsaal des Preußischen Landtages stattfand, und zu den Mitunterzeichnern einer entsprechenden nazifreundlichen Erklärung, die ein Schritt hin zur Gleichschaltung der Berliner Universität war. „Es sollte den ersten Unterzeichneten“, wie Meinecke äußerte, „nicht unbekannt sein, dass es viele Kollegen von stärkster nationaler Gesinnung gibt, die diese Kundgebung nicht mit ihrem vaterländischen Gewissen zu vereinigen vermögen. Sie fühlen sich unter einer Pression, ..., wenn sie durch eine solche Aufforderung, das heutige Regierungssystem zu begrüßen, vor ein Nein oder Ja gestellt werden, umso mehr, als das heutige Regierungssystem dazu neigt, denjenigen die volle nationale Gesinnung abzusprechen, die sich nicht unbedingt zu ihnen bekennen“.[40] Der Brief wurde von Meinecke dem Rektor zur Kenntnis gegeben und ist deshalb in den Universitätsakten erhalten geblieben.

Weber wurde letztlich doch einer von den nicht wenigen Altertumskundlern in Deutschland, die sich 1933, wie Theo Herrle 1947 in der kulturpolitischen Monatsschrift „Aufbau“ feststellte, in „erbärmlicher Würdelosigkeit“

39 J. Werner, Zur Lage der Geisteswissenschaften in Hitler-Deutschland, in: Schweizerische Hochschulzeitung (Revue Universitaire Suisse), Zürich, 1945/46, Heft 2, S. 71, 72. Prof. J. Werner war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieses ausgesprochen kritischen Artikels Militärinternierter in der Schweiz und zuvor an der Universität Straßburg tätig. Die Redaktion der Zeitschrift bescheinigt ihm, dass „er seit langer Zeit in der Opposition zum damaligen nationalsozialistischen Regime“ stand, so dass „seine Darstellung eigener Anschauung und Haltung entspricht“.

40 UA HUB Rektor/ Senat 21/1 Bl. 71–74: zur Versammlung der deutschgesinnten preußischen Hochschuldozenten und der Ergebenheitserklärung Berliner Hochschullehrer (Berliner Universität); Bl. 77: Brief von F. Meinecke.

„der Scheinwissenschaft zur Verfügung stellten oder sich mindestens vor ihr verbeugten“. Wenig früher – ebenfalls im „Aufbau“ – hatte Victor Klemperer rückblickend das Fazit gezogen: „Ohne den bewussten Verrat der deutschen akademischen Führerschicht an den Dingen des Geistes und der Menschlichkeit, ohne die Prostitution der deutschen Wissenschaft in all ihren Zweigen hätte sich das Hitlertum unmöglich durchsetzen und so lange halten können“.[41]

IV.

Es folgt nun ein Zeitsprung in das Jahr 1946. Im Befehl Nr. 4 des Oberbefehlshabers der Sowjetischen Militärverwaltung und des Oberkommandierenden der Gruppe der Sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland vom 8. Januar wird für den 20. Januar 1946 die Wiederaufnahme der Lehre und des Studiums in der Universität der Stadt Berlin angewiesen. Gleichzeitig wird unter Punkt 2 angeordnet, dass für die Leitungsorgane der Universität, der Fakultäten und der Institute und für die Berufung auf die Lehrstühle wie für die Lehrtätigkeit insgesamt keine Personen zuzulassen sind, die Mitglied der NSDAP waren.[42] Noch im Juni 1945 war mit der sogenannten Entnazifizierung begonnen worden. Mit ihr befasste sich anfangs der Leitende Ausschuss des Amtes für Wissenschaften beim Magistrat von Berlin (Abteilung Volksbildung). Dort wurden die politischen Fragebögen und Selbstcharakteristiken von Hochschuldozenten eingesehen und bewertet. Weil ihn der Ausschuss laut Protokoll vom 3. Juli 1945 für nazistisch belastet einstufte, kam Weber für eine neuerliche Tätigkeit an der Berliner Universität nicht mehr in Frage.[43]

Nun war Weber aber nie Mitglied der NSDAP. In der Zentralkartei wie in der Ortsgruppenkartei der NSDAP existieren keinerlei Belege für eine solche Mitgliedschaft.[44] In der Akte des Sicherheitsdienstes Reichsführer SS wird

41 Th. Herrle, Nationalsozialismus und Altertumswissenschaft, in: Aufbau, Jg. 3, 1947, Heft 7, S. 29; V. Klemperer, Aufbau, Jg. 2, 146, Heft 10, S. 1039 (zitiert nach Th. Herrle, ebenda).

42 LA Berlin, C Rep. 120 Nr. 69, Bl. 20; K.-H. Wirzberger, Die Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1973, S. 175, Abb. 7. Zum Vorgang der Entnazifizierung H. Maskolat, Die Wiedereröffnung der Berliner Universität im Jahre 1946, in: Forschen und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 1960, S. 612–614.

43 Merkwürdigerweise wurde im Fall von Werner Peek des Verfahren am 17. Juli noch einmal aufgenommen und am 7. August 1945 seine kommissarische Zulassung verfügt (LA Berlin, C Rep. 120, Bl. 56 und 71).

44 Ich bedanke mich bei Frau Dr. Erika Schwarz, die für mich diese Recherche durchgeführt hat.

Webers Parteimitgliedschaft gleich zweimal verneint. Im Bericht über die Person Webers aus dem Jahre 1942 heißt es in der Begründung: „Auch hier kommt eine seiner Charaktereigentümlichkeiten zum Ausdruck. Er möchte nicht um Aufnahme bitten, sondern um den Eintritt in die Partei gebeten werden. Mehr als eine Schrulle kann darin nicht gesehen werden".[45] Weber trat auch später nicht in die NSDAP ein. Insofern stimmt seine Angabe im Personalfragebogen, ausgefüllt am 12. Juni 1948. Hier verneint Weber seine Mitgliedschaft in der Nazi-Partei ebenso wie in deren Gliederungen und angeschlossenen Verbänden.[46] Das jedoch bedeutet nicht den völligen Ausschluss mehr oder minder engerer Kontakte zu parteinahen Einrichtungen. Es gibt zwei weitere Dokumente, die belegen, dass Weber der NSDAP fernblieb. Das erste ist ein Vordruck vom 1. Oktober 1937, der entweder allen Mitarbeitern der Universität oder nur den Hochschullehrern zugesandt worden und an den Rektor rückadressiert war. Durch Unterschrift bezeugte Weber: „Ich gehöre weder der NSDAP an, noch habe ich mich um eine Aufnahme in die Partei beworben". Dieser Erklärung ist unter dem19. Oktober 1937 ein Schreiben beigefügt. Darin heißt es, „dass ich 1. im Jahre 33 der Partei nicht beitrat, weil ich nicht äußerlich als einer der Spätlinge erscheinen wollte; 2. von einer Bewerbung um die Mitgliedschaft im Jahre 1937 nichts gewusst habe;[47] 3. dass ich vermutlich einer der wenigen Hochschullehrer bin, der schon am 26. Oktober 1923 (Datum von Weber unterstrichen – A.J.) in einer politischen Versammlung für Adolf Hitler und seine Bewegung gesprochen hat und seither unentwegt auf der gleichen Linie gehandelt und gewirkt hat".[48] Es folgt ein vierter Punkt, der in einem anderen Zusammenhang noch von Interesse sein wird. In seinem Zusatzschreiben erweckt Weber den Eindruck, als versuche er, sich mit Schutzbehauptungen dafür zu rechtfertigen, dass er kein Mitglied der NSDAP wurde. Gleichzeitig war er bemüht, sich als gefolgstreuen Nationalsozialisten darzustellen.

---

45 ZB 7079, PA Weber, Schreiben Dr. Turowski vom 29. April 1942 und Personeneinschätzung Weber, S. 8f. (im Bericht wird auf Webers Reise nach Rumänien im März 1942 Bezug genommen).

46 UA HUB Personalakte Weber, Personalfragebogen 1948, S. 3 (diese Personalakte Webers ist nach 1945 angelegt worden).

47 Weber hatte die vom Rektor geforderten Erklärung „Ich habe mich am … 1937 um die Mitgliedschaft in der NSDAP beworben, zuständige Ortsgruppe in … Str. Nr. …" zu bejahen oder zu verneinen. Offensichtlich hatte es 1937 eine solche Werbeaktion gegeben.

48 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Personalfragebogen 1948, Webers handschriftliches Schreiben an den Rektor vom 19. Oktober 1937.

Weber hat sich permanent und mit Erfolg dem Eintritt in die NSDAP verweigert. Was die SS in diesem Zusammenhang als „Schrulle“ einstufte, war aber weder einer angeblichen Eitelkeit noch besonderer politischer Voraussicht Webers geschuldet, sondern dürfte mehr einem geistigen Aristokratismus, dem eigenen hohen Selbstwertgefühl und Drang nach persönlicher Unabhängigkeit entsprungen sein. Am 9. Mai 1947 schrieb Weber, als er um seine Rehabilitierung und Wiedereingliederung in die Berliner Universität kämpfte, an den Mediziner Theodor Brugsch (1878-1963), der damals dem „Leitenden Ausschuss für Hochschulfragen“ beim Berliner Magistrat angehörte:[49] „Ich hätte natürlich in eine Partei eintreten können (nach dem 2. Weltkrieg – A.J.), um durch sie weiter zu kommen. Ich musste den Gedanken – jetzt so selbstverständlich wie zu allen früheren Zeiten – verwerfen, da ich als Historiker (Historiker von Weber unterstrichen – A.J.) mich einfach nicht binden kann. Ich weiß, dass andere es sich bequem gemacht haben, muss daher um meiner Grundauffassung (willen) mehr leiden als je in meinem Leben. Ich kann aber nicht anders“.[50] Webers offenbar fester Wille, die Mitgliedschaft in einer Partei grundsätzlich abzulehnen, sollte als wahrhaftig und vom Motiv her akzeptiert werden. Die fehlende Parteibindung bedeutete aber nicht, dass Weber sich außerhalb der NSDAP von jeglicher nationalsozialistischer Gesinnungsäußerung fernhielt, er nicht doch Sympathien für die Nationalsozialisten hegte und sich – politisch wie wissenschaftlich – im Interesse des nazistischen Herrschaftssystems engagierte, obwohl er sich im Personalfragebogen von 1948 und in den Anlagen dazu als – verständlicherweise – eher stillen Hitlergegner darzustellen versuchte.

Deshalb muss gefragt werden, welche Konsequenzen sich vor dem Hintergrund geforderter nationalsozialistischer Gleichschaltung für jemanden ergeben konnten, der wie Weber nicht der NSDAP beitrat, und ob die Nichtmitgliedschaft in der Partei anderweitig kompensiert wurde. Aufschlussreich ist, was dazu der Zeitzeuge J. Werner schreibt: „Unter den Universitätsprofessoren konnten nur die vor 1933 habilitierten vereinzelt auf die Parteimitgliedschaft verzichten, die im übrigen eine rein nominelle mit entsprechender Beitragszahlung ohne weitergehende politische Verpflichtungen war. Ohne Parteizugehörigkeit wurde es in den Jahren vor dem Kriege unmöglich, gegen den Rosenberg-Kreis die Unabhängigkeit in Forschung und Lehre zu behaupten. Wer diesen Weg nicht ging, war gezwungen, beizeiten auszuwandern

49 H. Maskolat, a.a.O., S. 610.
50 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Brief an Brugsch vom 22. Juli 1947.

oder seinen Beruf aufzugeben".[51] Dass es auch einen dritten Weg gab, macht das Beispiel Webers deutlich, der vor den neuen Machthabern einknickte, sich ihnen – ohne Parteimitglied zu sein – zur Verfügung stellte und sich in Anpassung an die nationalsozialistische Weltanschauung nützlich machte. SS und NSDAP konnten daher die „Schrulle" Webers problemlos akzeptieren, weil er zumindest der Linie ihrer Wissenschaftspolitik folgte und in dieser Sache mit den Staats- und Parteiämtern zusammenarbeitete, ohne vielleicht diese Bindung zu eng werden zu lassen.

Weber war weder in der SA noch im Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbund organisiert. Er befand sich, im Gegenteil, in einem schwierigen Verhältnis zu dessen Vertretern, die ihn von den Veranstaltungen des Bundes wie dem Würzburger „Dozentenlager" 1941 fernhielten (dafür aber Schachermayr und Taeger).[52] Am Augsburger „Lager" 1942 nahm Weber ebenfalls nicht teil, was zu heftigem Streit Anlass gab. In der SS-Akte wurde ausdrücklich gewünscht, dass „Prof. Weber, der nicht zu dem Kreis um Harder gehört, zu der Tagung nicht nur eingeladen wird, sondern auch das Wort ergreift".[53] In der Einschätzung der Person Webers (aus der gleichen Akte) wird Harder als die entscheidende „treibende Kraft" im Kampf gegen Weber angeführt. Seine etwas unsachliche Ablehnung begründete er wie folgt: Er verwies „auf das hastende, unstete Wesen Webers. Außerdem wolle Weber immer nur seine eigene Meinung den anderen aufdrängen, so dass ein ersprießliches Arbeiten mit Weber auf einer Tagung unmöglich sei", auch seien „die geistesgeschichtlichen Konsequenzen der Weber'schen Forschung ... untragbar". Erstaunlich ist, auf welche Weise sich ausgerechnet der Nationalsozialist Harder über den „nationalsozialistischen Erneuerer" der Alten Geschichte Weber äußerte. Im SS-Bericht wird dazu vermerkt, dass „Charakterschwächen nicht einen Ausschluss von einer wissenschaftlichen Tagung" rechtfertigen.[54]

Es scheint, dass Weber in seiner Berliner Zeit von einer seltsamen Aura umgeben war, die zunehmend zu einer Entfremdung zwischen ihm und vielen seiner Kollegen – selbst den nationalsozialistischen – führte. Der Verdacht eines Bruches drängt sich auf, der mit seiner Amtsübernahme in Berlin und der

51 J. Werner, a.a.O., S. 76. Alfred Rosenberg (1893-1946) mit seinem „Kampfbund für deutsche Kultur" und dem Amt Rosenberg.

52 V. Losemann, Nationalsozialismus und Antike, 1977, S. 97.

53 ZB 7079, PA Weber, Schreiben Dr. Turowski's vom 29. April 1942.

54 ZB 7079, PA Weber, Personeneinschätzung Weber, S. 1; die Tagung des Dozentenbundes fand vom 2.- 5. Juni 1942 in Augsburg statt; im SS-Bericht galt – „nach hier vorliegenden Meldungen" – die Veranstaltung zwar als geplant, nicht aber als durchgeführt (!).

nationalsozialistischen Machtergreifung zusammenhing. Er bedeutete einen offenbar schwerwiegenden Einschnitt in Webers Leben, bewog ihn zur politischen Umorientierung und überschattete seine Beziehungen zu einem Teil der deutschen Fachwelt.

Webers Berufung nach Berlin verlief nicht problemlos. Der Versuch, 1927 dem Ruf nach Berlin zu folgen, scheiterte ebenso wie im Jahre 1924, weil es großen Widerstand gegen Weber gab. Am 24. Dezember 1930 wies der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die Neubesetzung des Lehrstuhls für Alte Geschichte an, den bislang Ulrich Wilcken innehatte, und forderte die Philosophische Fakultät auf, entsprechende Berufungsvorschläge einzureichen. Weber war anfangs nicht unter den Kandidaten. Am 26. Februar 1931 wurden die Namen Michael Rostowzew, Ernst Kornemann und Ulrich Kahrstedt ins Spiel gebracht.[55] In der Sitzung der Berufungskommission vom 13. April erhielt Matthias Gelzer bereits einen festen Listenplatz. Gesprochen wurde über die Kandidatur von Walter F. Otto und den hier erstmals erwähnten Weber.[56] Am 25. April erfolgte ein weiterer Vorschlag: 1. Ernst Kornemann, 2. Kahrstedt und 3. Berve,[57] der zwei Tage später wieder verworfen wurde. Die Kommission bestätigte Gelzer und nahm jetzt Weber in die Berufungsliste auf. Für ihn hatten sich Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, Robert Holtzmann, Carl Heinrich Becker und Herrmann Oncken eingesetzt. Ludwig Deubner, Jaeger und Wilcken lehnten den Vorschlag ab.[58] Wilamowitz-Moellendorf, der bald darauf starb, hatte Weber noch mitgeteilt, er solle nie nach Berlin gehen, denn der Hass dort sei ewig.[59]

In der Kommissionssitzung vom 3. Juni sprachen sich acht ihrer Mitglieder für und acht gegen die Kandidatur Webers aus. Den formellen Ausschlag, ihn nicht vorzuschlagen, gab die Stimme des Dekans. Angesichts des knappen Ergebnisses wurde auf die Liste vom 18. Mai mit Kornemann, Gelzer und Berve zurückgegriffen und „in einer besonderen Präambel begründet, aus welchen Bedenken die Fakultät ihn (Weber – A.J.) dem Ministerium nicht vorzuschlagen in der Lage sei“.[60] In der abschließenden Fakultätssitzung vom 11. Juni 1931 kam es erneut zu einer „lebhaften Diskussion“, warum Weber für die ausgeschriebene Stelle nicht in Frage kommt.[61] Der Wider-

55 UA HUB Philos. Fak. 1475, Bl. 376.
56 UA HUB Philos. Fak. 1475, Bl. 378.
57 UA HUB Philos. Fak. 1475, Bl. 379–383.
58 UA HUB Philos. Fak. 1475, Bl. 384.
59 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Lebensdaten, S. 2.
60 UA HUB Philos. Fak. 1475, Bl. 391 (schriftliche Gegenstimme Meissners); Bl. 392 (es gab für diesen Kompromiss 11, dagegen 6 Stimmen).

stand gegen ihn in der Fakultät war also beträchtlich. Der weitere Verlauf der Berufungsverhandlungen und der Weg, auf welchem Weber letztlich doch auf den Lehrstuhl für Alte Geschichte gelangte, ist in den Akten des Universitätsarchivs nicht verzeichnet. Am 28. Dezember 1931 teilte ihm Adolf Grimme (1889-1963),[62] der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung mit, dass er zum 1. April 1932 in die Philosophische Fakultät der Universität Berlin berufen worden sei.[63] Dieser Entscheidung war offenbar ein „Sondervotum aller Historiker und des Orientalisten Carl H. Becker" (1876–1933) vorausgegangen.[64]

Weber dürfte von den Vorgängen und Querelen, die mit seiner Berufung nach Berlin zusammenhingen, auf die eine oder andere Weise, in groben Zügen, gefiltert oder in Andeutungen Kenntnis erhalten haben. Sie werden sein Selbstverständnis als anerkannter Wissenschaftler, erfolgreicher Hochschullehrer und als Persönlichkeit verletzt, ihm den Start in Berlin nicht gerade leicht gemacht haben. Bald schon kamen wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten, Zank und Vertrauensverlust hinzu. Auffallend ist immerhin, dass Weber in den Fakultätssitzungen zwischen 1932–1945 nicht sonderlich in Erscheinung trat, soweit sich das aus den immer nichtssagender werdenden Protokollen entnehmen lässt, und er oft und meist unentschuldigt fehlte.

In dem offenbar nicht abgesandten Brief vom 2. April 1933 an einen (noch nicht identifizierten) Herrn Geheimrat schreibt Weber: „Ich weiß von erheblichen Machenschaften gegen mich. Die oben erwähnten heftigen Äußerungen Herzogs bezogen sich auf ihren Anlass (sie waren fachlicher, aber wohl auch persönlicher Natur – A.J.). Ich habe bisher ruhig geschwiegen, denn ich halte es für unter meiner Würde, auf Angriffe zu antworten, wenn sie so töricht sind, wie diese es sind. Ich hoffe, dass ich nicht gezwungen werde, aus meiner Reserve herauszutreten". Zum Ende des Briefes äußert sich Weber noch einmal in ähnlichem Sinne: „Wenn ich alles sagen oder gar schreiben könnte, was ich weiß und was mich oft tief bewegt, Sie würden verstehen, dass ich manchmal mit dem Gedanken spiele, auf mein Lehramt zu verzichten. Es sind Augenblicke der Verzagtheit nach tollen Kämpfen mit mir selber; keiner kann heute wissen, ob nicht vis maior (höhere Gewalt – A.J.)

61 UA HUB Philos. Fak. 39, Bl. 81f.

62 Der Sozialdemokrat Adolf Grimme, der zum Kreis entschiedener Schulreformer gehörte, trat 1930 als Kultusminister in die preußische Regierung ein. 1932 wurde er seines Amtes enthoben.

63 UA HUB Philos. Fak. 1476, Bl. 62.

64 So Weber in UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Anlage Lebensdaten, S. 2.

ihn zur Strecke bringt; soweit ich in Frage komme, werde ich, wenn es sein muss, meine Überzeugungen mit den Zähnen verteidigen. Ich habe unverantwortlich lange geschwiegen, ich kann reden und schreiben und fürchte den Teufel nicht, nur Gott, vor dem ich mich in jeder Minute meines Daseins zerknirsche".[65]

V.

Am 31. Januar 1933, einen Tag nach Hitlers Machtübernahme, fand um 11 Uhr auf dem Hegelplatz eine vom Nationalsozialistischen Studentenbund organisierte Kundgebung statt, auf der u.a. die Forderung laut wurde, sozialistischen Studierenden den Zutritt zur Universität zu verweigern. Anschließend zertrümmerten studentische Anhänger der NSDAP Anschlagbretter und Aushängekästen der sozialistischen, kommunistischen und jüdischen Korporationen.[66] Am 22. Februar 1933 sprach der Vizekanzler Franz von Papen im überfüllten Audimax der Universität. Der Rektor leitete die Versammlung mit Worten ein, die nichts anderes als die Anpassung der Universität an die neuen Machtverhältnisse ausdrückten. Für den Abend des 25. Februar 1933 hatte die Fachgruppe für Deutsche Kultur, Fachgruppe Wissenschaft, Gruppe Preußen zu einer Versammlung der deutschgesinnten preußischen Hochschuldozenten in den Festsaal des Preußischen Landtages eingeladen. Von einigen Berliner Universitätsprofessoren war dazu eine Erklärung deutscher Universitäts- und Hochschullehrer vorbereitet und ein Bekenntnis dazu unterschrieben worden. Als Hauptredner trat der spätere Reichsminister Bernhard Rust auf. Der Veranstaltung folgten neuerliche, von nationalsozialistischen Studenten initiierte bzw. provozierte Krawalle an der Universität, die mit Semesterbeginn neuen Auftrieb erhielten. Friedrich Meinecke bemerkte dazu in seinem schon einmal zitierten Brief vom 3. März: „Wenn im Texte der Kundgebung an die feurige Begeisterung der akademischen Jugend für die nationale Volksbewegung erinnert wird, so muss ich mein Erstaunen darüber aussprechen, dass die Disciplinlosigkeiten und Excesse der Intoleranz, die von eben dieser Jugend hier und an anderen Universitäten begangen worden sind, mit dem Mantel der Liebe überdeckt werden".[67]

65 Brief Webers vom 2. April 1933 an einen Herrn Geheimrat (der offenbar nicht abgeschickte Originalbrief).

66 Berliner Börsenzeitung Nr. 53, 1. Februar 1933 unter der Überschrift „Die Zwischenfälle in der Universität".

67 UA HUB Rektor/ Senat 21/1 Bl. 77.

Ende März sollte der Rektor Kohlrausch von den Studentenführern verhaftet und gestürzt werden, was offenbar verhindert werden konnte. Auch die Bestrebungen, den Rektor zu einer öffentlichen Kundgebung für den Nationalsozialismus zu bewegen, scheiterten. Weber will sich diesem Ansinnen, nach eigener Angabe, gleichfalls widersetzt haben.[68] Ohne Zweifel war die politische Situation an der Berliner Universität äußerst widerspruchsvoll. Auf der einen Seite standen eine damals noch Minderheit nationalsozialistisch ausgerichteter Hochschullehrer und eine große Zahl von Studenten, die sich mit den neuen Machtverhältnissen identifizierten und die „beschämende Diktatur wild gewordener Studentenschaftsführer" (so J. Werner) unterstützten.[69] Auf der anderen Seite fanden sich Gruppen antifaschistischer Studenten ohne größeren, nachhaltigen Einfluss und jene Professoren, die sich dem nationalsozialistischen Regime gegenüber zurückhaltend bis ablehnend, zumindest abwartend verhielten. Für Klarheit sollte deshalb eine Rede des neuen Reichserziehungsministers Rust am 4. Mai 1933 in der Aula der Universität sorgen, in der er die Professoren ob ihrer politischen Indifferenz heftig angriff und beschimpfte. Weber will ihm daraufhin, nach eigenem Bekunden, seinen Rücktritt angeboten haben, der jedoch nicht akzeptiert wurde.[70] In der Tat existiert der Beginn eines Briefentwurfs von Weber an Rust vom 6. Mai 1933. Weber schreibt: „In Ihrer großen Rede in unserer Aula haben Sie gestern das harte Wort gesprochen, die Jugend sei marschiert, die Professoren seien nicht vorn gewesen (Nebensatz von Weber unterstrichen – A.J.). Erlauben Sie einem Professor, der zu allen Zeiten der Ansicht war, dass Professor sein Bekenner sein heißt, zu diesem Ihren Wort Stellung nehmen zu dürfen, wie er es immer, seit er es mit preußischen Ministern zu tun gehabt hat, es getan hat".[71] Leider bricht das Fragment nach einem weiteren Satz ab.

Von den „Disciplinlosigkeiten und Excessen der Intoleranz" an der Berliner Universität war ganz offensichtlich auch Weber betroffen. Im Brief vom 16. Juli 1933 an den unbekannten Herrn Geheimrat berichtete er rückblikkend: „Am Anfang dieses Semesters überraschte mich ein Student mit der Äußerung: ‚Wissen Sie, Herr Professor, dass Sie nächstens eine über den Kopf gezogen bekommen?' Ich wusste, was gemeint war, war indes er-

68 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Anlage zum Fragebogen betr. politische Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus.

69 J. Werner, a. a. O., S. 72.

70 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Anlage zum Fragebogen betr. politische Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus.

71 Fragment eines Briefes von Wilhelm Weber an den Minister Rust vom 6. Mai 1933.

schrocken, dass dieser Student von Dingen wusste, die außer Wiegand und Ihnen, vielleicht (noch) einige Kollegen niemand eigentlich wissen sollte, keinesfalls aber ein Student wissen konnte. ... Mir war dies in hohem Maße peinlich, da derartige Dinge die Autorität eines Lehrers besonders in revolutionärer Zeit zu erschüttern geeignet sind. Dass nicht Überempfindlichkeit mich aus dem Gleichgewicht brachte, sondern Anlass zu ernster Sorge vorlag, mag die Tatsache Ihnen zeigen, dass wenige Tage vorher *zwei* (hervorgehoben durch Weber – A.J.) Studenten mir höchst vertraulich mitteilten, es sei unter Umständen damit zu rechnen, dass die Semestereröffnungsvorlesung gestört (unterstrichen von Weber – A.J.) werde, weil unter den Studenten unseres Institutes die Nachricht umgehe, ich sei ‚eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und darum von Minister Grimme nach Berlin berufen worden'.[72] Ich habe gerade in der ersten Vorlesung des Semesters schonungslos solche Verleumdung gebrandmarkt, gleichwohl nach einigen Tagen hören müssen, man rede von mir als dem ‚Wandelbaren'! ... Wenn ich eines sagen kann, so ist es dieses, dass ich in meinem Leben meine politische und allgemeine Haltung niemals geändert, kompromisslos bis heute gelebt habe. Um dieser Intransigenz willen bin ich oft zu Unrecht (unterstrichen von Weber – A.J.) angefeindet worden, und diese Feindschaft hat sich bis zur Unsachlichkeit bei mehreren Berufungsverhandlungen erstreckt".[73]

In einer für ihn schwierigen Lage, aber auch unter dem Eindruck jener damals allgemeinen nationalen Euphorie, unter dem Druck wachsender Intoleranz, von Denunziation, Vertrauensverlust und angesichts beruflicher Probleme entschied sich Weber für politische Eindeutigkeit. Er beugte sich, wie der ereignisnahe J. Werner es bereits 1945/46 richtig gesehen hat, den Zeitumständen, kapitulierte vor den Nationalsozialisten, schaltete sich gleich, bediente sich in der Öffentlichkeit zunehmend ihrer Phraseologie, buhlte um ihre Gunst, suchte oder bekam Kontakt zu ihren Führungskräften und wurde in das neu entstandene bzw. nationalsozialistisch erneuerte staatlich-administrative System politisch wie fachlich einbezogen. Damit mochte er manchem besonders braun erscheinen und bei einigen auch Widerwillen erregen, doch

72 Victor Klemperer erwähnt einen ähnlichen Fall in Dresden. Harry Dember (1882-1943), jüdischer Deutscher, Physiker, 1923 ordentlicher Professor an der TH Dresden, wird vorgeworfen, unter Hermann Fleißner (USPD), dem sächsischen Minister für Volksbildung 1920-1924, gegen den Willen von Rektor und Senat den Lehrstuhl erhalten zu haben. Das war Grund genug, um ihn aus der Hochschule zu werfen (V. Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1934, Berlin 2006, S. 25, 178).

73 Brief Webers vom 16. Juli 1933 an einen Herrn Geheimrat (der Brief liegt als maschinenschriftliche Kopie/Durchschlag vor; der Schluss des Briefes ist nicht erhalten).

gleichzeitig nahm er seinen nationalsozialistischen Gegnern den Wind aus den Segeln, die ihm ihrerseits den plötzlichen Wandel nicht verzeihen wollten und vielleicht auch Zweifel an seiner politisch-ideologischen Wahrhaftigkeit hegten. Weber hatte in seiner Bedrängtheit die offensive Verteidigung nach vorn angetreten.

Noch im Frühjahr 1933 habe Weber – laut J. Werner – Adolf Hitler „als den germanischen Volkskönig" gefeiert, „der siegreich durch das Brandenburger Tor Einzug hält".[74] Das war nach außen hin ein sicherlich erstes Signal seiner Bereitschaft zur Anpassung. Aber hatte nicht auch der im März 1935 von seinen Amtspflichten entbundene, aus der Universität vertriebene Altphilologe Eduard Norden (1868–1941) die Machtergreifung Hitlers 1933 überschwänglich begrüßt, „indem er einen bekannten Enniusvers durch die Änderung eines einzigen Wortes auf Hitler umdeutete und unter dem beklommenen Schweigen seiner Zuhörer (die politisch klarer sahen, was den Nichtarier Norden erwartete, als dieser selbst) lateinisch rezitierte: ‚Ein Mann allein hat uns durch seinen Wagemut den Staat wiederhergestellt' (unus homo nobis audendo restituit rem)." Dieser Auftritt Nordens ist bestens verbürgt. Derselbe Norden erklärte, getragen von einem heute schwer zu begreifenden patriotischen und nationalen Ethos, einen Tag vor seinem, an den Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts gerichteten Rücktrittsschreiben als Mitglied der Zentraldirektion, in einem Brief an seinen Schüler Erich Koestermann: „Es sieht ziemlich trübselig aus. Das Gefühl, sozusagen Staatsbürger zweiter Klasse zu sein, ist bitter … Aber was ist am Einzelnen gelegen, wenn nur das Volksganze gefestigt wird … Den Steuermann Hitler lieb ich, trotz alledem, wie Sie".[75]

1934 hielt Weber zu Semesterbeginn eine Rede unter dem Titel „Erwartungen und Forderungen eines Professors". Gleich zu Beginn positionierte er sich: „Ein Führer, den wir zwei Jahrzehnte erflehten, ist uns geschenkt. Ihn ergriffen der Krieg und die Not seines Volks. Er erweckte seinen starken Willen und seine ganze Kraft zum Kampf gegen die satanische Not. Und dieses Volk ergreift ihn, weil es den Untergang fürchtet und hasst. Die Macht ist erobert. Parteien sind zerstoben; Klassen zerfallen, Stände versinken, Weltanschauungen, Lebensauffassungen verblassen, verschwinden… Eine neue Le-

74 J. Werner, a. a. O., S. 71.

75 W. A. Schröder, Der Altertumswissenschaftler Eduard Norden (1868–1941). Das Schicksal eines deutschen Gelehrten jüdischer Abkunft, Hildesheim etc. 1999, S. 33. Im Enniusvers, der sich auf Q. Fabius Maximus Cunctator und dessen Hinhaltetaktik im 2. Punischen Krieg bezieht, hatte Norden cunctando durch audendo ersetzt.

bensform ringt sich durch". Zentrales Anliegen des Vortrages waren das Verhältnis von Lehre und Forschung und die Professoren-Studenten-Beziehung. Dazu sagte Weber viel Vernünftiges, aber dieses auch heutigen Tages Richtige und Gute wird von der Schwülstigkeit und Pathetik der Rede überwuchert und büßt dadurch an Klarheit ein. Wiederholt wird auf den 1. Weltkrieg rückverwiesen, der für Weber noch nicht vorbei zu sein scheint und in einer kalten Phase weiterläuft. Er fordert die Studenten zur Gemeinschaft auf, sieht jedoch zwei Gefahren: „Die erste: Wenn nur Kollektiv herauskommt, ist die Atomisierung nicht fern, weil das Dynamisch-Organische fehlt, dann ist die Not groß. Die zweite: Wenn nur ein Orden daraus entsteht, ist die Abschließung vom Leben gefährlich. Sozialismus ist Gemeinschaft aller schaffenden Kräfte". Zum Schluss bekennt er: „Wachen Sinnes folgen wir dem Führer in die Freiheit der Zukunft, die Alten noch voller Hoffnung, alle satanische Not beendet zu sehen, die Jungen, die uns gehören, als – ein neuer Adel im Staat des endlich geeinten, politischen Volkes".[76]

Berühmt-berüchtigt wurde Webers Rede vom 30. Januar 1935 anlässlich der Feier der Reichsgründung und der Erneuerung des Reiches durch den Führer - „Vom Neuen Reich der Deutschen". Sie gilt als authentischer Beweis für Webers nationalsozialistische Gesinnung, und wer sie liest, möchte jeden Zweifel verlieren, dass es anders gewesen sein könnte. Sie war auch der entscheidende Hinderungsgrund, dass es mit seinem Rehabilitierungsverfahren 1946-1948 nicht recht voranging. Das Erschrecken und die Widerstände, die sie ausgelöst hatte, waren nachhaltig und die harten Urteile über Weber, die sich daran knüpften, kaum oder gar nicht revidierbar. Die Folgen der Rede lasteten schwer auf ihm, und so ist es nur allzu verständlich, dass er, der das Geschehene nicht ungeschehen machen konnte, das Wie und Warum seines Auftrittes relativieren wollte. So unterstellte er seinen Widersachern, dass sie „aus einer Mücke, der Ansprache von 1935, einen Elefanten" gemacht hätten, um ihn zu verdrängen.[77] In der Anlage zum Personalfragebogen (12. Juni 1948) versucht Weber, sich zu rechtfertigen: „Am 28. Januar 1933 wehrte ich mich gegen die Zumutung des Rektors (damals der Rassentheoretiker Eugen Fischer – A.J.), dem der von ihm bestimmte Redner für die Feier des 30. Januar abgelehnt (worden – A.J.) war und eine ganze Anzahl anderer Kollegen sich versagt hatten, lange genug, bis er mir die Verantwortung für das Gelingen der Feier zuschob. Ich hielt sie schließlich, um die Universität ‚vor dro-

76 W. Weber , Erwartungen und Forderungen des Professors, 1934, S. 2f., 9f., 11.
77 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Brief von Weber an Brugsch vom 9. Mai 1947.

hender Gefahr zu retten', als anonymer Sprecher der Universität. Dafür büsse ich heute".[78] Anonym konnte Weber die Rede nicht halten. Dafür war er viel zu bekannt.

Im Brief an Brugsch vom 9. Mai 1947 äußerte er sich ähnlich: „Die inkriminierte Ansprache 1935 habe ich unter dem Druck des damaligen Rektor als anonymer Sprecher der Universität gehalten. Ihre Drucklegung hat der Rektor veranlasst, sie erschien nicht in der Öffentlichkeit. Sie war also tatsächlich eine ‚interne Angelegenheit der Universität', und alles, was ich sagte, entstammte den Forderungen des Rektors, der selbst unter dem Druck des Ministeriums stand und Drohungen der Studentenschaft nachgegeben hatte".[79] Weber irrt hier zweimal, denn die Rede wurde im Zuge ihrer Publikation öffentlich. Es stimmt zudem nicht, dass er die Rede gemäß den Einflüsterungen des Rektors verfasst habe. Im Punkt 4 der bereits genannten Anlage zur NSDAP-Erklärung von 1937 schreibt Weber, „dass meine Rede vom 30. Januar 1935 einfach die Fortsetzung meiner Reichgründungsrede vom 20. Januar 1923 (unterstrichen von Weber – A.J.) ist, die ich in Stuttgart vor 2000 Studenten von Stuttgart und Hohenheim hielt. Sie ist unter dem Titel ‚Vom vergangenen und vom zukünftigen Deutschen' damals gedruckt worden".[80] Der zitierte Punkt 4 war in anderem Zusammenhang eine Schutzbehauptung, zeigt aber des ungeachtet, dass Weber sehr wohl wusste, was er am 30. Januar 1935 an der Berliner Universität öffentlich vortrug.

Am Schluss der Rede, die geradezu panegyrisch den „Führer" feiert, steigerte sich Weber, sich an die Studenten wendend, über jedes Maß hinaus zu höchst emotionalem Pathos: „Kameraden!... Im dreifachen Sieg-Heil schwört Ihr dies bei dieser Eurer Fahne: Der unvergänglichen Jugend, dem unsterblichen Volk der Deutschen, dem ewigen Reich, unserem Führer Adolf Hitler Sieg-Heil".[81] Ein Kommentar erübrigt sich.

Weber entwickelte sich nach 1933 zu einer tief zwiespältigen Persönlichkeit. Zum Widerstand gegen die Naziherrschaft war er nicht fähig und nicht willens. Die Gründe dafür wurden dargelegt. Er war aber auch nicht der Nationalsozialist par excellence, obwohl das einige wenige seiner öffentlichen

78 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Anlage zum Fragebogen betr. politische Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus.

79 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Brief Webers an Brugsch vom 9. Mai 1947.

80 UA HUB Personalakte Wilhelm Weber, Schreiben Webers an den Rektor der Berliner Universität vom 19. Oktober 1937.

81 W. Weber, Vom Neuen Reich der Deutschen. Rede, gehalten bei der Feier der Reichsgründung und der Erneuerung des Reiches durch den Führer am 30. Januar 1935, Berlin 1935, S.16.

Auftritte vermuten lassen. Anderseits war er auch kein Mitläufer wider Willen, sondern hatte sich, den Zeitumständen geschuldet, freiwillig und vielleicht nur äußerlich für ein phrasenreiches, systemnahes Mitläufertum entschieden. Ihn als fanatischen Nationalsozialisten zu bezeichnen, scheint fragwürdig und zu oberflächlich geurteilt. Zugleich war er kein Widerständler und von jeglichem bürgerlichen Antifaschismus weit entfernt. Er war kein Rassentheoretiker, kein konsequenter Blut-und-Boden-Denker und erst recht kein Antisemit. Der Zwiespalt seines Handelns und seiner Haltung, seine Irrungen lassen sich nur aus dem historischen Kontext des Nationalsozialismus und vor dem Hintergrund der sozialen Misere nach dem verlorenen 1. Weltkrieg und dem „Versailler Schmachfrieden" erklären. Dass er den falschen Weg einschlug, lag darüber hinaus an seiner Persönlichkeit und dem, was Vogt als „er trug das Vaterland in seinem Herzen" bezeichnete.[82] Verstand und Herz hätten ihm eine andere Richtung weisen können, ja müssen, und tatsächlich scheint er allmählich, insbesondere nach dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 und dem Fall von Stalingrad, auf Distanz zum nationalsozialistischen Regime gegangen zu sein. Es sollte bei Weber unterschieden werden zwischen einerseits seinen demonstrativ zur Schau gestellten nationalsozialistischen Äußerungen und andererseits seinen Publikationen und ihren Inhalten, die - ungeachtet des etwas sonderbaren Stils - zumeist sachlich blieben, seiner wissenschaftlichen Verantwortung, an die er sich nach wie vor gebunden fühlte, und seinem Versuch, die Alte Geschichte auf eine breitere, über den puren Positivismus hinausreichende methodische Grundlage zu stellen, wofür er nach 1933 eine besondere Chance erkannt zu haben glaubte.

Dennoch, so bitter die Feststellung auch ist, Weber hatte 1933 – und danach – wie viele andere seines Standes versagt: als Mensch, als Intellektueller, Wissender und politischer Kopf.

Mit Wolfgang Koeppens alter ego Philipp in „Tauben im Gras" könnte man hinsichtlich Weber zugespitzt sagen: „Unfähig, feige, überflüssig bin ich: ein deutscher Schriftsteller (abgewandelt: ein deutscher Althistoriker)... Ich drückte mich durch die Diktatur".

82 J. Vogt, Wilhelm Weber + , Nachruf, S.178.

Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin *107(2010), 169–171*

Nachruf auf Prof. Dr. Gregor Damaschun

* 05.02.1938 † 26.07.09

Die Funktion von Biopolymeren wird durch ihre Struktur bestimmt. Das trifft in besonderem Maße für Proteine zu, die zahlreiche experimentell schwer zu erfassende Zustände einnehmen können. Der erste methodische Durchbruch auf diesem Gebiet gelang Perutz mit der Analyse der Kristallstruktur des Hämoglobins. Seine Herangehensweise revolutionierte danach auch das Verständnis für enzymatische Prozesse, die den Stoffwechsel der lebenden Materie katalysieren. Enzyme verfügen außer über ein katalytisches Zentrum, an dem die Reaktionspartner gebunden werden, oft auch über ein allostrisches Zentrum. An ihm binden Effektoren, woraus entweder eine Aktivierung oder Hemmung der Reaktionsgeschwindigkeit resultiert. Die Aufklärung der Proteinstruktur von Enzymen im kristallinisierten aktiven und inaktiven Zustand erlaubt somit die dabei maximal auftretenden Veränderungen in der Konformation zu bestimmen. Mit einem solchen methodischen Ansatz lassen sich aber auch die funktionellen Konsequenzen eines mutierten Proteins erfassen oder Faltungsvorgänge bei der Biosynthese von Proteinen verfolgen. Voraussetzung für die Durchführung derartiger Studien waren methodische Entwicklungen zur Reindarstellung und Kristallisation von Proteinen sowie von Methoden, mit denen sich kristalline Strukturen von Biopolymeren exakt bestimmen lassen.

Die aus den ersten experimentellen Befunden ableitbaren Zielstellungen waren für die Biowissenschaften von hoher Aktualität und zugleich eine große methodische Herausforderung. Am Zentralinstitut der Akademie der Wissenschaften der DDR in Berlin-Buch (heute Max-Delbrück-Centrum) wurde deshalb in den 60er Jahren eine Forschungsgruppe „Physik der Biopolymere“ gegründet und auf Vorschlag von Frau Prof. Boll-Dornberger Dr. Gregor Damaschun zu ihrem Leiter berufen. Zuvor studierte er von 1955-1961 Physik und Physikalische Chemie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena und schloss seine erfolgreiche Ausbildung mit der Promotion ab. Vor der Aufnahme seiner Tätigkeit an der AdW erläuterte Damaschun im Beisein seiner Mentorin, Prof. Boll-Dornberger, seine Forschungskonzeption im Rahmen

eines Kolloquiums im Institut für Biochemie der Charité und wurde in seinem Vorhaben von Prof. Rapoport aktiv unterstützt. Seine Bucher Forschungsgruppe, zu der auch seine Ehefrau Hilde Damaschun zählte, erarbeitete sich ein breites Methodenspektrum. Dazu gehörten die Etablierung der Röntgenkleinwinkelstreuung, die Messung der dynamischen Lichtstreuung, Methoden zur Erfassung zeitabhängiger Änderungen von spektroskopischen Signalen, die Kernspinresonanz u. a.. Die ersten wissenschaftlichen Arbeiten waren folgerichtig methodisch orientiert. Sehr bald wurde die Forschungsgruppe von Damaschun ein gefragter Kooperationspartner. Über 200 Publikationen belegen die Vielfalt der bearbeiteten Themen. Forschungsobjekte, an denen spezifische Strukturveränderungen und unterschiedliche Faltungsstrukturen analysiert wurden, waren die Phosphoglyceratkinase und Alkoholdehydrogenase der Hefe, die Ribonukleasen A und T1, ribosomale 5S RNA von E. coli und Rattenleber, Apocytochrom C, α-Lactalbumin, Prothymosin α, Streptokinase, die Tryptophansynthase von E. coli und das Hämagglutinin des Influenzavirus. Konformationseigenschaften wurden weiterhin von unterschiedlich temperaturstabilen Plasminogen-aktivierten Staphylokinasen charakterisiert sowie Strukturunterschiede von Mononucleosomen und Polynucleosomen aufgeklärt. Darüber hinaus untersuchte die Forschungsgruppe Sekundärstrukturen des Legumins von Vicia faba und der 11-S-Globuline von Sonnenblumen und Rapssamen. Zu den Forschungsobjekten zählten auch Nanopartikel, bestehend aus Acrylsäurecoplymer, bei denen auftretende strukturelle Veränderungen bei der Freisetzung von Medikamenten bestimmt wurden. Mehrere Arbeiten führten G. und H. Damaschun auch an Stärken durch. Sie wiesen 3 verschiedene kristalline Konformationen in nativen und enzymatisch partiell abgebauten Stärken nach. Unterschiedliche Strukturveränderungen ließen sich in den Kristallstrukturen von granulärer Roggenstärke bei Modifikationen wie Schwellung und Löslichkeit aufzeigen. Mit zu den letzten Experimenten zählten Untersuchungen über den Anteil und den Typ der Kristallstrukturen und die Homogenität ihrer Anordnung in resistenten Stärken Typ 3, die aus unterschiedlichen pflanzlichen Quellen hergestellt waren. Für die Durchführung dieser Arbeiten bin ich dem Ehepaar Damaschun zu großem Dank verpflichtet.

Die Arbeiten der Forschungsgruppe von Damaschun fanden international eine große Resonanz, denn sie trugen wesentlich zum Verständnis der Strukturen von Biopolymeren und den Vorstellungen über ihre dynamische Variabilität bei. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen wurde Gre-

gor Damaschun 1981 zum Professor berufen; 1996 wurde er zum Mitglied der Leibniz-Sozietät gewählt.

Im Rahmen der Lehrverpflichtungen, die mit der Professur verbunden waren, führte er Vorlesungen und Praktika für Studenten der Biologie und Biophysik an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin durch. Dank seiner ruhigen, didaktisch überzeugenden Art der Stoffvermittlung wurden seine anspruchsvollen Lehrveranstaltungen von den Studenten hoch geschätzt.

Seine Freizeit verlebte Gregor Damaschun gerne an der Ostsee. Dort fand er die Ruhe und Entspannung, die ihm das Austüfteln neuer methodischer Strategien leichter machte. Seine Familie erfüllte ihm deshalb nach seinem Ableben den letzten Wunsch, seine Asche in der von ihm geliebten Ostsee zu verstreuen. Mit dem Tod von Gregor Damaschun haben wir eine herausragende Persönlichkeit und einen klugen, erfolgreichen Wissenschaftler verloren. Er wird in unserer Erinnerung lebendig bleiben.

Gisela Jacobasch

107(2010), 172–175 *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin*

Nachruf auf Prof. Dr. Joachim Herrmann

* 19. Dezember 1932 † 25.Februar 2010

Für seine Kollegen, Freunde und Mitstreiter noch immer viel zu früh, hat uns Joachim Herrmann am 25. Februar 2010 im 78. Lebensjahr für immer verlassen.

Geboren am 19. Dezember 1932 in Lübnitz unweit Belzig im Hohen Fläming (westliches Brandenburg), waren sein Lebensweg und Schaffen über mehr als ein halbes Jahrhundert eng mit der Berliner Akademie der Wissenschaften und in deren Nachfolge mit der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften verknüpft.

1955, noch drei Jahre vor seiner Promotion, nahm er eine Tätigkeit als Mitarbeiter bei der damaligen Deutschen Akademie der Wissenschaften am Institut für Vor- und Frühgeschichte auf. Nach Promotion 1958[1] und Habilitation 1966[2] an der Berliner Humboldt-Universität folgte 1969 die Berufung zum Professor sowie zum Direktor[3] des neu gegründeten Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie (ZIAGA) der Akademie, in dem auch das frühere Institut für Vor- und Frühgeschichte aufging. Bis zur wendeabhängigen Auflösung dieser akademischen Strukturen 1991 blieb er in dieser Funktion tätig.

Die fachliche Legitimation für diese berufliche Entwicklung wie auch der resultierende Beitrag für die öffentliche Wirksamkeit der Akademie sowie der archäologischen Forschung im Inland stützte sich zunächst auf sein in insgesamt mehr als sechs Monographien[4] und vielen Aufsätzen im Fachschriftentum dokumentiertes hohes Engagement für „die archäologische Erforschung von Geschichte und Kultur slawischer Stämme und Völker im Mittelalter des östlichen Mitteleuropa“ (K.-D. Jäger in Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 59, 2003, S. 141) nach deren jahrzehntelanger weitgehender

1 Ausgrabungen und Funde 4 (2), 1959, S. 107.
2 Ebenda 11 (3), 1966, S. 171.
3 Ebenda 14 (6), 1969, S. 329-330.
4 A. Leube (2010), Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland – 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden (Bonn: Habelt), S. 148- 149.

Vernachlässigung im 20. Jh. gerade und besonders in Deutschland. Bereits anlässlich seines 70. Geburtstages war die Feststellung unausweichlich, dass „ihre Reaktivierung und wesentlichen Ergebnisse in den Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkrieges … in besonderem Maße und untrennbar mit dem Namen von Joachim Herrmann verbunden“ sind (vgl. Sitzungsberichte … 59, 2003, wie oben).

Aus gleichem Anlass ist sein vielfältiges und erfolgreiches Wirken in diesem fachlichen Rahmen detailreich nachgezeichnet worden und soll deshalb an dieser Stelle nicht wiederholt werden (vgl. Jäger a. a. O., S. 141-149). Nicht unerwähnt bleiben darf die besondere Wertschätzung seiner fachlichen Leistungen durch einen Gratulanten aus Polen bei gleicher Gelegenheit, wonach die resultierenden „Veröffentlichungen jetzt zur grundlegenden Ausstattung der Werkstatt jedes Mediävisten“ zählen, mit dem Resümee „ohne Hermanns Werke geht es in der europäischen Mittelalterforschung nicht“ (L. Lęciewicz in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 59, 2003, S. 151).

Die schon in den frühen Veröffentlichungen deutlich zutage getretene Befähigung und Neigung Hs zu interdisziplinären Aufgabenstellungen und Problemlösungen kam nach Übernahme des Direktorates im ZIAGA voll zum Tragen, nicht nur in der Förderung, sondern auch in wesentlichen eigenen Beiträgen zur archäologischen Forschung in einem sehr weiten thematischen Rahmen und weit über die archäologische Erforschung des slawischen Mittelalters hinaus, von Fragen der Menschwerdung bis hin zu solchen des „klassischen“ mittelmeerischen Altertums, was Armin Jähne in dem vorstehend mehrfach zitierten Jubiläumsheft anlässlich seines 70. Geburtstages eindrucksvoll verdeutlicht hat (A. Jähne in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 59, 2003, S. 152-155).

Der in dieser Weise wohlfundierte Entwurf eines Gesamtbildes zum „Aufstieg der Menschheit zwischen Naturgeschichte und Weltgeschichte“ versuchte, unabhängig von vielen Detailleistungen und editorischen Unternehmungen im Rahmen der Berliner AdW den aktuellen Stand archäologischer Forschung und Erkenntnis in einem globalen Rahmen zu resümieren (J. Herrmann, Spuren des Prometheus, 1. Aufl. 1975, 2. Auflage. 1977). Seine zahlreichen Einzelbeiträge zum gegenwärtigen Stand archäologischer Forschung in Europa sind hier nicht nochmals aufzulisten. Anerkennung in der deutschen archäologischen Forschung fanden seine vielfältigen Beiträge und Leistungen 1982 mit der Wahl als Ordentliches Mitglied (OM) in das Deutsche Archäologische Institut (DAI).

Dem überregionalen Geltungsanspruch von Arbeiten, Erkenntnissen und Veröffentlichungen von Joachim Herrmann entspricht die ihm zuteil gewordene internationale Anerkennung. Sie wurde bereits 1970 deutlich mit der Vergabe des II. Internationalen Kongresses für Slawische Archäologie nach Berlin, der unter seiner Leitung stattfand. Die Polnische Akademie der Wissenschaften wählte ihn als Mitglied, und die Polnische Archäologische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied. In der Union Internationale des Sciences Préhistoriques et Protohistoriques (UISPP) wurde er 1977 anlässlich ihres 11. Internationalen Kongresses in Mainz zum Mitglied des Comité Exécutif gewählt[5], und 1985 wurde er Mitglied im Büro des Comité International des Sciences Historiques (CIH), eine Funktion, die durch Wiederwahl anlässlich des Internationalen Historiker-Kongresses in Madrid 1990 ihre Bestätigung erfuhr[6].

Im gleichen Jahr würdigte die Universität Athen seine Verdienste um Erforschung und Würdigung des Erbes von Heinrich Schliemann mit der Verleihung des Ehrendoktortitels[7].

Die vielfältigen fachlichen Eigenleistungen und internationalen Anerkennungen wurden flankiert und ergänzt durch umfangreiche wissenschaftsorganisatorische Verpflichtungen Herrmanns im Rahmen der Akademie. In der Berliner Akademie der Vorwendezeit leitete er die Klasse für Literatur-, Sprach-, Geschichts- und Kunstwissenschaften als Sekretar.[8] Bis zur Auflösung der überkommenen Akademie-Strukturen war er noch 1991 Mitglied im Präsidium und Senat[9] und nahm vor Vollzug der Auflösung als Vertreter des Akademie-Plenums am „Runden Tisch“ der vormaligen Akademie teil.[10]

Entscheidungen und Maßnahmen des damaligen Berliner Senats zielten auf die Liquidation dieser Akademie, denn „die auf Grund ihrer wissenschaftlichen Leistungen und in ausschließlich geheimer Wahl bestimmten Mitglieder sollten aus ihren Rechten und Pflichten entlassen werden“[11]. Im Verein mit anderen wie u. a. dem Mediziner H. Klinkmann als Präsident, dem Juri-

5 Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 29, 1978, S. 747.
6 Schreiben vom 20.09.1990 von AkM. Prof. Dr. Schettler (AdW Heidelberg) an den damaligen Präsidenten der Berliner AdW, Prof. Dr. H. Klinkmann.
7 Vgl. A. Jähne in Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 59, 2003, S. 155.
8 Jahrbuch 1990/91 der Akademie der Wissenschaften der DDR und der Koordinierungs- und Abwicklungsstelle für die Institute und Einrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR (KAI-AdW), 1994, S. 22 sowie S. 4 (Berlin, Akademie-Verlag).
9 Jahrbuch 1990/91 … (wie vorstehend), S. 4.
10 Ebenda, S. 6.
11 H. Hörz (2004) in Leibniz-Sozietät e.V., S. 5.

sten H. Klenner, dem Byzantinisten J. Irmscher oder dem Physiker K. Lanius war Joachim Herrmann darum bemüht, die Akademie-Arbeit fortzusetzen, was letztendlich im Rahmen der Leibniz-Sozietät gelungen ist.

Am letztendlichen Erfolg dieser Bemühungen hatte Joachim Herrmann als jahrelanger Sekretar der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften der Sozietät bis zum Jahre 2008 maßgeblichen Anteil. Diese engagierte und erfolgreiche Arbeit in der Sozietät erfuhr 2009 ihre wohlverdiente Würdigung durch die Verleihung der David-Ernst-Jablonski-Medaille.[12]

Im gleichen Zeitraum gelang es ihm darüber hinaus, mit der 5-bändigen monographischen Veröffentlichung der Ausgrabungen in der slawenzeitlichen Siedlungskammer von Ralswieck (Insel Rügen) auch seine nicht minder erfolgreiche fachliche Arbeit zu Krönung und Abschluss zu bringen.[13]

Joachim Herrmann war ein umfassend gebildeter, hochproduktiver und ausgesprochen kreativer Wissenschaftler, der Teamarbeit unbürokratisch und stets ergebnisorientiert zu organisieren und zu leisten wusste. Von seinen Mitarbeitern verlangte er viel, weit mehr aber von sich selbst. Seine Kollegen und Freunde werden ihn sehr vermissen.

Klaus-Dieter Jäger

---

12 Leibniz intern, Nr. 44 vom 1.8.2009, S. 2.

13 J. Herrmann 1997/2008, Ralswieck auf Rügen - Die slawisch-wikingischen Siedlungen und deren Hinterland (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte von Mecklenburg-Vorpommern 32), 5 Bde., Lübstorf 1997-2008.

107(2010), 176–180 *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin*

Hannelore Bernhardt

Leonhard Euler 1707–1783
Mathematiker – Mechaniker – Physiker

Gerd Biegel, Angela Klein und Thomas Sonar (Hg.), Disquistiones Historiae Scientiarum. Braunschweiger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte Bd. 3. Braunschweigisches Landesmuseum. Braunschweig 2008, Großformat 527 S. ISBN-Nr. 978-3-927939-79-0

Die Literatur zu Leben und Werk von Leonhard Euler ist selbst für die Wissenschaftshistoriker fast nur noch hinsichtlich der einzelnen von Euler bearbeiteten Fachgebiete überschaubar. Und das sind ihrer zahlreiche! Nun ist dem – aus gutem Grund – ein weiterer umfangreicher Band hinzugefügt worden, der den Anspruch erheben darf, fast alle Seiten des Eulerschen Schaffens in weitem Rahmen zu beleuchten (vgl. z. B. aus neuerer Zeit auch Band 94 der Sitz.-Ber. der Leibniz-Sozietät 2008).

Im Jahre 2007, dem „Jahr der Geisteswissenschaften“, führte Braunschweig den Titel „Stadt der Wissenschaft“. Dies war dem Braunschweigischen Landesmuseums zugleich Anlass, des 300. Geburtstages von Leonhard Euler in Ausstellung und Vortragsreihe zu gedenken. Dabei ging es – wie es im Vorwort heißt – „in der Erforschung, Darstellung und Vermittlung von wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen um Kooperation unterschiedlicher Fachrichtungen“, für die sich das „Projekt Euler“ in hervorragender Weise angeboten habe. So erarbeiteten Wissenschaftler der wissenschaftshistorischen Institute der Universitäten Braunschweig, Hamburg und München unter Leitung von Vertretern des Braunschweigischen Landesmuseums, unterstützt von zahlreichen KollegInnen mit ihren zugelieferten Beiträgen einen „Vortragsband“, der dem ungewöhnlich vielgestaltigen Lebenswerk Eulers in hohem Maße entgegen kommt. Daß das „Projekt“ auf „Nachhaltigkeit angelegt war,

macht auch deutlich, daß dieser Ergebnisband nun im Jahr der Mathematik erscheint“ (S. 9, Vorwort G. Biegel).

Das vorgelegte Werk umfasst insgesamt 28 Beiträge. Dem Leben Leonhard Eulers sind in einem ersten Teil des Bandes fünf Arbeiten gewidmet, die erste der Kindheit und Jugend in Basel der Jahre 1707–1727, dem ersten Aufenthalt in Petersburg von 1727–1741 und den Jahren in Berlin 1741–1766. Die zweite Abhandlung beleuchtet die Freundschaft zwischen Euler und Lomonossow. Ein weiterer Beitrag befasst sich mit Eulers zweitem Aufenthalt in Petersburg von 1766 bis zu seinem Tod im Jahre 1783. Abschließend wird die „Tragikomödie zwischen Euler, Voltaire und Maupertius“ vorgeführt, in der es bekanntlich um das Prinzip der kleinsten Wirkung geht.

Im zweiten Teil des Bandes „Eulers Werk“, unterteilt in „Mathematik“, „Naturwissenschaften /Physik, Astronomie, Mechanik“ bzw. „Naturwissenschaften /Physik und Astronomie, Optik“ sowie „Technik“ und „Die Vielseitigkeit Eulers“ wird mit 23 Beiträgen Eulers wissenschaftliches, in Einzelheiten hier nur im Überblick zu referierendes Werk dargestellt: Mathematik (Analysis, Zahlentheorie, Algebra, Variationstheorie), Physik (Mechanik, Ballistik, Optik), Astronomie (Kometentheorie), Technik (Schiffstheorie, Hydraulik, Wasserräder und Turbinen), Geographie, Musiktheorie, Philosophie. Es zeigt sich, wie schwierig, ja fast unmöglich es ist, der gewaltigen Größe des Eulerschen Werkes gerecht zu werden.

Wenngleich die einzelnen Arbeiten von insgesamt neunzehn Autoren verfasst wurden und sich sprachlich und stilistisch deutlich voreinander unterscheiden, ist eine gemeinsame Grundkonzeption erkennbar: Alle von Euler behandelten Problemkreise sind nicht als solche herausgehoben dargestellt, sondern – wie es grundsätzlich sein sollte – im weiten Umfeld (von der Antike gelegentlich bis in die heutige Zeit) in wissenschafts-, technik- und bisweilen auch philosophisch-kulturhistorische Entwicklungen eingebettet. Das erklärt sich sicher nicht zuletzt aus den Anforderungen an das eine Ausstellung begleitende Werk, erhöht aber den Wert des Ganzen erheblich. Beispielsweise erfährt der Leser manches über die Geschichte der Städte, in denen Euler lebte, über die Entwicklung der Akademien, an denen er wirkte, über seine wissenschaftlichen Zeitgenossen und Diskussionspartner, vor allem aber über die Geschichte experimenteller Erfahrungen und wissenschaftlicher Theorien, an die Euler bereichernd anknüpfen konnte, und in gewissen Grenzen auch über ihre Weiterentwicklung durch seine Nachfolger. Eine große Zahl von Personen, die nur mittelbar oder gar nicht mit Euler im Zusammenhang stehen, finden hier erstaunlicherweise Erwähnung.

Allerdings scheinen sich die Autoren der einzelnen Beiträge nicht untereinander abgestimmt zu haben, so dass sich vielfach Wiederholungen finden, sowohl was Jahreszahlen, Personen, Lebensumstände als auch die wissenschaftlichen Arbeiten betrifft. Dabei kann der Leser die im 18. Jahrhundert schon enge internationale Verflechtung von Wissenschaft und Technik in vielen Passagen des Bandes erkennen, die sich im Werk Eulers widerspiegelt. Der Baseler ging ja zunächst nach Petersburg an die Akademie, wechselte nach Jahren fruchtbarer Tätigkeit an die Berliner Akademie, blieb dort in enger Verbindung zu seiner vormaligen Wirkungsstätte, an die er nach 25 Jahren noch einmal bis an sein Lebensende zurückkehrte, anerkannt und verehrt schon damals in der wissenschaftlichen Welt Europas.

Euler stand – wie an zahlreichen Beispielen des vorgelegten Werkes deutlich herausgestellt ist – mit den wissenschaftlichen Eliten seiner Zeit in ständiger Verbindung, pflegte mit unterschiedlicher Intensität und gelegentlich auch mit kritischen Akzenten Diskussionen zu den Ergebnissen ihrer und seiner Forschungen. Seine Kontakte erstreckten sich von Russland über Deutschland, die Schweiz nach Frankreich und England und betrafen alle in jener Periode behandelten Zweige der Mathematik und ihrer Anwendungen. Insofern kann der hier zu besprechende Band im guten Sinne als ein profunder Beitrag zur Geschichte der Mathematik des 18. Jahrhunderts angesehen werden.

Eine Reihe von Beiträgen, die vergnüglich zu lesen sind, tragen populärwissenschaftlichen Charakter. Andere wiederum erfordern für volles Verständnis intensive gedankliche Mitarbeit vor allem seitens Nichtmathematikern und -technikern, so wenn der Leser „von der Integralrechnung zum Fundamentalsatz der Algebra“ geführt wird, wenn es um Gleichungstheorie, um „Eulers Weg zur Zahlentheorie“, um den Großen Fermatschen Satz, um Musiktheorie und all jene Probleme geht, die der mathematischen Physik des 18. Jahrhunderts eigen waren. Das betrifft ferner u. a. auch die Abhandlung über die „Entwicklung des Zahnrades und Eulers Einfluß auf die Entwicklung der Verzahnung“, Eulers Aufsatz „zur Physik der Reaktionsturbine – wichtiger Baustein zur Technikgeschichte der Wasserräder, Turbinen und anderer Energiewandlungs-Maschinen“ oder über den „Drallsatz und seine Auswirkungen“. Diese technikhistorischen Darlegungen finden sich in der Literatur zu Euler selten und stellen daher durchaus eine Bereicherung dar. Ein Beitrag über Eulers bedeutende Arbeiten zur Mondtheorie (1753 und 1772) ist leider in dem Band ebenso wenig enthalten wie nähere Ausführungen über die für jene Zeit so gewichtigen Preisaufgaben.

Der letzte Teil des Bandes ist der „Entwicklung der Geographie in Russland und Leonhard Euler“, seiner Musiktheorie sowie philosophischen Problemen gewidmet, die sich um die „Briefe an eine deutsche Prinzessin ranken“. Auch schließen philosophische Betrachtungen orientierende Fragestellungen etwa danach ein „Was ist Mathematik?“. Die Rezeption des Eulerschen Werkes vor allem seitens seiner Zeitgenossen, weniger durch nachfolgende Gelehrte, beschließt den Band.

Relativ sparsam integrierte Formeln und Skizzen verdeutlichen und veranschaulichen dennoch Zusammenhänge. Eine große Zahl von Abbildungen, die sicher Ausstellungsgegenstände repräsentieren, ergänzen die einzelnen Beiträge in vorteilhafter Weise. Vielfach eingefügte Zitate, die den mathematischen Zeitgeist vortrefflich widerspiegeln, sind in der Mehrzahl im Original, den Gepflogenheiten jener Zeit in lateinischer oder französischer Sprache sowie zugleich in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Dabei fällt auf, dass sich für gleiche Zitate in der Literatur unterschiedliche deutschsprachige Formulierungen finden (Zitat H. Löwe S. 227/228 und an anderer Stelle L. Budach: Sitz.-Ber. der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften 94 (2008), S. 44/45). Es handelt sich hierbei um das berühmte Königsberger Brückenproblem, Ausgangspunkt der modernen algebraischen Topologie.

Alle Beiträge sind sorgfältig erarbeitet, einige etwas weitschweifig angelegt, so dass sich mancher Leser vielleicht hindurchkämpfen muss. Eulers Arbeiten werden entweder eingehend analysiert oder auch nur mehr referiert. Die vorgelegten Texte enden zumeist mit Schlussbetrachtungen, die einen raschen Einblick in den jeweiligen Inhalt gewähren, und sind mit zahlreichen ergänzenden Anmerkungen und umfangreichen Literaturangaben versehen. Gleichwohl vermisst man sie an einigen wenigen Stellen (z. B. C. G. Jacobi über Euler, Thiele S. 65). Größtenteils ist für Eulers Arbeiten die Quelle in den Leonardi Euleri Opera Omnia angefügt. Schlagwort- und Namensverzeichnis fehlen.

Kleine Ungenauigkeiten schleichen sich naturgemäß ein, sollten aber den Gesamteindruck nicht wesentlich beeinträchtigen. Als Gründungsdatum für die Petersburger Akademie ist einmal das Jahr 1724 und an anderer Stelle 1725 angegeben. Der Erlass zur Gründung und die Verfassung der Gründungsordnung stammen aus dem Jahre 1724, die Eröffnung erfolgte am 15.8.1725. Als Erscheinungsjahr für „Mechanica sive motus scientia analytice exposita“ wird bei unterschiedlicher Groß- bzw. Kleinschreibung der jeweils ersten Buchstaben auf S. 242 das Jahr 1735 angegeben, auf S. 265 dann richtig 1736. Fehlerhaft ist die Angabe des Jahres 1660 für die Gründung der

Universität Basel (Thiele S. 21), richtig ist 1460 (auf Grund eines Privilegs von Papst Pius II. aus dem Jahre 1459 - Bdt).

Wie wurde doch einmal auf einer Euler-Veranstaltung formuliert? Wer sich Euler nähert, wird erschlagen. Auch das vorgelegte Werk kann man nicht wie eine Reisebeschreibung durchlesen, sollte es aber unbedingt peu à peu tun! Es bringt allen wissenschaftshistorisch Interessierten hohen Gewinn.